Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

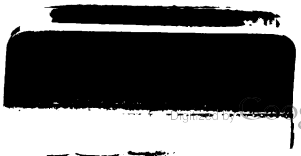
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PROPERTY OF
The University of Michigan Libraries
1917
ARTES SCIENTIA VERITAS



Digitized by Google

Digitized by Google

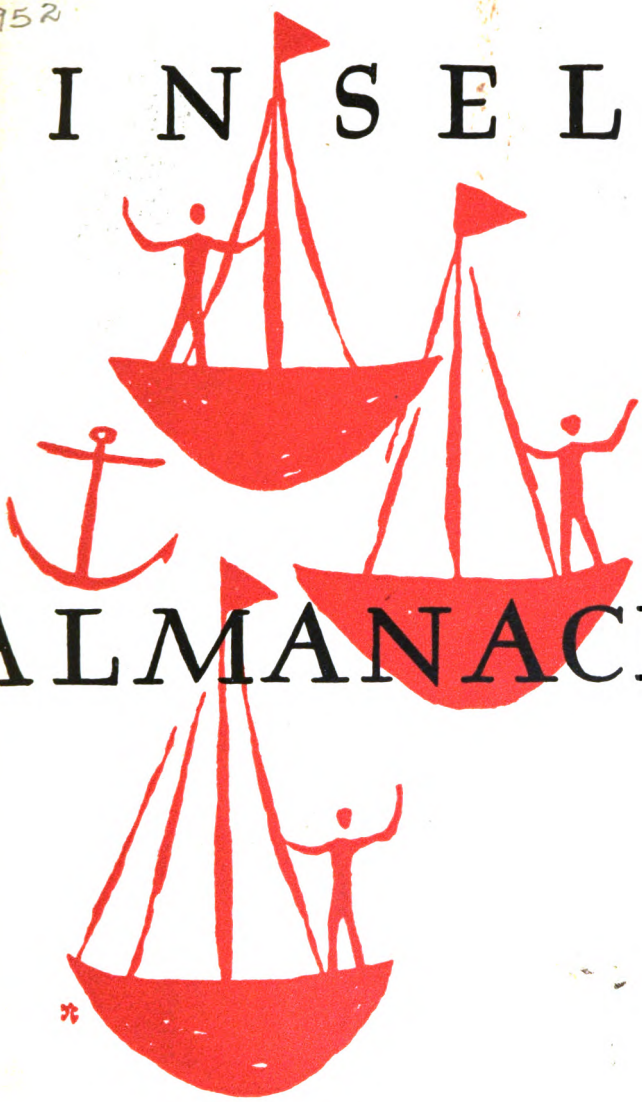
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

830.6
I58
1952

INSEL ALMANACH



1952

Digitized by Google
UNIVERSITY OF MICH

Digitized by Google

INSEL ALMANACH 1952

IM INSEL-VERLAG

Digitized by Google

830.6
I58
1952-53

Digitized by Google

13-13

68 547 AA A 30

Es wird auch diese Zeit ihre Sonnenwende finden. Das Menschenherz verstäubt, aber nie sein Ziel. Wie nach den Naturkundigen ein ganzes Pflanzen- und Tierreich sich niederschlagen mußte als Blumenerde und Unterlage für das Menschenreich: so ist die Asche der schlimmern Zeiten das Düngesalz der bessern. Jeder verbessere und revolutioniere nur vor allen Dingen statt der Zeit sein Ich; dann gibt sich alles, weil die Zeit aus Ichs besteht. Er arbeite und grabe still mit seiner Lampe an der Stirn in seinem dunkeln Bezirke und Schachte fort, unbekümmert um das Auf- und Abrauschen der Wasserwerke; und falls die Flammen, worein die Grubenlichter die Bergschwaden setzen, ihn ergriffen: so wäre doch für die künftigen Knappen die Luft gesäubert.

Jean Paul

Digitized by Google

Digitized by Google

Immer tätiger nach innen und außen fortwirkender poetischer Bildungstrieb macht den Mittelpunkt und die Base seiner Existenz; hat man den gefaßt, so lösen sich alle übrigen anscheinenden Widersprüche. Da dieser Trieb rastlos ist, so muß er, um sich nicht stofflos selbst zu verzehren, sich nach außen wenden und, da er nicht beschauend, sondern nur praktisch ist, nach außen ihrer Richtung entgegenwirken. Daher die vielen falschen Tendenzen zur bildenden Kunst, zu der er kein Organ, zum tätigen Leben, wozu er keine Biegsamkeit, zu den Wissenschaften, wozu er nicht genug Beharrlichkeit hat; da er sich aber gegen alle drei bildend verhält, auf Realität des Stoffs und Gehalts und auf Einheit und Schicklichkeit der Form überall dringen muß, so sind selbst diese falschen Richtungen des Strebens nicht unfruchtbar nach außen und innen. In den bildenden Künsten arbeitete er so lange, bis er sich den Begriff sowohl der Gegenstände als der Behandlung eigen machte und auf den Standpunkt gelangte, wo er sie zugleich übersehen und seine Unfähigkeit dazu einsehen konnte; seine teilnehmende Betrachtung ist dadurch erst rein geworden. In Geschäften ist er brauchbar, wenn dasselbe einer gewissen Folge bedarf und zuletzt auf irgendeine Weise ein dauerndes Werk daraus entspringt oder wenigstens unterweges immer etwas Gebildetes erscheint; bei Hindernissen hat er keine Biegsamkeit, aber er gibt nach, er widersteht mit Gewalt, er dauert aus oder er wirft weg, je nachdem seine Überzeugung oder seine Stimmung es ihm im Augenblicke gebieten; er kann alles geschehen lassen, was geschieht und was Bedürfnis, Kunst und Handwerk hervorbringen; nur dann muß er die Augen wegkehren, wenn die Menschen nach Instinkt handeln und nach Zwecken zu handeln sich anmaßen. Seitdem er hat einsehen lernen, daß es bei den Wissenschaften mehr auf die Bildung des Geists, der

Digitized by Google

sie behandelt, als auf die Gegenstände selbst ankommt, seitdem hat er das, was sonst nur ein zufälliges unbestimmtes Streben war, hat er dieser Geistestätigkeit nicht entsagt, sondern sie nur mehr reguliert und lieber gewonnen; so wie er sich jenen andern beiden Tendenzen, die ihm teils habituell, teils durch Verhältnisse unerläßlich geworden, sich nicht ganz entzieht, sondern sie nur mit mehr Bewußtsein und in der Beschränkung, die er kennt, gelegentlich ausübt, um so mehr, da das, was eine Geisteskraft mäßig ausbildet, einer jeden andern zustatten kommt. Den besondern Charakter seines poetischen Bildungstriebes mögen andere bezeichnen; leider hat sich seine Natur sowohl dem Stoff als der Form nach durch viele Hindernisse und Schwierigkeiten ausgebildet und kann erst spät mit einigem Bewußtsein wirken, indes die Zeit der größten Energie vorüber ist. Eine Besonderheit, die ihn sowohl als Künstler als auch als Menschen immer bestimmt, ist die Reizbarkeit und Beweglichkeit, welche sogleich die Stimmung von dem gegenwärtigen Gegenstand empfängt, und ihn also entweder fliehen oder sich mit ihm vereinigen muß. So ist es mit Büchern, mit Menschen und Gesellschaften; er darf nicht lesen, ohne durch das Buch bestimmt zu werden, er ist nicht gestimmt, ohne daß er, die Richtung sei ihm so wenig eigen als möglich, tätig dagegen zu wirken und etwas ähnliches hervorzubringen strebt.

Ich habe niemals einen präsumtuoseren Menschen gekannt als mich selbst, und daß ich das sage, zeigt schon, daß wahr ist, was ich sage.
Niemals glaubte ich, daß etwas zu erreichen wäre, immer dacht ich, ich hätt es schon. Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch nur ein Mensch wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen

Digitized by Google

suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen.
Erst war ich den Menschen unbequem durch meinen Irrtum, dann durch meinen Ernst. Ich mochte mich stellen, wie ich wollte, so war ich allein.

Gelassen beobachtende Freunde pflegen gemeiniglich die genialischen Nachtwandler unsanft mitunter aufzuwecken, durch Bemerkungen, die gerade das innerste mystische Leben solcher begünstigten oder, wenn man will, bevorteilten Naturkinder aufheben und zerstören. In meiner besten Zeit sagten mir öfters Freunde, die mich freilich kennen mußten: was ich lebte, sei besser, als was ich spreche, dieses besser, als was ich schreibe, und das Geschriebene besser als das Gedruckte.
Durch solche wohlgemeinte, ja schmeichelhafte Reden bewirkten sie jedoch nichts Gutes, denn sie vermehrten dadurch die in mir ohnehin obwaltende Verachtung des Augenblicks, und es ward eine nicht zu überwindende Gewohnheit, das, was gesprochen und geschrieben ward, zu vernachlässigen und manches, was der Aufbewahrung wohl wert gewesen wäre, gleichgültig dahinfahren zu lassen.

Ich war mir edler, großer Zwecke bewußt, konnte aber niemals die Bedingungen begreifen, unter denen ich wirkte; was mir mangelte, merkt ich wohl, was an mir zuviel sei, gleichfalls; deshalb unterließ ich nicht, mich zu bilden, nach außen und von innen. Und doch blieb es beim Alten. Ich verfolgte jeden Zweck mit Ernst, Gewalt und Treue; dabei gelang mir oft, widerspenstige Bedingungen vollkommen zu überwinden, oft aber auch scheiterte ich daran, weil ich Nachgeben und Umgehen nicht lernen konnte. Und so ging mein Leben hin unter Tun und Genießen, Leiden und Widerstreben; unter Liebe, Zufriedenheit, Haß und Mißfallen anderer. Hieran spiegele sich, dem das gleiche Schicksal geworden.

Digitized by Google

ANTON KIPPENBERG · GOETHE UND WEIMAR

Aus der Ansprache in der Weimarer Stadthalle am Vorabend des 28. August 1949

Goethes Stadt, das ist Weimar gewesen und ist es heute noch. Am 7. November 1775 traf der junge, schon berühmte Dichter zu wie er meinte kurzem Besuch in Weimar ein; sechsundfünfzig Jahre hat er hier gelebt und nach einem beispiellosen Leben seine letzte Ruhe gefunden. Geheimnisvolle Fäden, um die er nicht wußte, verbanden ihn längst mit der Stadt, der er nun für immer angehören sollte; am Markt hatte sein Ahnherr mütterlicherseits, Lucas Cranach, gewohnt, nicht weit davon in dem Erkerhause, das später die Hofapotheke aufnahm, sein Ahnherr Schröter; im nahen Jena war ein Vorfahr, Luthers Kanzler Brück, Kurator gewesen, der er selbst, wenn auch nicht dem Titel nach, später werden sollte. Aus Thüringen aber stammte die väterliche Familie. Das Haus des wackeren Schmiedes und Ratsherrn in Artern hat der Urgroßenkel besucht.

Heimisch ist Goethe, der Sohn südlicherer Gebreiten, in Weimar nicht geworden, aber darum doch keineswegs ein Fremdling in ihm geblieben. Schwer mag es dem aus der stolzen, lebendigen Reichsstadt Kommenden zunächst gefallen sein, sich in die schmalen Verhältnisse der kleinen Residenz einzugewöhnen, dessen Bewohner zumeist Angehörige eines bescheidenen Hofstaates, kleine Handwerker oder Ackerbürger waren. Es blieb lange noch eine enge, nur zu oft von Mißgunst und Mißreden erfüllte Welt, in der er zu leben gezwungen war, und es war nicht nur die Liebe zu Christiane, die den aus Rom Zurückgekehrten zu Beschränkung und Einsamkeit trieb.

Die Umgebung Weimars und die weitere thüringische Landschaft aber sind Goethe bald vertraut geworden. Zwar fiel sein Blick nicht mehr auf den von Schiffen reichbewegten

Digitized by Google

Strom, der der Vaterstadt das Gepräge gab, aber der umbuschten Ilm verband ihn eine fast zärtliche Liebe; die sanft schwellenden Höhen und die Täler Thüringens, brachten ihm, nachdem er sie zuerst stürmisch durchritten hatte, den Frieden, den er suchte; der Atem der Wälder schlug in seine Sprache. In dem für sein Leben entscheidenden ersten Weimarer Jahrzehnt sind nicht wenige seiner schönsten lyrischen Gedichte und Zeichnungen dem Erlebnis der thüringischen Landschaft, vor allem der Weimar-Tiefurter Aue entsprungen. Die Ilm wußte darum:

> Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
> Führt der Strom sie vorbei, manches unsterbliche Lied.

Aber es war nicht nur der Liebhaber der Natur, der Dichter, den es zu ihr trieb. Auch als Beamter hat Goethe das Weimarische Land nach allen Richtungen hin er-fahren, und nicht allein die Höfe, sondern das Volk in allen seinen Schichten kennengelernt. Aus unzähligen Dokumenten und Briefen, die zumeist noch der Veröffentlichung harren, werden wir immer mehr erkennen, mit welcher Hingabe, Gewissenhaftigkeit und Entsagung Goethe im ersten Jahrzehnt seines Weimarer Lebens die schwere Bürde seines Amtes als Mitglied des Geheimen Conseils getragen hat. Dem Wegebau, dem Bergbau, dem Forstwesen, dem Handwerk, den Soldaten, den Bauern, der Ordnung der zerrütteten Finanzen und – ein höchst aktuelles Thema – der Senkung der Lasten, dem allen und vielem anderen galt seine Sorge, nicht zuletzt den Kleinen im Lande. An Frau von Stein schrieb er einmal: ‚Wie sehr ich wieder auf diesem winterlichen Zug Liebe zu der Klasse von Menschen gekriegt habe, die man die niedre nennt! die aber gewiß für Gott die höchste ist. Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harm-

Digitized by Google

losigkeit, Dulden — Dulden — Ausharren — ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.'

Auf die Entwicklung Weimars, für das er, vor allem durch die Schöpfung des Parks und als Miterbauer des Schlosses so viel getan hat, auf Goethes immer stärkere Verwurzelung mit der auch äußerlich stattlich gewordenen Stadt seines Schicksals, auf ihr geistiges Wachstum durch die bedeutenden Männer, hier und im nahen Jena, die Goethe nach sich zog, können wir nicht eingehn. So überspringen wir ein halbes Jahrhundert und halten uns das Weimar im letzten Lebensjahrzehnt Goethes vor Augen. Die geistige Weltstadt war es geworden, zu der Besucher aus aller Welt pilgerten, um das Salve auf der Schwelle seiner Wohnräume zu überschreiten und das anerkannte Haupt der Dichter seiner Zeit zu sehn, zu verehren und geistigen Austausch mit ihm zu pflegen. So gab Goethe Weimar, dem freisten Ort im Denken, Schreiben und Bauen, wie er einmal im Gespräch von ihm rühmte, die höchste Ehre in den Worten, in denen doch auch ein *Dank* liegt:

‚Bin Weltbewohner, bin Weimaraner.'

Fast auf den Tag vor fünfundsechzig Jahren habe ich mit meinen Eltern, aus einer Thüringer Sommerfrische zurückkehrend, zum ersten Mal in Weimar vor dem Goethe-Haus gestanden. Noch sehe und höre ich meinen Vater, wie er ärgerlich mit dem Stock auf das Pflaster des Frauenplanes stieß und ausrief: »Daß man in dieses Haus nicht hinein kann!« Damals lebte der letzte Goethe-Enkel noch; das Haus bewohnten Fremde; Hausrat, Bilder, Büsten und Sammlungen waren in der Mansarde zusammengedrängt. Unberührt geblieben, aber nur an großen Gedenktagen geöffnet oder durch besondere Gunst zugänglich waren allein die zwei geweihten Räume, in denen Goethe vier Jahrzehnte lang gelebt und gelitten, gedacht und geschaffen, in denen er sich voll-

Digitized by Google

endet hat; mit dem Vorraum, in dem die große Standuhr aus dem Frankfurter Elternhause seit der Mittagsstunde des 22. März 1832 schweigt.

Weimar lag damals in einem Dornröschenschlaf; seine zweite Blütezeit, in der bedeutende Musiker und Maler dort lebten und schufen, war längst vorüber . . .

Das änderte sich, als im Jahre 1885 der letzte der beiden Goethe-Enkel starb und auf Grund seines Testaments das Goethe-Haus mit allen seinen Schätzen und der gewaltige handschriftliche Nachlaß Goethes, um deren Erhaltung willen die Brüder gedarbt hatten, der Welt zugänglich wurden. Im gleichen Jahr öffnete sich wie einst wieder die geweihte Stätte am Frauenplan, und für unzählige wurde Weimar nun zum Wallfahrtsort. Und es wurde, Berlin ablösend, die zentrale Forschungsstätte für Goethe und die klassische Weimarer Zeit. Alljährlich zu Pfingsten versammelten sich aus aller Welt die Mitglieder der auch 1885 gegründeten, schnell wachsenden Goethe-Gesellschaft. Diese Tage, die erfüllt waren von Verehrung und anmutiger Gelehrsamkeit, getragen von der Liebe zu Weimar, gaben der Stadt bis zum Beginn des letzten Krieges für eine Weile das Gepräge. In der großen Weimarer Ausgabe und in den Veröffentlichungen der Goethe-Gesellschaft wurde begonnen, Goethes Nachlaß zu erschließen, und für die immer mehr, vor allem bald durch Schillers Nachlaß, vermehrten Schätze ließ die Großherzogin Sophie den ragenden Bau jenseits der Ilm errichten, der im Jahre 1896 eingeweiht wurde.

Und nun wandelte sich auch das Bild Goethes. Zunächst war es der *junge* Goethe, der Stürmer und Dränger, der unter dem Einfluß des Naturalismus und der Jugend den Olympier verdrängte, aber als wir im Jahre 1932 Goethes hundertsten Todestag feierlich begingen, war längst schon der alte Goethe in den Vordergrund getreten. Er bestimmt heute vornehmlich unser Goethe-Bild. Aber zu einseitig doch. Die Erkenntnis

Digitized by Google

Goethes in seiner Totalität bleibt das zu erstrebende Ziel. Lange wird es dauern, bis es erreicht ist, wenn es überhaupt je einem Menschen gelingt, diesen Kosmos voll zu erfassen ...

Tiefer und bewußter vielleicht als je zuvor bekennen wir uns heute zu Goethe als zu dem Dichter, der an allen Anfang die *Tat* gestellt und seiner Forderung, *jeder* Mensch solle einen heroischen Lebenslauf führen, vorbildlich selbst genügt hat. Unsere Sprache ist durchtränkt von der seinigen und erfüllt vom Glanze seiner Bilder; die Gestalten, die er geschaffen, haben um und in uns ihr unvergängliches Leben, und viele seiner Lieder und Gedichte sind unverlierbares Gut auch derer, die sonst nicht viel von Goethe wissen. Er ist uns nahe in allen Epochen seines in der Faust-Dichtung sich spiegelnden Lebens: als der herrliche Jüngling, der aus Freuden und Schmerzen Werke ewiger Jugend schuf, als der reife Dichter der Iphigenie und von Hermann und Dorothea, und nicht zuletzt als der alte, der weise Goethe, der tiefe Erforscher der Natur, der heute so eindringlich zu uns spricht. Er trägt für uns längst nicht mehr die Maske des Olympiers, die eine vergangene Zeit ihm auferlegt hat: wir schauen in das menschlichste Antlitz, in Züge reinen Wohlwollens, leidgeprägten, tiefen Ernstes, aber auch sibyllinischer Schalkheit. Wir fühlen mit ihm die Sorge um Schicksal und Zukunft seines Volkes; wir erblicken in ihm den Seher, der geängstigt das heraufziehende Zeitalter der Maschinen ahnte und nach Wegen suchte, seine *Gefahr* zu überwinden, der in den Wanderjahren und am Schluß des Faust visionär das Bild einer neuen menschlichen Gemeinschaft, eines durch Gemeinsinn verbundenen freien Volkes auf freiem Grunde, ja eines Weltbundes von Männern jeder Herkunft und Bildung zu gemeinnützigem Wirken zeichnete ...

In einem Gespräch mit Eckermann hat Goethe dem deutschen Volke ans Herz gelegt: ‚Vor allem aber sei es eins in *Liebe* untereinander!' Er selbst hat das Seinige zu solchem Eins-

Digitized by Google

werden getan, in Werk und Leben, und hat im Verein mit Schiller sein zersplittertes Volk durch das Goldband der Dichtung zu einer Einheit zusammengeschlossen, noch ehe die politische gelang. Waren aber nicht auch — Bestimmung und Symbol zugleich — in seinem Blute als Ahnengut eines Jahrtausends alle Regionen, Stände und geistigen Bezirke unseres Volkes eins geworden? Norden und Süden, Kaiser und Landesfürst, Bürger und Bauer, Staatsmann und Künstler, Ritter und Knappe, Beamter und Kaufmann, Gelehrter und Handwerker, — alle haben sie zu seinen Ahnen gehört . . .
Nicht lange nach Schillers Tode trug Goethe, der eben selbst aus schwerer Krankheit ins Leben zurückgekehrt war, in das Stammbuch seines fünfzehnjährigen Sohnes August die Verse ein:

Halte das Bild der Würdigen fest, wie leuchtende Sterne
Teilte sie aus die Natur durch den unendlichen Raum.

Er mochte an den abgeschiedenen Freund gedacht haben, als er sie niederschrieb, aber was er im Sinne hatte und dem Knaben einprägen wollte, war die Ehrfurcht vor allem Seienden, die Goethe als die höchste der Tugenden gepriesen und Zeit seines Lebens geübt hat, und wir wenden ihm selbst sie zu: die Ehrfurcht vor dem Göttlichen, das sich in Goethe so herrlich offenbart hat, und damit Ehrfurcht vor menschlicher Größe, Ehrfurcht aber auch vor einer Epoche, die, wie Goethe wußte und aussprach, mit ihm zu Ende ging und sobald nicht wiederkehren würde.
Ehrfurcht aber führt zu tätiger Liebe, führt zum Frieden. Ein Kind des Friedens, der Frieden halten wollte mit jedermann, hat Goethe, der heilende Dichter, sich selbst genannt, und eine einzige Liebes- und Friedensbotschaft an die Welt war sein Werk in seiner Gesamtheit; immer eindringlicher erklingt sie aus seinen Dichtungen und gesprochenen Worten, je mehr sein Leben dem Ende sich neigt. Möge diese Botschaft

Digitized by Google

nicht ungehört und unbefolgt verhallen in der Feier, zu der die Menschheit sich nun vereinigt; auch wir wollen sie uns in dieser Stunde zu Herzen nehmen, jeder an seinem Teil.

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke
Schrittweis dem Blicke,
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.

Es rufen von drüben
Die Stimmen der Geister,
Die Stimmen der Meister:
Versäumt nicht, zu üben
Die Kräfte des Guten!

Hier winden sich Kronen
In ewiger Stille,
Die sollen mit Fülle
Die Tätigen lohnen.
Wir heißen euch hoffen!

HANS CAROSSA · BEGRÄBNISTAG

Nachtrag zu dem Kapitel »Der Zauberer« in dem Buch »Eine Kindheit«

Der Tod des Zauberers, wer durfte erwarten, daß mir dieses traurige Ereignis zu dem Ansehen verhelfen würde, das mir die Kadinger Schulgenossen nicht zuerkennen mochten? Noch immer nannten sie mich ja den ‚Ausländer', weil ich nicht in Niederbayern geboren, sondern aus Oberbayern eingewandert war; noch immer tadelten sie meine kurzen Hosen und die breiten, gestärkten Kragen, die meine Mutter für schön hielt. Einer hatte sogar entdeckt, daß ich nicht, wie sichs in

Digitized by Google

Die Sternbilder Fuhrmann und Ziege
Holzschnitt von Josef Weisz

Digitized by Google

Digitized by Google

Kading von selbst verstand, ‚Muadda', sondern Mama zu ihr sagte, und stellte mich deshalb vor versammelter Schülerschaft zur Rede. Ach, und ich leugnete, leugnete nicht nur, wie der heilige Petrus, dreimal, sondern weit öfter und weinte nicht einmal bitterlich über diesen Verrat.

Zunächst waren übrigens die Folgen meiner mißglückten Zauberei in Ordnung zu bringen. Die Mutter des Buben, dessen schönes Taschentuch in verkohlte Fetzen verwandelt war, eine arme Taglöhnersfrau, die mich für reich hielt, bat freundlich um Bezahlung, während ich auf dem Marktplatz mit Schussern spielte, und lächelte traurig, als ich auf den unermeßlichen Wert von Evas rubingeschmücktem Ringlein hinwies. Ein guter Zufall führte den Vater vorbei, der den Handel sogleich auf seine großmütige Art regelte.

Von dieser Sorge befreit, empfing ich die erstaunliche Nachricht. Der Herr Hauptlehrer Bogenstätter, der Herr Pfarrer Leonhard und die Mutter hatten vereinbart, daß ich dem Trauerzug das Kreuz mit dem Totenkranz vorantragen durfte. Solch ein Dienst war ein Ehrendienst; niemand konnte ihn herabwürdigen, und der eine Glücksfall zog sogleich einen anderen nach sich. Die Mutter, die sparsame, selbst war es, die in ihrer weichen Stimmung sich bedachte, daß ich in meinem abgetragenen Höschen und Röckchen, denen ich schon sichtlich entwuchs, unmöglich dem feierlichen Kondukt vorausschreiten konnte, daß vielmehr die Beschaffung eines festlich schwarzen Anzugs fällig war, und natürlich kamen keine anderen Hosen in Betracht als jene langen, wie alle Kadinger Buben sie anhatten. Ein entsprechender Hut, ein biederer Hemdkragen mit schwarzer Binde und ein Trauerflor um den linken Ärmel waren nun ebenfalls nicht mehr zu umgehen, und sie eilte gleich selbst mit mir zum Schneidermeister Zettl, um mir das Maß nehmen zu lassen. Sehr befriedigt erzählte Eva am folgenden Tag, in Herrn Zettls Geschäft wären zwei Fenster die halbe Nacht erleuchtet gewesen, so lang hätte er

Digitized by Google

mit seinen Gehilfen für mich arbeiten müssen. Die Mutter aber erwog *alles* in ihrem Geist; sie dachte sogar daran, daß der Beisetzung das Totenamt in der Kirche folgte, und zu diesem gehörte der Opfergang um den Hochaltar, für den sie mir gleich die nötigen Münzen in die Westentasche steckte.
Es war eine besondere Auszeichnung für den Verstorbenen, daß der Sarg mit dem langen Trauerzug samt Pfarrer, Hilfsgeistlichen und Kirchenchor den Marktplatz ein zweites Mal umwandeln mußte, bevor er in den Friedhof einbog. So bewegte sich sein größter Teil an mir als dem an der Spitze Gehenden vorbei, und ich versuchte zu ihm hinüberzuschielen. Aber Glockenläuten, Gesang und das Weinen der Mutter, das ich auf einmal bemerkte, ergriffen mich so heftig, daß ich laut schluchzte, und ich mußte mir gewaltsam die hohe Bedeutung meines Ehrenamtes vor Augen halten, um die schmerzlichen Schwingungen des Gemütes zu dämpfen. Dem bloßen Willen gelang dies aber nicht; es war das gebieterische Vorbild der Frau Dangl, der Leichenfrau, die auch Seelennonne genannt wurde, das mich heilsam ernüchterte. Sie trug eine Brille und litt an Asthma, nahm es jedoch mit ihrer Aufgabe sehr genau und war vielleicht die wichtigste Person des Tages; man konnte sagen: sie kommandierte das ganze Begängnis. Wie ein Schäferhund umkreiste sie die leidtragende Herde, trieb die Nachzügler heran, und wenn in einer Frauengruppe der Gebetseifer merklich nachließ, mahnte sie kurzatmig aber laut und in rauhem Baß: »Besser beten die Weiberleut, besser beten!« Mich behielt sie zärtlich streng im Auge, und wenn ich von der geraden Linie abwich oder an den Ecken des Marktplatzes nicht rechtzeitig einschwenkte, packte sie mich an beiden Schultern und schob mich in die gehörige Richtung.
Im Friedhof sammelte sich groß und klein um das offene Grab. Frau Dangl nahm das Kreuz aus meiner Hand und steckte es an der Stelle, wo später ein Grabstein gesetzt wer-

Digitized by Google

den sollte, mitten in die aufgeworfenen Erdschollen. Ich verfolgte mit unklaren Empfindungen das Niederlegen der Kränze, den leisen um ewige Ruhe bittenden Gesang und das Versenken des Sarges; mir war, als müßte nun gleich etwas Außerordentliches geschehen. Schon vorher aber hatte der Herr Pfarrer den Lebenslauf des Großonkels beschrieben, seine Rechtschaffenheit und Christlichkeit gerühmt, aber mit keinem Wort seine Zauberkunst erwähnt, da konnte sich kaum etwas Wunderbares ereignen. Sehr störte mich auch das ungebührliche Benehmen einer fremden städtisch gekleideten Frau, die ihren Schleier zurückschlug und den schwarzen blanken Marmor eines Grabsteins als Spiegel gebrauchte, sich den Hut zurechtrückte und ihr eigenes Gesicht mit allzu deutlichem Wohlgefallen betrachtete. Am Schluß des Requiems überreichte Frau Dangl noch jedem ein Sterbebildchen; darauf war ein gekreuzigter Heiland zu sehen, darunter stand gedruckt ‚Mein Jesus, Barmherzigkeit!' und in Klammern: hundert Tage Ablaß.

Weil Samstag war, fiel die Nachmittagsschule aus, und nach dem Essen legte ich gern den heiklen schwarzen Anzug ab, um wieder in die graue Alltagskluft zu schlüpfen, die ich nicht zu schonen brauchte. Eva kam und beredete mich, mit ihr zu dem Meindl-Bauern zu gehen, in dessen Hof an diesem Tag die Dreschmaschine tätig war, die damals noch mit Dampf betrieben wurde. Sie wußte den Anschein zu erwecken, als käme sie in Frau Meindls Auftrag und beteuerte, wir wären zum Helfen dringend benötigt. Daß bei solchen Gelegenheiten jeder, der mit Hand anlegte, freigebig mit Schweinebraten und Kartoffelsalat bewirtet wurde, das wußte ganz Kading, das brauchte sie nicht zu erwähnen. Als wir aber beim Meindl-Bauern eintrafen, fuhr eben die Dampfmaschine zum Hof hinaus. Der Drusch war beendet, die Mahlzeit versäumt.

Eva hatte ein Kind aus ihrem Hause mitgebracht, das sie an diesem Tag behüten mußte, weil seine Mutter nach Landau

Digitized by Google

gefahren war. Das kleine Mariele war sehr blaß, hatte geschwollene Halsdrüsen, hielt immer den Mund offen und wickelte beide Händchen frierend in die Schürze. Am Eingang zum Meindlhof trafen wir auch den Ludwig Seidel, der sich noch kätzchenhaft die Lippen leckte; er hatte den Maschinisten geholfen und beim Braten mitgeschmaust. Eva, die gewiß noch hungrig war, schlug vor, den Nachmittag auf der Malzdarre des Gasthofs zur Post zu verbringen; einen wärmeren Aufenthalt gäbe es nicht in Kading, und der Herr Bräumeister Dresely würde uns nicht hinausjagen, wohl auch ein Auge zudrücken, wenn wir uns hie und da eine Handvoll Malz nähmen. Da verlieh der Ludwig seinem gutmütigen Gesicht einen strengen Ausdruck und nannte die Malzentwendung einen gemeinen Diebstahl, ging aber doch mit.
Herr Dresely war wirklich so, wie ihn Eva schilderte: er ließ uns auf den Getreidesäcken sitzen, und als wir ihn, von Ludwigs harter Auffassung eingeschüchtert, im Demutston um etwas Malz baten, füllte er bereitwillig unsere hingestreckten Hände. Wenn er gerade in unserer Nähe zu tun hatte, hörte er auch mit unmerklichem Schmunzeln zu, wie wir uns das Jenseits vorstellten; denn um dieses drehte sich die Unterhaltung des Nachmittags, die beinah in Streit ausgeartet wäre, weil sich der Ludwig so unglaublich schlecht benahm. Sein Vater, der alte Trinker, hatte ihm eingeredet, es gäbe gar kein Jenseits, und mit dem Tode wäre alles vorbei. Dagegen verfochten Eva und ich mit Erbitterung unseren Glauben an Himmel und Hölle und Fegefeuer, worauf der Ludwig einlenkend erklärte, seine Mutter spräche genau so wie wir, und an den Himmel hätte sogar sein Vater schon manchmal geglaubt. Er beteiligte sich auch weiterhin lebhaft an unseren Reden. Da sich keines von uns würdig fühlte, gleich nach dem Erlöschen in die ewige Herrlichkeit einzugehen, aber auch keins für die Hölle sich bös genug vorkam, so kreisten unsere Vermutungen zunächst nur um das Fegefeuer, wo jeder seine

Digitized by Google

läßlichen Sünden abbüßen mußte, der Anschauung Gottes beraubt. Nach der Versicherung des Herrn Pfarrers war dieses Ausgeschlossensein vom ewigen Licht die härteste der Strafen; mich aber ängstigte doch mehr das Feuer, das furchtbar weh tat, wenn man nur ein brennendes Zündholz an den Finger hielt. Eva jedoch meinte, wenn hin und wieder jemand eine Messe für einen lesen ließe, so würde das den Schmerz lindern, und er wäre nicht schlimmer als etwa Brennesseln. Die Phantasie der Freundin belebte sich aber erst so recht, wenn sie ganz allgemein von der Ewigkeit redete; diese war dann in ihrer Vorstellung kein Raum für persönliche Bestrafungen mehr, behielt aber dennoch den Charakter des Grauenvollen.
»Mit der Ewigkeit, o da kenn ich mich aus«, sagte sie. »Sobald man zu schnaufen aufhört, fängt es im Ohr zu summen an, so ungefähr wie die Dreschmaschine summt oder ein unsichtbarer Bienenschwarm.« Sie erhob sich von ihrem Getreidesack und machte das wellenhafte Auf und Ab des Tons mit Gaumen, Zunge und Lippen sehr überzeugend nach, indem sie mit beiden Händen ganz leise den Takt andeutete. Das Geisterhafte ihres Wesens kam zum Vorschein; sogar der Herr Dresely schien davon angetan, und der Ludwig Seidel verstummte völlig. Die dunklen Augen des kleinen Mariele aber, das noch immer seine Händchen mit der Schürze umwickelt hielt, wurden immer weiter. »Irgendwo«, fuhr Eva fort, indem sie ihren Platz auf dem Getreidesack wieder einnahm, »irgendwo ist eine Uhr, so groß wie die halbe Welt, die darf niemand aufziehen als der liebe Gott, und das tut er nur alle paar Millionen Jahre. Sehen kann man sie natürlich nicht; aber wie der Sekundenzeiger geht, so hört man ins Gesumm hinein unaufhörlich zwei Worte: Immer — nimmer — immer — nimmer — immer — nimmer — das geht Millionen Jahre so fort . . .« Evas mimische Begabung war außerordentlich, ihr Gesicht mit den schönen sinnenden Augen verriet keine seelische Erregtheit, während sie langsam und beinah

Digitized by Google

tonlos die Ewigkeit erklärte; aber gerade weil sie selbst unbeteiligt aussah, lief es den andern kalt über den Rücken. Sie hatte auch ihren besonders hübschen Tag, einen von jenen, wo der Vater sagte, sie gliche einem Edelknaben, und an ihrem neuen schwarz-wollenen Jäckchen blitzten silberne Knöpfe, — o wie traurig würde ohne sie das Kadinger Leben werden, nun, wo der Zauberer unter der Erde lag!

Der Ludwig hielt es nicht mehr aus. »Ich glaubs jetzt selber, daß es was gibt«, sagte er und ging erregt hin und her. Dem nervenschwachen Mariele aber wurde das ‚immer — nimmer — immer — nimmer' zuviel; sie weinte, und die Tränen rannen ihm in den stets offenen Mund hinein. Da wars, als erwachte Eva aus Träumen und erschräke über sich selbst. Sie lächelte verwirrt, nahm alles gleichsam zurück, redete das Herkömmliche von Blumen, Wolken, Sternen und Engeln, wischte dem Kinde die Tränen fort, küßte und streichelte es, bis es wieder lachte.

Es war Ende Oktober; der Mesner läutete früh zum Angelus domini, und dies war das Zeichen zur Heimkehr, das niemals überhört werden durfte. Die Mutter war an diesem Tag von ungewohnter Milde und vergaß sogar zu fragen, wo ich den Nachmittag verbracht hätte; in ihrer Nähe wurden all die bangen Jenseitsphantome zu blassen Bildern, die sich in Nebel auflösten. Sie war zum Anerkennen aufgelegt, sagte, ich hätte das Kreuz recht schön getragen, mich überhaupt recht anständig benommen, und wie jedesmal, wenn sie mit mir zufrieden war, fühlte ich mich mit Diesseits und Jenseits vollkommen im Einklang.

Der Vater war im Trauerzug nicht mitgegangen; er hatte einen mühsamen Tag gehabt und in entlegenen Dörfern etlichen Kindern zum Licht der Welt verholfen. Im Gespräch bei der Lampe aber verjüngte er sich und erzählte von seiner Knabenzeit, wo der Onkel Georg noch auf der Höhe seines Könnens gestanden und in allen großen Orten des Rottals und

Digitized by Google

Österreichs öffentliche Vorstellungen gegeben hatte. Von einem sonderbaren Ereignis war damals bis nach Passau hinein die Rede gewesen, und der Vater gab zu, er selbst wüßte bis heute noch keine ausreichende Erklärung dafür.

Dem Zauberer war eines Abends in der Nähe von Griesbach an seinem Wagen ein Rad gebrochen, so daß er in dem Ort übernachten mußte. Vor dem Schlafengehen bestellte er sich bei der Magd heißes Wasser zum Rasieren auf sieben Uhr früh. Das Mädchen vergaß jedoch den Auftrag; er wartete vergeblich und ging mißmutig in der Stube auf und ab. Als er am offenen Fenster stehen blieb, sah er die Vergeßliche von der anderen Seite des Marktplatzes her gemächlich, mit einem Körbchen in der Hand, auf den Gasthof zugehen. Sie beeilte sich nicht, plauderte mit einer Frau, die ihr begegnete, und ging dann langsam weiter. Einem Briefträger, den sein Dienstweg über den Marktplatz führte, fiel aber auf, daß die Magd sich recht wunderlich zu benehmen anfing. Sie betrachtete ihre Füße, blickte ängstlich auf dem Pflaster herum und krempelte sich mit der freien Hand den Rock ein wenig auf. Der Briefträger hatte keine Zeit, ihr weiterhin Aufmerksamkeit zu schenken; aber andere Leute bemerkten, wie sie mit weiten Schritten, gleich einer, die durch Wasser geht, ihren Weg fortsetzte, dann wieder stehen blieb, den Korb weit von sich abhielt und mit der anderen Hand ihren Rock noch höher schürzte. Sie achtete jetzt auf niemand mehr, schien auch keinen zu verstehen, der sie ansprach; ihr Gesicht war von Furcht entstellt. Auf einmal entfiel ihr der Korb; sie bekreuzigte sich, schlug Rock und Unterrock über den Kopf und rannte mit weiten Sprüngen in den offenen Flur der Gastwirtschaft hinein, mit Verwunderung betrachtet von den Bauern, die schon früh, eines Viehmarkts wegen, bei Salzbrezen und Bier beisammensaßen. Das arme Mädchen stotterte unklares Zeug hervor von Überschwemmung und Ertrinkenmüssen, und da sie so verstört aussah, hielten die

Digitized by Google

Gäste sie für krank und luden sie zum Trinken ein. Dabei verging die Täuschung; doch lächelte die Ernüchterte noch lange verständnislos den Buben an, der ihr den weggeworfenen Korb mit Zwiebeln und Grünzeug hereinbrachte.

Die Mutter verhehlte nicht ihr Mißfallen an dieser Geschichte, die der Vater nur ihrer Seltsamkeit wegen zum besten gab, ohne sie zu beurteilen. Er sagte, der Onkel selbst hätte sie ihm später mit sichtlicher Befriedigung erzählt, und übrigens wäre sie bald von Mund zu Mund gegangen. Ob sie wortwörtlich wahr oder sonst irgendwie bedenklich wäre, darüber mache er sich keine Gedanken, sie passe jedenfalls vortrefflich in Onkel Georgs Charakterbild. Die Mutter aber gebrauchte ein Fremdwort; vermutlich sprach sie von Suggestion oder dergleichen; sie begriff nur nicht, wie der Zauberer das Mädchen habe beeinflussen können, ohne Aug in Auge mit ihr zu sprechen. Jedenfalls, meinte sie, wärs eben leider doch eine Sünde gewesen, und vor drei- oder vierhundert Jahren würde man den guten Onkel Georg vielleicht als einen Erzhexenmeister öffentlich verbrannt haben. Nun freilich habe ihm der liebe Gott als eine Art Fegefeuer Wassersucht und Atemnot geschickt, um ihm die Sündenstrafen in der andern Welt zu ersparen.

Mich konnte diese Deutung nicht beruhigen; es wäre gar zu traurig gewesen, wenn der herrliche Magier noch im Jenseits hätte leiden müssen, wo doch der Magd nichts Ernsthaftes geschehen war, — weshalb hatte sie ihm auch das heiße Wasser zum Rasieren nicht gebracht? Als ich schon im Bette lag, beschloß ich noch ein übriges für ihn zu tun, stand auf und kehrte ins Wohnzimmer zurück. Die Mutter fand es löblich, daß ich noch einmal zu lesen begehrte, was gedruckt auf dem Sterbebildchen stand. Wieder in mein Bett geschlüpft, sagte ich die fromme Anrufung so oft und so schnell nacheinander vor mich hin, daß dem Verstorbenen unzählige Tage und Jahre Ablaß zukommen mußten; dabei schlief ich ein.

Digitized by Google

GERTRUD VON LE FORT · AN DIE NATUR

I

Nimm sie wieder in die sanften Arme
Die du sie Jahrtausende bewahrt,
Daß ein Gott sich dieser Welt erbarme –
Deine Arme sind so stark wie zart!

Laß sie wieder dir im Schoße träumen
Unbewußt, fremd ihrer eignen Spur,
Hüte sie in den geheimsten Räumen
Große, mütterliche Allnatur!

Diese Kräfte, die man dir entrissen,
Diese scheuen, die man dir entwand –
Furchtbar werden sie durch unser Wissen,
Grausam werden sie in unsrer Hand.

Aufgeschreckt zu rasendem Verlangen
Bieten sie den Tod der Erde feil –
Laß sie wieder Mutterhut umfangen –
Eine mütterliche Welt bleibt heil.

II

Doch es führen endlich alle Gleise
Hin zu deines Schoßes milder Nacht:
Ruchlos plant der Mensch die wilde Reise,
Schuldlos wird sie durch dein Kind vollbracht.

Denn in allen Kräften und Gewalten,
Sind sie gleich Versklavte finst'rer Zunft,
Bleibt ein Urerinnerndes erhalten
An die mütterliche Weltvernunft.

Digitized by Google

Im Erleiden frevelnder Entweihung
Überfällt sie ihrer Herkunft Glück,
Und in Feuerstürmen der Befreiung
Jauchzen sie an deinen Schoß zurück.

Dann muß alles, was ihr Recht verletzte
Zeugen daß es Staub und Asche ist,
Und daß du die göttlich eingesetzte
Mächt'ge Tochter des Allmächt'gen bist.

LOU ANDREAS-SALOMÉ
PARIS, WIEN UND MÜNCHEN

Was bedeutet Menschennähe? Eine Zusammenkunft, die anderswohin reicht, als wir gewußt haben, eines der kostbaren Stelldicheine, die nicht mehr ganz innerhalb des exakt Feststellbaren gelegen sind. Was wirklich davon berichtbar bleibt, wird dies schon teilweise nur mittels jener indirekten Äußerungsweise, in der poetische Elemente mittätig werden: es wäre im Grunde des Wesens bereits, weil erlebt, auch schon gedichtet. —

Paris war nach Berlin die erste Weltstadt im Ausland, die ich auf langehin bewohnte, und jede Erfahrung dort hob sich mir sehr präzise vom Bisherigen ab: im unaussprechlichen Zauber seiner Altersreife erschien es mir wie eine immer von neuem geschmückte Geliebte, nach allem Jugendglanz noch umstanden von den Kostbarkeiten, die weder Rost noch Motten fressen.

Bei meinen Aufenthalten im Louvre machte ich unterwegs eine kleine belanglose Straßenbekanntschaft, von der mich zu erzählen antreibt. Es war eine betagte Elsässerin namens Madame Zwilling, die ihren tabeskranken Sohn als Blumenhändlerin ernährte. Eines Abends, beim Besuch im Stübchen

Digitized by Google

der beiden, fand ich sie ohnmächtig heimgebracht von der Straße, inmitten der großen Körbe frisch aus den ‚halles' geholter Frühlingsblumen, und beschloß, diese schnell für sie zu verkaufen. Mit mir war Sophie Freiin von Bülow, die dem lebhaft zustimmte: wir kostümierten uns geschwind in die elsässische Tracht der Frau Zwilling und hatten bis halb drei Uhr nachts vor den mir so bekannt gewordenen Quartier-Latin-Cafés die letzte Blume mit gutem Überschuß an den Mann gebracht. Auch hierbei machte ich die Erfahrung, wie tadellos die Mannsleute sich mit den ihnen überraschend neuen Zweien befaßten, die durch ihren großen Wuchs (Sophie überragte mich noch) von den kleinen, zierlichen Französinnen abstachen und zu teilnahmsvoller Ausfrage angerufen wurden. Erst tags darauf erfuhren wir von Herren der Presse, wie rein zufällig wir *nicht* im Untersuchungsgefängnis hatten schlafen müssen, mangels jeglichen Gewerbescheines.

In der russischen Kolonie befreundete ich mich mit einem jungen Arzt, Emigranten, der, bei der Ermordung Alexanders II. mitverdächtigt, nach Sibirien verbracht worden war, vier Jahre Zwangsarbeit erduldet hatte, schließlich dann doch nach Paris entkommen war. Ssawely, von baumstarker Gesundheit (mit seinem blitzenden Gebiß vermochte er den Wänden die festesten Nägel zu entreißen), brachte mich mit dem gesamten Russenkreis zusammen. Als nach einem Halbjahr die Hochsommersonne uns arg zuzusetzen begann, retteten Ssawely und ich uns in billigem Extraferienzug, in drangvoller Enge, in die Schweiz; erstiegen hinter Zürich ein Stücklein Gebirge und ließen uns in einer Almhütte nieder, wo wir von Milch, Käse, Brot und Beeren lebten. Nur wenige Male dazwischen wiederholten wir Auf- und Abstieg nach Zürich, um, jeder mit sorglich vorbezahlten Doppel-Portionen, irgendwo an einer Hoteltafel unsern Luxushunger zu stillen, wobei ich aus der Heimat auf Wilhelm Bölsche stieß, wie in

Digitized by Google

Paris auf Hartleben und Moppchen. In meiner Erinnerung spielt in dem Almidyll aber eine winzige Episode die Hauptrolle: nämlich, wie wir barfuß — denn so gingen wir oben stets über die sanften Matten — an einem Abhang unvermutet in Wiesen mit Kriechbrombeeren gerieten. Es war nicht mehr sehr hell; wir waren ahnungslos, nach welcher Richtung der kürzeste Ausweg läge, und jeder Schritt wie jedes Stehenbleiben entrissen uns heulende Schreie. Mit stürzenden Tränen kamen wir auf den Paradiesesgrund unserer sanften Matten zurück.

In den Minuten mitten im Brombeergestrüpp kroch etwas in mir hoch wie eine uralte Vorstellung — oder Erinnerung? —: als hätte ich dies doch bereits erfahren, daß man, dem Leben grausig preisgegeben, aus Urwonnen stürze. Ein plötzlich wieder gewußter Augenblick —. Während wir uns lachend das Nasse aus dem Gesicht wischten und auch das Blut von den Füßen, entschwand dies wieder unter Ssawelys muntern Worten: »Auch an uns wärs, die Brombeeren um Entschuldigung anzugehn — nicht nur umgekehrt: dafür, daß wir sie mit Füßen traten, statt sie mit den Lippen zu küssen.« Aber dann setzte etwas in mir getrost fort: »Ja. Ist nicht *alles* Ärgste der Welt eben *dieses* Mißverständnis?« — Lachen und Wüten vertrieben sich gegenseitig zu neuem Wagemut, zu allen Brombeerschicksalen.

Nach wenigen Wochen waren wir wieder im Strudel der einzig schönen Stadt und ließen unsere Bräune bestaunen, die damals noch nicht Modesache war. Bis in den Spätherbst danach kam ich noch an vielen neuen Menschen und Eindrücken vorbei und mochte auch keinen davon missen; aber dann kam die Stunde, wo etwas oder jemand mir in irgendeiner Nacht zuzuwinken scheint — und ich fort muß. Nie hab ich verständlich ergründet, warum und wann das jedesmal geschieht — ob ich auch mit noch so offenen Sinnen und bereiter Seele mich der Umgebung freute. Es rückt etwas uneingeladen an

Digitized by Google

deren Stelle und tut ungeduldig. Auf die Nacht meiner Heimkehr damals nach Deutschland würde ich mich kaum mehr deutlich genug zur Wiedergabe besinnen, wenn nicht, vor kurzer Zeit erst, ein an sich belangloser Brief darüber (geschrieben in Schmargendorf am 22. Oktober 1894) von einer damaligen, mir befreundeten Schriftstellerin aufgehoben und mir zu Händen gekommen wäre:

»Es sind schon drei Wochen her und mehr, daß ich von Paris ausgerückt bin — mir selbst und allen unerwartet, heimlich und ohne Lebewohl. Und so ungemeldet bin ich auch angekommen, ebenso tief in der Nacht. Ich ließ mein Gepäck am Bahnhof, fuhr hinaus und ging den stillen Weg über die dunklen Felder ins Dorf. Dieser Gang war schön und sonderbar; ich spürte den Herbst im Blättersinken und den stürmischen Wind, ohne was zu sehen, und es gefiel mir; in Paris war noch ‚Sommer' gewesen. Im Dorf schlief alles, nur bei meinem Mann brannte die scharfe Lampe, die er zur Benutzung der Bücher auf den hochreichenden Regalen braucht. Ich konnte von der Straße auch seinen Kopf deutlich erkennen. In der Tür steckte, wie immer, der Drücker, ich trat sehr leise ein. Da schrie der Lotte-Hund im Zimmer gell auf — sie erkannte mich am Schritt —, übrigens ist sie inzwischen ein wahres Monstrum geworden von Fett und Quadratur, und nur wir finden sie so berückend wie je. — In dieser Nacht zu Hause gingen wir nicht schlafen; als es hell wurde, da machte ich Herdfeuer in der Küche, putzte die blakende Lampe und schlich mich in den Wald. Da hingen noch dicke Morgennebel in den Bäumen, und ein geflecktes Reh glitt lautlos durch die Föhren weiter. Ich zog Schuh und Strümpfe aus (was man in Paris nicht kann) und wurde sehr froh.«

Die einzige Frau, die mir in jenen Jahren ganz vertraut nahestand, war Frieda Freiin von Bülow, die ich schon in Tempelhof kennen gelernt hatte. 1908 ist sie mir durch ihren frühen Tod, noch als angehende Fünfzigerin, entrissen worden. Wäh-

Digitized by Google

rend meiner Pariser Zeit kam sie gerade von ihrem zweiten Aufenthalt in Deutsch-Ostafrika heim und machte Station bei mir, wo auch ihre Schwester sie erwartete, jene Sophie Bülow, mit der ich Madame Zwillings Blumen verkauft hatte. Andern Jahres kam sie mir auch nach Rußland nach, zum Besuch meiner Mutter und meiner Geschwister, von denen mein Bruder Eugène sich ihr ganz tief befreundete. Von ihren eigenen Geschwistern waren drei gewaltsam umgekommen: zwei jüngere Brüder und die schon als Schriftstellerin bekannt gewordene Margarethe von Bülow, die beim Retten eines ertrinkenden Knaben unters Eis geriet. Frieda neigte von Natur her zu Schwermut, trotz einem männlich starken Willen und Lebenstrieb, der sie in ihrer Jugend zur Zeit der Carl Petersschen Erfolge nach Ost-Afrika geführt hatte. Sie nannte selbst diese Mischung von Tatkraft und Mattigkeit gern ihren Anteil an altem, ermüdetem Geschlecht, das schließlich in der Sehnsucht nach Unterwerfung, Selbstaufgabe enden mag.

Auch in Wien — 1895 — verweilten wir gemeinsam mehrere Monate, als ich von Petersburg aus zum ersten Male wieder hinfuhr. Durch den Berliner Literatenkreis war uns der entsprechende Wiener bereits bekannt; mit Arthur Schnitzler hatte ich schon von Paris aus mehrfach gebriefwechselt; er stand mir auch jetzt vor den übrigen; später wurde ich von ihm nach anderswohin verstärkt abgelenkt. Um ihn, der damals seine entscheidenden ‚Liebelei'-Erfolge erlebte, standen Richard Beer-Hofmann, Hugo von Hofmannsthal — noch blutjung, in der Husarenuniform seiner Dienstzeit —, Felix Salten usw., mit denen man sich — außer dem direkten Verkehr — fast allabendlich in den Cafés, etwa dem Griensteidel, traf und das geistige Wiener Leben in seinen charakteristischesten Äußerungsweisen kennen lernte. Ich bewohnte am Stephansdom, in einem sehr guten großen Hotel, zwei um so winzigere Stübchen im Nebenbau oben, die allerliebst her-

Digitized by Google

gerichtet waren; durch die darin verbrachten Plauderstunden sind diese Stübchen nebst mir selbst in Peter Altenbergs Erstlingsbuch ‚Wie ich es sehe' hineingeraten. Wenn ich die Wiener Atmosphäre im Vergleich zu der anderer Großstädte schildern sollte, so erschien sie mir damals am meisten gekennzeichnet durch ihr Zusammengehen von geistigem und erotischem Leben: was anderwärts etwa als Lebemannstypus sich vom Berufs- und Geistesmenschen scheidet, das fand hier eine Anmut, die das ‚süße Mädel', sogar das *bloß* süße Mädel, in erhöhte Erotik hineinhob und die wiederum sogar die ernsteste Drangabe an Geistesberuf und Berufung noch in ein Verhalten löste, das dem nur zweckbezogenen Ehrgeiz etwas von seiner Schärfe nimmt. Zwischen der Konkurrenz von Liebe und Ehrgeiz blieb dadurch Spielraum für deren Austragung in Männerbefreundung untereinander, die dadurch eine besondere und, wie mir auffiel, ganz erlesene Form gewann. Da hinein gehörte auch Arthur Schnitzler in hohem Grade: vielleicht war dies mit am hellsten in seiner von einer leichten Schwermut beschatteten Existenzweise. Vielleicht auch würde aber gerade er sich seelisch zwiespaltfreier vollendet haben, hätte die geistige Anmut ihn — sei es nach Liebe oder Ehrgeiz hin — dämonisch-einseitiger gebannt.

Peter Altenberg stand ein wenig abseits — wenn auch nicht in der Befreundung. Wenn man mit ihm war, dachte man dabei weder an Mann noch Weib, sondern an eines dritten Reiches Wesen. Das über ihn bekannte Wort: »mon verre est petit, mais je bois dans mon verre«, urteilt präzise richtig, wenn man das ganze Schwergewicht nicht auf ‚petit' sondern auf ‚mon' legt: denn das Neue und Reizvolle in Peter Altenbergs kleinen Gestaltungen beruht auf dem Rätselhaften, wie er gleichsam beide Geschlechter am innern Erwachsensein verhindert, indem er ihr Infantilbleiben dichterisch zu einer Spezialität verarbeitet, die sich auch in seiner personellsten Besonderheit voll ausdrückte.

Digitized by Google

Auch später, sobald ich mich in Wien aufhielt, durfte ich jedesmal, zuerst von Fritz Mauthner hingebracht, bei Marie von Ebner-Eschenbach verweilen; das letzte Mal noch 1912, wenige Jahre vor ihrem Tode, den mir ihre Nichte, Gräfin Kinsky, dann nach Hause berichtete. Unvergeßlich bleiben mir die Stunden bei ihr — die Stille und, wie soll ich Bezeichnung dafür finden: die *Wesenhaftigkeit*, die von ihr ausging. Beinahe wirkte infolgedessen ihre äußere Erscheinung, als kaure sie sich absichtsvoll so klein in sich zusammen, als schauten ihre grauen Augen, die unendlich wissenden Augen, so tief von unten herauf, um niemandem auffällig zu machen, was da alles vor ihm saß: als bliebe das besser unverraten. *Das*, was sich doch so innig-unablässig in Ton, Wort, Blick und Gebärde verriet. Man nahm von ihr gleichsam Geheimnis und Offenbarung mit — und es bewahrte sich in dieser zusammengehaltenen Wärme heimlicher Gegenwart.

Wien zwingt durch die Herrlichkeit seiner Umgebungen ins ländlich Freie, und dorthin verlegt sich deshalb auch fortgesetzt der gesellige und freundschaftliche Verkehr. Noch im Sommer des gleichen Jahres 1895 traf ich mich mit den Freunden im Salzkammergut und in Innsbruck. Für mich wurde stets alles Erlebte erst wahrhaft zurande gebracht, wenn Wälder, Weiten, Sonne Begleiter dabei gewesen — oder gar Berge, zwischen denen ich bislang noch so wenig gewesen war, abgerechnet ein paar Kindheitsreisen mit meinen Eltern durch die Schweiz. Im Winter darauf war ich nochmals in Wien und im Sommer des andern Jahres zum ersten Mal selbst auf Kraxeleien im österreichischen Gebirge. Besonders lebhaft entsinne ich mich einer langen Tour von Wien, die mich und einen Freund zu Fuß durch Kärnten über die Hohen Tauern nach Venedig hinab führte; bei diesen langsamen, im Schönsten ruhig verweilenden Fußreisen grub sich mir noch ein kurzer gewaltiger Eindruck in die Erinnerung: Wir hatten vor Dunkelheit am Rotgüldengletscher anzulangen, verzöger-

Digitized by Google

Lou Andreas-Salomé 1897

Digitized by Google

Digitized by Google

ten uns aber sehr, weil uns unterhalb davon ein brünstiger Bulle gemeldet wurde, zu dessen Bezwingung schließlich eine ganze Anzahl von aufgeregten Almbewohnern, aufs wundersamste bewaffnet, mit uns zogen. Ein paar Minuten lang sah man ihn denn auch: auf einem gegenüberliegenden Bergstück, durch tiefe Schlucht von uns getrennt, hoch aufgerichtet, im Profil: ein Bild der Macht und Besessenheit, ‚gottgleich' im alten Sinn, und durch die ungefährdete Lage, die so beschauliche Betrachtung ermöglichte, von ungeheuer einprägsamer Wirkung. Mir wenigstens ging sie noch nach, als wir, nun schon im vollen Dunkel und allein, auf dem Rotgüldengletscher alles Gestein suchend abklopften und anriefen, ob es nicht irgendwo die darunter geduckte Almhütte berge wie im Märchen.

Von landschaftlichen Eindrücken erschien mir am berückendsten, was ich in rascher Aufeinanderfolge von drei Frühlingen sah, als ich mal von Italien durch Deutschland in den Norden fuhr. Nie war mir der Süden triumphierender in die Sinne gedrungen, als es ihm da, trotz des Winters, der wie ein Mai gewesen, noch gelang, *Frühling* zu werden, ohne sich einfach mit dem Sommer zu verwechseln: was den Anschein gab eines über alle Sichtbarkeit hinaus schlechthin Unerschöpflichen, das jede Jahreszeit nach Belieben noch hinter sich hätte, wenn sie bloß wolle, und zugleich den Anschein, daß, *wenn* menschliche Aufnahmefähigkeit nur nuancefähiger und tiefreichender wäre, das Unermeßliche im Irdischesten unserer warte. So gesättigt wurde ich auch dem mitteleuropäischen Klima besser gerecht, an dessen Phlegma man bisweilen Ärgernis nimmt, wenn es immer wieder mal von neuem anheben muß, um sich Regen und Graupeln aus den Augen zu wischen und die knospenden Kätzchen an den Baumzweigen zur Fortsetzung zu ermuntern; mit Wonne wurde ich der Veilchen froh und des im besten Sinn ausführlich ‚Sentimentalen': das herrlich gestillte Herz war dafür geduldig ge-

Digitized by Google

worden und um so tiefer entzückt. Vom dritten Sommerwerden, dem nordischen, von Kindheit an erfahrenen, kann ich am wenigsten sagen. So spät erwartet und dann so vollkommen in seiner Kürze entfaltet, bekundet es sich am unwiderlegbarsten an seiner Helle und Unaufhörlichkeit. Wenn man tief nachts des Kuckucks Ruf vernimmt oder die Lieder heimkehrender Feldarbeiter, dann fällt einem nicht ein: »Alles eile, um im kurzen Sommerlichen was fertig zu bringen«, sondern man verspürt ein Aufgehobensein von Zeit und Wandel hinter dem Zwist von Nacht oder Mittag, von Früh oder Spät.

Zu Hause gewann mich das Einsamkeitsverlangen bald wieder ganz, zu jeder Jahreszeit, auch galt es, fleißig zu sein für Tages-Aufsätze wie vormals auch für Theaterkritik. Höchstens führte mein Wandern mich gelegentlich weit quer über die Felder, wo, verschneit oder im lichten Laubgrün Lichterfeldes, Frieda Bülow im Hause ihrer Verwandten, der Freifrau Anna Münchhausen-Keudell, wohnte, in zwei Stuben voll des ehrwürdig-schönsten Erbhausrates und auch voller ostafrikanischer Exotik der Gegenwart. Im Jahresanfang von 1896 nahmen wir uns vor, München einige Zeit zu widmen: und dort begegnete mir die zweite Frau, der ich ganz nahe treten sollte und für immer nahe geblieben bin (wir sind uns auch dem Alter nach ziemlich nahe) von 1896 bis zu unserm beiderseitigen Tode.

Helene von Klot-Heydenfeldt war Baltin aus Riga und hielt sich mit Mutter und Schwester vorübergehend in München auf; sie hatte, nach Lesen von Tolstojs ‚Kreuzersonate', ein gutes Buch, ‚Eine Frau', geschrieben, besaß viele deutsche Beziehungen, und ein Jahr darauf vermählte sie sich mit dem Architekten Otto Klingenberg; als ich später, viel später, von Göttingen aus, etwelche Wintermonate in Berlin zubrachte, wurde Helene Klingenbergs Haus mein Heim. Helene und Frieda unterschieden sich voneinander wie ein brauner Junge

Digitized by Google

von einer blonden Jungfrau. Noch mehr sind der friesische Mann und die Kinder Helenens ins Blondeste geraten. Und wenn Friedas Tatendurst sie ins Fernste trieb, so war Helenens Schicksal — sie wünschte sich zur Grabschrift die biblischen Worte: »Mein Los ist mir gefallen aufs lieblichste« — wie innerlichst vorbestimmt in der Allgewalt der Liebe, zu Frau- und Muttersein. Mit Frieda lebte ich in fruchtbaren Debatten; mit Helene verband mich sicherlich irgend eine verborgen-tiefe Verwandtschaft, was zwar nicht hinderte, daß ich ganz andern Weges schritt als sie: es machte uns nichts, weil diese liebesstarke Natur mich restlos tolerierte, wie ich war, auch wo ich ein Unhold war.

In München stand man nicht in so weiter Allgemeinsamkeit wie in Paris oder Wien etwa — wie die Breite und Schönheit seiner Straßen auch leerer dalag, als riefen sie, man möge sich auf ihnen sammeln. Hier fand man sich ja eben nicht im ‚Münchnerischen' der Eingeborenen, sondern im Gemeinsamen aller Nationalitäten Deutschlands ringsum; zu Geselligkeit kam es in einzelnen literarischen Familien und Schwabinger Winkeln. Unter den zugezogenen Bekannten — auch Max Halbe, Frank Wedekind, der Langen-Verlag, später Björnsons usw. — sagte mir ein Landsmann von Helene, den sie aber nicht kannte, am meisten: der damals schon erblindende Graf Eduard Keyserling; und bei erneutem Besuch von München Jahre hinterher, betrübte es mich sehr, ihn nicht mehr am Leben zu finden. Andere, wie Ernst von Wolzogen, Michael Georg Conrad usw., hab ich nur ganz flüchtig gesprochen — von den Jungen am öftesten Jakob Wassermann, dessen vortreffliches Werk ‚Die Juden von Zirndorf' ihn bereits in allgemeine Beachtung stellte. Befreundet hab ich mich insbesondere mit August Endell, der, Kunstgewerbler und Architekt, nachmaliger Rektor der Breslauer Kunstakademie, mir bis zuletzt tief verbunden blieb. Daß diesem jungen, kränklichen, damals einsam und bitter Ringenden dieses Ge-

Digitized by Google

denken schon ein Nachruf sein muß! Es ist eine Erinnerung an unvergeßliche Nähe und unvergeßliche Werte.
Anläßlich irgendeiner gemeinsamen Theaterverabredung brachte Jakob Wassermann an unsere Plätze einen Freund, den er wünschte vorzustellen: es war René Maria Rilke.

RAINER MARIA RILKE
GEDICHTE AUS DEM NACHLASS

» . . . *mais quelle sera la vie d'une jeune fille boiteuse?* . . . «

Wer wird sie sein, wenn einmal das Gebrechen,
das sie jetzt trägt wie eine kurze Laune
zu der ein Kind erfindend sich verstellt,
ihr gleicht und immer nachgeht im Geraune?
Und sie, als Mädchen, wird vor aller Welt
auf ihren Stock gestützt, versprechen

sich still zu halten. Wird ihr Mund
von des Verzichtes Bitterkeit sich biegen?
Wird sie die Nächte neidisch liegen,
um tags von Wünschen sich gesund
täuschen zu lassen? (Oder wird sie siegen?)

Denn dieser kleine wehe Unterschied
mit dem sie aufwächst, der bei jedem Schritte
sie heimlich abseits von den andern zieht
und täglich will, daß sie ihn neu erlitte,

kann nicht zernichten; kann sie nur entfernen.
Sie ist so leicht; zieht er sie weit genug,
so wird sie den unendlichen Bezug
viel früher als die Freundinnen erlernen
und selig jeden Morgen von den Sternen
sich wiederkommen, innen voller Flug.

1908

Digitized by Google

Strophen, gerichtet an Lou Andreas-Salomé

I

Ich hielt mich überoffen, ich vergaß,
daß draußen nicht nur Dinge sind und voll
in sich gewohnte Tiere, deren Aug
aus ihres Lebens Rundung anders nicht
hinausreicht als ein eingerahmtes Bild;
daß ich in mich mit allem immerfort
Blicke hineinriß: Blicke, Meinung, Neugier.
Wer weiß, es bilden Augen sich im Raum
und wohnen bei. Ach nur zu dir gestürzt
ist mein Gesicht nicht ausgestellt, verwächst
in dich und setzt sich dunkel
unendlich fort in dein geschütztes Herz.

II

Wie man ein Tuch vor angehäuften Atem
nein: wie man es an eine Wunde preßt
aus der das Leben ganz, in einem Zug
hinauswill, hielt ich dich an mich: ich sah
du wurdest rot von mir. Wer spricht es aus
was uns geschah, wir holten jedes nach
wozu die Zeit nie war; ich reifte seltsam
in jedem Antrieb übersprungner Jugend
und du, Geliebte, hattest irgendeine
wildeste Kindheit über meinem Herzen.

III

Entsinnen ist da nicht genug, es muß
von jenen Augenblicken pures Dasein
auf meinem Grunde sein, ein Niederschlag
der unermeßlich überfüllten Lösung.
Denn ich *gedenke* nicht, das was ich *bin*

Digitized by Google

rührt mich um deinetwillen. Ich erfinde
dich nicht an traurig ausgekühlten Stellen
von wo du wegkamst; selbst daß du nicht da bist
ist warm von dir und wirklicher und mehr
als ein Entbehren. Sehnsucht geht zu oft
ins Ungenaue. Warum soll ich mich
auswerfen, während mir vielleicht dein Einfluß
leicht ist wie Mondschein einem Platz am Fenster.

Herbst 1911

Ode an Bellman

Mir töne, Bellman, töne. Wann hat so
Schwere des Sommers eine Hand gewogen?
Wie eine Säule ihren Bogen,
trägst du die Freude, die doch irgendwo
auch aufruht, wenn sie unser sein soll; denn
Bellman, wir sind ja nicht die Schwebenden.
Was wir auch werden, hat Gewicht,
Glück, Überfülle und Verzicht
sind schwer.

Her mit dem Leben, Bellman, reiß herein
die uns umhäufen, unsre Zubehöre:
Kürbis, Fasanen und das wilde Schwein,
und mach, du königlichster der Traktöre,
daß ich das Feld, das Laub, die Sterne höre
und dann: mit einem Wink, beschwöre,
daß er sich tiefer uns ergibt, den Wein!

Ach Bellman, Bellman, und die Nachbarin:
ich glaube, sie auch kennt, was ich empfinde,
sie schaut so laut und duftet so gelinde,
schon fühlt sie her, schon fühl ich hin —,
und kommt die Nacht, in der ich an ihr schwinde:
Bellman, ich bin!

Digitized by Google

Da schau, dort hustet einer, doch was tuts?
Ist nicht der Huster beinah schön, im Schwunge?
Was kümmert uns die Lunge!
Das Leben ist ein Ding des Übermuts.
Und wenn er stürbe. Sterben ist so echt.
Hat er dem Leben lang am Hals gehangen,
da nimmt ihn erst das Leben ans Geschlecht
und schläft mit ihm. So viele sind vergangen
und haben Recht!

Zwar ist uns nur Vergehn,
doch im Vergehn ist Abschied uns geboten.
Abschied feiern: Bellman, stell die Noten
wie Sterne, die im Großen Bären stehn.
Wir kommen voller Fülle zu den Toten:
Was haben wir gesehn!

Herbst 1915

Wilder Rosenbusch

Wie steht er da vor den Verdunkelungen
des Regenabends, jung und rein;
in seinen Ranken schenkend ausgeschwungen
und doch versunken in sein Rosesein;

die flachen Blüten, da und dort schon offen,
jegliche ungewollt und ungepflegt —,
so, von sich selbst unendlich übertroffen
und unbeschreiblich aus sich selbst erregt,

ruft er dem Wandrer, der in abendlicher
Nachdenklichkeit den Weg vorüberkommt:
Oh sieh mich an, sieh her, was bin ich sicher
und unbeschützt und habe was mir frommt.

1. Juni 1924

Digitized by Google

Elegie an Marina Zvetajewa-Efron

O DIE Verluste ins All, *Marina*, die stürzenden Sterne!
Wir vermehren es nicht, wohin wir uns werfen, zu welchem
Sterne hinzu! Im Ganzen ist immer schon alles gezählt.
So auch, wer fällt, vermindert die heilige Zahl nicht.
Jeder verzichtende Sturz stürzt in den Ursprung und heilt.
War denn alles ein Spiel, Wechsel des Gleichen, Verschiebung
nirgends ein Name und kaum irgendwo heimisch Gewinn?
Wellen, Marina, wir Meer! Tiefen, Marina, wir Himmel.
Erde, Marina, wir Erde, wir tausendmal Frühling, wir Lerchen
die ein ausbrechendes Lied in die Unsichtbarkeit wirft.
Wir beginnens als Jubel, schon übertrifft es uns völlig,
plötzlich unser Gewicht biegt zur Klage den Sang abwärts.
Aber auch so: Klage? Wäre sie nicht jüngerer Jubel nach unten.
Auch die unteren Götter wollen gelobt sein, Marina.
So unschuldig sind Götter, sie warten auf Lob wie die Schüler:
Loben, du Liebe, laß uns verschwenden mit Lob.
Nichts gehört uns. Wir legen ein wenig Hand um die Hälse
ungebrochener Blumen. Ich sah es am Nil in Kom-Ombo.
So Marina, die Spende selber verzichtend, opfern die Könige.
Wie die Engel gehen und die Türen bezeichnen jener
zu Rettenden,
also rühren wir dieses und dies, scheinbar Zärtliche, an.
Ach, wie weit schon Entrückte, ach, wie Zerstreute, Marina,
auch noch beim innigsten Vorwand. Zeichengeber, sonst nichts.
Dieses leise Geschäft, wo es der Unsrigen einer
nicht mehr erträgt und sich zum Zugriff entschließt
rächt sich und tötet. Denn daß es tödliche Macht hat,
merkten wir alle an seiner Verhaltung und Zartheit
und an der seltsamen Kraft, die uns aus Lebenden zu
Überlebenden macht. Überstehen, Marina, Nicht-Sein.
Weißt du's, wie oft /
trug uns ein blinder Befehl durch den eisigen Vorraum

Digitized by Google

neuer Geburt . . . . Trug: *uns?* Einen Körper aus Augen
unter zahllosen Lidern sich weigernd. Trug das in uns
niedergeworfene Herz eines ganzen Geschlechts.
Trug ein Nest. An ein Zugvogelziel
trug er die Gruppe, das Bild unserer schwebenden Wandlung.
Liebende dürften, Marina, dürfen so viel nicht
von dem Untergang wissen. Müssen wie neu sein.
Erst ihr Grab ist alt, erst ihr Grab besinnt sich, verdunkelt
unter dem schluchzenden Baum, bricht ein; besinnt sich
auf jeher.
Erst ihr Grab gibt nach, sie selber sind immer und blindlings
biegsam wie Ruten
was übermäßig sie biegt, rundet sie reichlich zum Kranz.
Wie sie verwehen im Maiwind! Von der Mitte des Immer
drin du atmest und ahnst, schließt sie der Augenblick aus.
(O wie begreif ich dich, weibliche Blüte am gleichen
unvergänglichen Strauch. Wie streu ich mich stark in die Nachtluft, die dich nächstens bestreift.) Frühe erlernten die Götter
Hälften zu heucheln. Wir in das Kreisen bezogne
füllten zum Ganzen uns an wie die Scheibe des Monds.
Auch in abnehmender Frist, auch in den Wochen der Wendung.
Niemand verhülfe uns je wieder zum Vollsein als der
einsame Gang eigene Gang über der schlaflosen Landschaft.

Juni 1926

ERHART KÄSTNER · PHAETON

Das Amphiareion ist ein kleines antikes Bad an der Grenze von Boiotien und Attika.
Die Ausgrabungsstätte liegt abseits der begangenen Straßen. Man durchwandert einen heißen Tag lang das nördliche Attika, dann, hinter dem Dorf Kalamos, senkt sich der Pfad zum Ufer hinab. Man blickt auf das gebuchtete, trunken

Digitized by Google

schimmernde Meer. Drüben die Insel Euboia mit den blauaufgefalteten Bergen, die urtümlich sind wie ein Fabellied und zart wie Blütenblätter von blauweißem Mohn. Der Delf hatte noch Schnee. Abendlicht lag noch auf ihm und ließ die Spitze erglänzen in überirdischem Glanz.

In einer Talfalte versteckt rann ein Quell. Ich fand die ausgegrabenen Trümmer: den Tempel, das Bad, die Brunnenkammer, die Halle des heilenden Schlafs und das kleine Theater. Es war alles hübsch beieinander, klar, in seinen Teilen leicht zu erkennen.

Niemand, wie zu erwarten, war da im Ruinenfeld, das etwas Liebliches hatte. Niemand weitum.

Ich war viele Stunden gelaufen und etwas erschöpft. Eigentlich hatte ich vor, ins Dorf zurückzukehren und dort eine Übernachtung zu suchen. Aber dann schien es mir besser, im Amphiareion zu bleiben. Eine Decke trug ich bei mir.

Ich wählte den überdachten Teil der alten Schlafhalle, wo einst den Kranken im Traum die Weisung zuteil ward. Ich schlief gut, der Morgen war freilich kalt. Das übersteht sich jedoch, wenn man weiß, daß die Sonne bald kommt. Der Quell, einst ein heiliger Quell, schwätzte laut in die Nacht. Ich konnte die Brunnenmulde von meinem Schlafort aus sehen. Als es hell ward am Morgen, flog eine Schar Bergfinken herzu, labte sich und stob auf, als ich kam, mich zu waschen.

Nun stieg der Sonnenball über Euboia empor. Mein war die kleine versunkene Stadt an diesem herrlichen Morgen, mir zugehörig allein. Hier wollt ich verweilen: lange nichts vorhabende Stunden, ausgeschlafen, um mit Bedacht gar nichts zu tun: nur einen Morgen an diesem göttlichen Ort zu verbringen. Die Erfahrung hat mich gelehrt: man war an allen Orten nur halb, wo man nur die geheimnislosen Strecken des Tages verbrachte. Es ist nötig, die sich neigenden Abendstunden zu haben, eine schlaflose, prangende Weile der

Digitized by Google

Nacht und den knospenjungen beginnenden Tag. Wenn die Dinge ihr Sanfteres zeigen, ist es notwendig dazusein.

Das kleine Theater im Amphiareion ist sicher das lieblichste unter allen Theatern im griechischen Land. Zwar was an anderen Orten am besten erhalten ist: das Halbrund der steinernen Sitze, ist hier überhaupt nicht mehr zu sehen. Vielleicht war es nie da, vielleicht saßen die Zuschauer wie in Olympia auf der Erde des ausgemuschelten Bergs. Nur ein unterster Steinring merkte sich ab, energisch und klar, und das Rund des Orchesters, so wartend, so frisch, als wäre erst gestern der Chor zum letzten Male im Kreise geschritten. Und, was ich noch nie mit meinen Augen gesehen: eine Skene, die Bühne des antiken Theaters, war vollkommen da. Sie schien zusammengestürzt gewesen zu sein, aber so, daß sich fast alle Teile erhielten; die Ausgräber fügten sie wieder zusammen wie Baukastensteine. Nun lag sie am Boden, die ganze zierliche Wand, acht dorische Säulchen des untern Geschosses, Architrav, Sims und Gebälk und etwas vom oberen Stock, und alles atmete Frische und Jugend und war durchsungene Form.

Fünf Priestersessel aus weißem Marmor standen am Rand des Orchesters auf Tierklauenfüßen. Ich nahm von einem der Throne Besitz. Ein grauer, zernagter Stein stand daneben fast wie ein Tisch. Die schräge Sonne fiel eben auf ihn und begann ihn zu wärmen. Ich hatte den Plan zu frühstücken. Ich besaß, für die kargen Zeiten, nicht wenig dafür: lockeres einheimisches Brot, eine Menge großer, goldgelber Rosinen, so von Sonne und Süße erfüllt, daß sie harten Zuckerkand ausschieden, dann einen säuerlich duftenden, harten Handkäse, der innen ganz glasig war, und dann, was vieles ersetzt und das Verschiedenartige ausgezeichnet verbindet: hellrötlich schimmernden Wein, den ich mir am Tage zuvor im Dorf in eine ziemlich große Flasche hatte einfüllen lassen. Ich sah ein, daß dieser Morgen im schrägfallenden Goldlicht bestimmt war, die bauchige Flasche zu leeren.

Digitized by Google

Die Sonne fiel in das Tälchen herein in blaudunstigen Streifen. Hellgrünes Kieferngebüsch bedeckte den Hang, Oleander stand rotbrennend im weißlichen Kies. Waldluft strich über den in sich versunkenen Ort. Es war mir lieb, daß das Theater nicht eines der großen war. Es hätte zierlich genannt werden können; aber die mächtige Form des antiken Theaters steckte in ihm wie in einem treibenden Keim. Das Maßvolle dieses Bauwerks entzückte mich. Ich begann zu jener Zeit die Erfahrung zu machen, die eine wahrhaft griechische ist: daß in diesem Lande alles immer ein wenig kleiner und maßvoller ist als man es gedacht. Es ist die Demut der Größe, die rührt.

Das Orchester, das ich — zwischen zwei Zügen aus meinem Glase — durchquerte, maß nicht mehr als zwölf Schritt. Eine Kammerspielbühne. Lauchstädt also. In diesem mozartischen Runde waren demnach die Chöre geschritten. Hier waren aus Masken die süßen und die entsetzten Lieder ertönt, die der Ursprung des Tragischen sind.

Eine Bachstelze setzte sich auf die Lehne des Marmorthrons, dem meinen schräg gegenüber, wippte ein paarmal und sah sich ruckweise um. Dann flog sie davon.

Mich kam die Lust an, mir mit Hilfe des hellroten attischen Weins ein Theater zu imaginieren. Ein gräßliches durfte es freilich nicht sein an diesem seligen Morgen, dessen schwebendes Gold gleich Stufen war für niedersteigende Götter. Die wehende Luft vom Meere herauf war eine Zurede, weiterzuleben.

Ich sah nach, ob sich etwas in meiner Erinnerung fand. Wie gewöhnlich lag es nicht weit. So fielen mir — während ich trank — die Szenen ein, die wir aus dem Phaeton des Euripides kennen; ich hatte sie kürzlich in einem Band Goethe gefunden, denn seiner Tage wurden sie neu entdeckt; sie begeisterten den siebzigjährigen Dichter zu einer Übersetzung und zu einem Entwurf des ganzen verlorenen Stücks.

Digitized by Google

Nach und nach zog ich den Hergang aus meinem Gedächtnis hervor.

Phaeton, Sohn des Sonnengottes, wächst auf, ohne zu wissen, daß er göttlichen Ursprungs ist. Seine Mutter ließ ihn im Glauben, daß ihr irdischer Mann, der Aithiopenkönig, sein Vater sei.

Das Stück, auf wenig Handlung gestellt, ist wie ein Kristall aus Morgenfrühe und Licht und Jugend gemacht. Morgenglänzen liegt auf dem Werk.

Der Anfang spielt vor Sonnenaufgang. Die Mutter hat einen Heiratsplan. Man hört noch nicht, wer das Mädchen ist, aber es kann eine Göttin sein. Der Knabe, noch ganz in dem Alter, das in sich selber befangen ist, noch ganz ohne den Wunsch, in ein anderes Ich zu verströmen, wehrt ab. Er kann nicht den Gedanken ertragen, daß er dann weniger sei als die Braut. Da eröffnet ihm seine Mutter: er sei des Helios Sohn.

Und nun kommt dieses Chorlied. Aus den Versen strömt Jungsein und Kühle. Es ist wie ein Trunk aus einem Morgenquell für den Wanderer, der sich, spätgeboren wie ich, beraubt sieht und das Verlorene dennoch im Nachgefühl stärker besitzt: in dem wilden liebenden Schmerz, der inniger an das Entrissene bindet als kahler Besitz.

Es sind Verse, in denen Tau niederfällt. Noch schlagen die Nachtigallen im Grund, aber von den Bergen her tönt schon der Sang der Hirtenflöten und das Geläut der ausziehenden Herden. Vom Meere herauf schallen durchs Morgendunkel die Rufe von Bootsleuten, die Schiffe flottmachen. Alle Laute des Morgenerwachens sind in dem Lied.

»Kaum schon tagt es«, begann also der Chor, und dabei zog er den seitlichen Weg ins Orchester herab, mir gerade entgegen. Ich sah mit Erstaunen, daß dieser Aufzug des Chors unter die nahen Augen des Publikums das Erregendste dieser ganzen Aufführung war. Diese Mägde, phantastisch im Pantherschritt auf weichen filzigen Schuhen, hatten die traum-

Digitized by Google

hafte Unwirklichkeit, deren sich das Schicksal bedient, wenn es durch Sendboten in unser Leben eingreift, wie der Telegraphenbote die Nachricht bringt. Dann sind es Gestalten des Alltags, die plötzlich wie ewige Bilder sind.

Alle Theaterkunst meiner Aufführung war auf diese Chorstellen gelenkt; sie waren atembenehmend und schöner als alle anderen Szenen im Stück. Tanz und Flötenmusik und herrliche Verse kamen zusammen. Bald sang ein Einzelner aufflatternd über alle andern Stimmen hinweg, bald sprachen alle chorisch zusammen, so daß das Orchesterrund wie ein Brunnenmund war, wie ein geöffneter Mund, der eine vereinigte Menschenstimme entließ, die es verschmähte, noch Menschenstimme zu sein.

Das Publikum, das eigentlich nur aus mir bestand, war entzückt.

Da trat Phaeton auf.

Der Schauspieler war jung und schmaler Gestalt. Sein Gesicht konnt ich nicht sehen, es war die Maske davor. Die Maske ähnelte der einzigen Maske des Altertums, die ich je sah: im Winter zuvor, am Töpfermarkt in Athen, als man bei Grabungen eine fand; sie lag, als ich sie sah, noch in der feuchtkalten Erde. Freilich, es war keine Maske, wie sie der Schauspieler trug, denn die war ja verderblich, sondern ein marmornes Stück, das einst ein Schauspieler oder ein Dichter dem Gott als Weihgabe brachte.

Die Maske zeigte ein dreieckschmales Gesicht. Der Marmor war durchleuchtet wie Zucker. Die Augen quellend, staunend, sehr schräg, mit der Sprengkraft von Knospen. Die Brauenbögen wie mit dem Zirkel gesetzt, die Lippen zwei übereinanderhängende Sicheln. Die Stirnhaare hatten kaum etwas mit Haaren zu tun, eher einandergereihte Korallen. Haare, Lippen und Iris rot. Sehr merkwürdig. Das Ganze war eigentlich kein menschliches Bild. Es war ziemlich weit von einem Menschenbilde entfernt und durchaus Magie.

Digitized by Google

Ich sah ein, was ich vordem noch nicht wußte: daß das Spiel in der Maske viel mächtiger ist als das Zeigen des bloßen Gesichts. Da erst überschreitet das Schauspielen die Schwelle der Zauberei, da erst tritt der Hörer in die Verwandlung hinein.

So also trat Phaeton auf. Er stand über dem Chor auf dem oberen Stockwerk der Bühne in einer seitlichen Nische. Er lief schnellfüßig herein, stand still, hielt den Kopf zur Seite geneigt, die Maske stand schräg.

Der Chor verstummte, die Maske schwieg. Dann begann sie zu reden, eine fröhliche Stimme. Sie tat kund, Phaeton wolle am Hochzeitstag zu Ehren der Braut und zum Staunen aller Verwandten im Sonnenwagen des Vaters über den Himmel fahren. Es war eine Rede voll kindischem Trotz.

Als er endete, hob er die Arme schräg nach oben empor, es sah aus, als werde er fliegen. Doch es war nur der Beginn einer Geste, die großartig war: die Maske nämlich, aus leeren Augen — sie waren geschrägt — begann in einem langen Emporblick die Bahn der Sonne von Osten übers ganze Gewölb zu verfolgen. Sie beschrieb einen Aufblick, die Maske, den ganzen großen Bogen empor; doch in der Höhe harrte sie aus, zum Zenite erhoben, blumengleich waagrecht und flach, stand lange so still, bis sie traurig und stumm nicht weiter den Kreis, sondern wie enttäuscht, wie bestürzt gerade herab zum Boden sich senkte.

Während ich saß und dieses Morgentheater genoß, geschah etwas, das an sich nichts Ungewöhnliches war; Homeros freilich hätte es als ein Zeichen der Götter genommen. Ich hatte mir nämlich das Frühstück auf einem Steinblock serviert, der bei meinem marmornen Sessel stand. Dann, weil die Sonne mich blendete und ich doch angestrengt auf die Bühne sah, hatte ich den Platz gewechselt und war — Flasche und Glas in der Hand — zu einem anderen Marmorsessel hinübergegangen. Milane waren schon mehrfach über dem Tälchen gekreist;

Digitized by Google

ich hatte sie an den gespreizten Schwingfedern erkannt, die scharf gegen das Himmelsblau standen. Nun schoß auf einmal ein solcher Weih mit Schwingenrauschen herab, ergriff, schlagende Flügel dicht über dem Stein, den Ziegenkäse und flog davon, indem er das Stück in den Krallen gefaßt hielt, den Schnabel hackend einschlug und im Fluge links und rechts Brocken herabfallen ließ, verschwenderisch, da es ja mein war.

ERNST BERTRAM · SIEBEN SPRUCHGEDICHTE

Aus dem Buch ‚Vineta'.

Das Wort

Das Wort ist ein Vineta. Morgen leuchtet,
Was da versank, im Abendspiegel her.
Und heute tönt es nur so spröd und schwer,
Damit es morgen euch das Auge feuchtet.

Das Wort ist ein Vineta: morgen schon
Erglänzt entschwunden, was dir heut zu nah.
Was untertauchte eurem Heut und Hohn,
Tief selig im Gewesen steht es da.

Versunkenes Wort

Lass du all dein Wort werden
Zur versunkenen Stadt.
All wilder Eifer der Erden
Wird oben fahl und matt.

Aus dem Sund des Gewesen,
Vom Grund des Eh und Je
Wirst du Abendglocke
Über Sand und Schnee.

Digitized by Google

Unter dem Spiegel der Tage
In der entzeiteten Flut
Wird noch dein Warnen zur Sage:
Alles, höre, war gut.

Gegenüber

Besungen werden nur, die nicht mehr sind.
Das Reich wird todlos, wenn erst Krone fiel.
Wanderndem nur bleibt wunderbar sein Ziel.
Zum holdren Dämon wird entrücktes Kind.

Wir sind so sondrer Art, daß immerfort
Der Gegenküste unser Wunsch erbrennt:
Abgrund der Wasser strahlt den alten Hort.
In singend Schweigen sehnt sich weises Wort.
Wir lieben Engel. Gott — das Element.

Flaschenpost

In der Flasche das weiße Blatt
Fährt noch durch alles Meer:
Was einst der Ahn versiegelt hat,
Noch treibt das Wort umher.

Der Geist in der Flasche kennt sein Ziel,
Die Botschaft ahnt ihren Gang.
Der Geist im Glase weiß zu viel:
Vorm Landen ist ihm bang.

In den sieben Meeren treibt der Geist
Im Glase den Riffen vorbei,
Und zu der Stunde, die du weißt,
Wann glimmernd das Glas unserm Strande gleißt,
Dann hört die Erde den Schrei.

Digitized by Google

Taifunmitte

Innen im Taifun der Welt ist Stille.
Nenn sie Geist, sie Gott, sie Nichtmehrsein.
Außen tobt ein drehend wüster Wille
Um den innersten Kristall: ‚Allein'.

Gönne deinem Boot dies reine Binnen,
Wo sich ohne Tod das Sein verneint.
Laß geduldig hier die Trauer rinnen:
Wenn du drinnen, nie hast du geweint.

Wanderdüne

Die Düne wandert,
Ob es auch keiner gewahrt.
Begehrt Haus und Baum,
Alle liebe Welt.

Sirrend rispelt der Wind,
Korn um Korn gehorcht.
Übermorgen weht
Sand dir ins Glas.

Übersandet schon sind
Die Astern am Grab des Ahns.
Kinder spielen wir all,
Spielen im Sand —

Auferstehn

Liebe Bilder, eines nach dem andern
Taucht ihr uns hinab.
Nicht das Strahlendste wir dürfens halten:
Selbst der Himmel ist ein Grab.

Wann wir schlafen aber, eins nach anderm
Steigt vinetisch, ob wirs auch nicht sehn:
Selber nicht ein Himmelsgrab kann halten
Auferstehn.

Digitized by Google

Stavros Walmas, Sohn des Wassilis, ein Mann von fünfundsechzig Jahren, stieg die Stufen zur Veste Palamidi hinan. Es war Herbst. Schwarze Wolken ballten sich über der unheimlichen Veste von Nauplia.

»Wird es Regen geben?«

Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, bedachte dies, zögerte eine geraume Weile, ehe er den Fuß auf die erste Stufe setzte.

»Und wenn es regnet?«

Wäre es nicht vernünftiger, diesen Ausflug zu verschieben, einen Tag mit besserem Wetter abzuwarten?

Noch vor ein paar Jahren hätte er es sicherlich so gemacht, er hätte den Ausflug aufgeschoben. Denn das hatte er sein Leben lang getan: er hatte immer viel erwogen und viel aufgeschoben. Aber jetzt lebte Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, der in seinem Leben viel erwogen, stets verschoben, stets verzichtet hatte, jetzt lebte er seine große Stunde: die Furcht vor dem Tode. Er wußte, daß er nichts mehr für morgen lassen konnte, daß die Frist, die ihm noch blieb, beängstigend zusammenschrumpfte. Und er beeilte sich mit der Erfüllung seiner wenigen, ganz geringen Wünsche noch zurecht zu kommen. Sein ganzes Leben hatte er fern von seiner Heimat, im großen Hafen Griechenlands, im Piräus, zugebracht. Er hatte mit Botendiensten für ein Schiffahrtsbüro begonnen; später lernte er rechnen und wurde Buchhalter. Und das war er in den ganzen vergangenen Jahren geblieben. Er hatte in der Welt der Zahlen gelebt. Er war ein durchschnittlicher, unscheinbarer Buchhalter, ohne jede Eigenart. Die anderen Rechner des Büros, an den Nachbartischen, wechselten. Sie arbeiteten eine Zeit lang, mühten sich mit den Zahlen, schöpften Luft, faßten Entschlüsse. Wenn sie glaubten, daß sie so weit seien, wenn sie die Zahlen zu beherrschen meinten, kündigten sie dem Kontor und gingen fort, um sich

Digitized by Google

selbständig zu machen, um in der Freiheit des Hafens Reichtümer zu gewinnen.

Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, sah sie scheiden und schüttelte ablehnend den Kopf: »Nein, warum fortgehen? Hier ist es ruhig und vernünftig. Draußen ist das weite Meer. Warum sich auf das Meer begeben? Warum streben die Menschen hinaus aufs weite Meer?«

Er war ein gewissenhafter Angestellter. Aber niemals und bei keiner Gelegenheit tat er mehr, als was ihm vorgeschrieben war, da war kein Trieb, keinerlei Eifer, kein Ehrgeiz voranzukommen.

Warum vorwärtskommen? Warum sollte ein durchschnittlicher Buchhalter mit einem mäßigen Lohn, der zum Leben reichte, das Verlangen haben voranzukommen? Das wollen nur solche, die Wünsche und Begierden haben, Luftschlösser, die sie erobern müssen. Warum aber Begierden, Luftschlösser haben? Nein, Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, hatte niemals welche, wollte niemals welche haben.

Das Leben und Treiben im Hafen, die großen Schiffe, die kamen und gingen, die Berge von Gütern, die ein- und ausgeladen wurden, waren eine ununterbrochene, eine ständige Herausforderung, sich aufzumachen und dem Reich der Zahlen zu entfliehen. Hartnäckig hatte Stavros Walmás mit diesem Dämon der Versuchung gerungen, und er hatte ihn besiegt. Die Frauen des Hafens und des Meeres, die Lust des Leibes war der andere Dämon. Auch ihn hatte Walmás mit der gleichen Ausdauer und Hartnäckigkeit bezwungen.

»Nein, eine Frau nehmen, sie zur eigenen machen, sich um sie kümmern — nein! Da würden Kinder kommen, Krankheiten. Warum die Menschen sich in ihrem Leben solche Sorgen schaffen? Allein sind sie zur Welt gekommen. Vernünftig ist es, so zu bleiben . . .« Stavros Walmás verliebte sich nicht, heiratete nicht, setzte keine Kinder in die Welt, jagte keinen Leidenschaften oder Phantasiegebilden nach. Alle Stürme

Digitized by Google

Griechenlands gingen spurlos an ihm vorüber. Kriege brachen aus, Reiche stürzten, wurden wieder aufgerichtet – nichts von all dem berührte ihn. Nein, in Ruhe die Arbeit als Buchhalter verrichten, mit festgesetzten Dienststunden, so sollten die Menschen leben, so müßte das Leben sein.

Und Stavros Walmás war nach und nach gealtert. Das Geschehen vollzog sich ganz regelmäßig, auf natürliche Weise, ohne Aufruhr. Der Buchhalter vom Hafen Piräus hatte nicht daran gedacht – immer hatte er vermieden, an etwas zu denken, was außerhalb der täglichen Bedürfnisse lag.

Da überkam ihn plötzlich eines Nachts, als er allein in seinem einsamen Zimmer sich in den Anblick der Sterne verloren hatte, dunkel, schonungslos, ohne Mitleid die Furcht vor dem Tode. Es kam auf ihn zu – von den Sternen, über die Wogen, durch die Nacht, und erfüllte ihn ganz. Stavros Walmás sah, daß er binnen kurzem werde sterben müssen.

In jener Nacht fand er keinen Schlaf. Auch in der folgenden Nacht nicht. Am dritten Tag erschien er bei seinem Vorgesetzten.

»Ich bitte um meine Entlassung«, sagte er. »Ich muß fort.«

»Wo willst du hin?« fragte jener überrascht. »Du, der niemals fortging!«

Aber im Herzen dieses Menschen lebte zum ersten Mal etwas, das tiefer war als die Logik der Zahlen. In ihm regte sich schließlich ein nicht mehr aufzuhaltender, quälender Wunsch. Wie die wilden Tiere im Gebirge, wenn sie das Nahen des Todes wittern, sich in eine Höhle zurückziehen, um ihn dort zu erwarten, wollte Walmás in seine Heimat gehen, wo er geboren war, um dort zu sterben.

»Nein, ich muß fort«, sagte er. »Es geht nicht anders . . .«

Stavros Walmás stieg die Stufen zur Veste Palamidi hinan. Seit dem Tage, an dem er nach Nauplia, seiner Heimatstadt, zurückgekehrt war, wollte er alle die Orte seiner Kinderjahre aufsuchen, die er seit seinem Fortgang damals nicht wieder

Digitized by Google

gesehen hatte. Denn während der ganzen Jahre in dem großen Hafen, bei der Arbeit mit den Zahlen ließ er nicht einmal diesen Wunsch in sich aufkommen: eine Reise nach seinem Heimatort zu machen.

»Alles sind Versuchungen. Alles sind Gefahren«, pflegte er zu sagen. »Man soll nur das Notwendige tun: die ‚Reise' vom Haus ins Büro — das genügt.«

Stavros Walmás stieg die tausend Stufen zum Palamidi hinauf. Er betrat die einsame Burg durch die Bastion des St. Andreas. Als er ein Kind war, hatte ihn sein Vater einmal bis dort hinauf geführt. Aber er konnte sich an nichts erinnern. Er erblickte rings umher die Bögen, Bastionen, Zellen, Galerien, ein grausiges Gewirr von Wildheit und von Einsamkeit. Gras wuchs auf den Mauern. Es begann zu regnen. Ringsum standen, schwarz und wild, die anderen Werke, der ‚Themistokles', der ‚Phokion', der ‚Miltiades'. Keine Seele war zu hören, nicht einmal eines Vogels Flug. Alle die Erinnerungen aus der alten Zeit der Franken und der Venetianer, Erinnerungen von heißem Blut und Eisen, schwirrten hier umher, vermischten sich mit den Wolken, die sich am Himmel ballten, mit dem Regen, der die bewachsenen Mauern peitschte. Das war Palamidi. Hier litt, hier starb, hier lag die blühende Jugendkraft von Hellas und von Anatolien begraben, hier auch die Schmuggler und die Mörder. Und jetzt nicht einmal eines Vogels Flug! Schweigend sannen die verlassenen Mauern den vergangenen großen Stunden nach.

Es regnete.

Stavros Walmás begann sich zu fürchten. »Was suche ich hier in dieser Einsamkeit? Ich muß umkehren.«

Doch er kehrte nicht um. Er machte noch einen, dann noch einen zweiten, noch mehrere Schritte vorwärts. Ein sonderbarer, ganz neuer Trieb sagte ihm jetzt: »Nein, kehre nicht um. Was gewinnst du, wenn du umkehrst? Wage noch einen Schritt! Sieh noch etwas! Es ist spät . . .«

Digitized by Google

Walmás machte die Schritte. Aber plötzlich blieb er stehen. Er hörte Geräusche. Er lauschte gespannt. War es nur der Regen? Nein, der konnte es nicht sein. Es waren Geräusche, die vom Boden kamen. Es waren Schritte. Er schauderte. Furchtsam, ganz von Spannung erfüllt, wendete er die Blicke nach den Geräuschen hin. Sie kamen aus einer Galerie. Er lauschte einen Augenblick, noch einen. Sein Herz zitterte zum Zerspringen. Da kam aus einer Galerie ein Kopf hervor, danach der ganze Körper. Es war eine Kuh, ihr folgte ein weißes Kalb mit braunen Flecken.

So fremd, so unglaubhaft war die friedliche Ruhe, welche diese beiden Geschöpfe Gottes in den gespenstischen Ort der Menschen brachte, daß es Walmás wie mit einer ungestümen Wallung überlief.

»Ach«, seufzte er erleichtert auf.

Hinter den Tieren schritt ein Mann, groß, blond, mit blauen Augen. Er war schon alt, etwa in den Jahren des Stavros Walmás. Sie begrüßten sich.

»Ich bin der Wächter hier«, sagte der Mann von der Festung. »Ich zeige den Palamidi den Fremden, die kommen, um ihn zu besichtigen. Bist du ein Fremder?«

»Ich bin es.«

»Komm in meine Hütte, um dich vor dem Regen zu schützen. Nachher werde ich dir die Festung zeigen.«

Die Hütte war eine von den kleinen, engen alten Festungszellen. In der einen Hälfte hausten die Kuh und ihr Kalb. In der anderen Hälfte, ihnen gegenüber, stand ein Lager. Dort schlief der Mann. An der Wand hing an einem großen Nagel ein Krug mit Wasser. Auf einem Brett lag ein halbes Brot. Nebenan hing ein Ikon, eine halbverblaßte Mutter Gottes mit dem Kind. Neben ihm ein anderes Bild: rote und gelbe Farben. Georg I., König der Hellenen.

Der alte Wächter versorgte seine Tiere, gab ihnen Stroh. Der Regen hatte nachgelassen.

Digitized by Google

»Gehen wir«, sagte er zu dem Fremden.
Sie gingen schweigend durch das Labyrinth von Zellen, Galerien und Verließen.
Der Wächter sagte: »Hier hinein warf man die Häftlinge mit leichten Strafen.«
Über einer tiefen Zisterne, deren Öffnung mit Eisen vergittert war, sagte der Wächter: »Hier hinein warf man zur Strafe die Häftlinge, die sich stritten und handgemein wurden. Schau hinein und sieh.«
Walmás bückte sich und schaute. Etwas Wasser stand schwarz und unbeweglich in der Tiefe der Zisterne. Ein paar seltsame Gegenstände ragten aus dem Wasser.
»Was ist das?« fragte Walmás.
»Menschenschädel«, antwortete der Wächter. »Menschliche Gebeine.«
Sie gingen in die furchtbare Bastion ‚Miltiades'. Die Verließe waren hier noch finsterer, noch wüster.
»Hier hinein warf man die Schwerverbrecher«, erklärte der Wächter.
An einer Zelle blieb er stehen. Seine blauen Augen blickten lange Zeit hinein. Es war darin ein Lager aus einem halbverfaulten Sack. Etwas von dem gelben Gras, das ihn füllte, war geblieben. Aber es war nicht mehr gelb, sondern schwarz als sei es verbittert darüber, daß der Körper, dem es gedient, es verlassen hatte.
»Hier drin habe ich zwanzig Jahre gelebt«, sagte der Wächter.
Stavros Walmás schauderte.
»Was sagtest du?«
»In dieser Zelle habe ich mein Leben verbracht. Ich war Sträfling.«
Er ging weiter.
Walmás spürte, daß ihn eine starke Furcht ergriff. Sollte er umkehren?
»Komm«, sagte der andere.

Digitized by Google

Er folgte ihm. Der Sträfling blieb wieder an einer dunklen Zelle stehen, in die gerade ein Mensch aufrecht hineinpaßte. Eine Pforte, mit Eisen und großen Nägeln beschlagen, verschloß sie.

»Hier hinein warf man die zum Tode Verurteilten in ihrer letzten Nacht, bevor man sie zum Richtblock brachte.«

Walmás blickte auf die dunkle Gruft, die schwere Pforte. Sein Herz krampfte sich zusammen.

»Schau hierher«, sagte der Sträfling und zeigte auf die Wand neben der Pforte. »Kannst du etwas erkennen?«

Walmás heftete seinen Blick dorthin und mühte sich, im Halbdunkel etwas zu erkennen. Es waren große, linkische Buchstaben auf grauem Stein:

KOSTIS SEREMETIS
Nr. 186

»Er hat es mit dem Finger geschrieben, der in sein Blut getaucht war«, sagte der Sträfling. »Anscheinend hat er seine Hand an der Wand geritzt und das Blut so herausgetrieben. In seiner letzten Nacht.«

Wieder, nach einer Weile: »Er war noch ein bartloses Kerlchen«, sagte er. »Dennoch hat er getötet.«

Wieder gingen sie weiter. Sie kamen aus der Bastion ‚Epaminondas'. Sie schlugen einen schmalen Pfad ein, der kaum als Pfad erkennbar war . . .

»Es ist ihr Weg«, sagte der Mann mit den blauen Augen. »Hier mußten alle zum Tod Verurteilten durch. Es ist der Weg zum Richtblock. Der Pfad entstand durch ihre Tritte.«

Sie machten auf einer Anhöhe, einem kleinen Hügel, Halt. Das Meer war sichtbar. Man sah die Wellen, Segel wie im Traum.

»Hier ist die ‚Tenne'«, sagte der Wächter. »Hier stellten sie den Richtblock auf. Schau her!«

Es sah aus, als sei die Erde dort einmal aufgegraben gewesen.

Digitized by Google

»Es war die Grube, in die ihre Köpfe fielen«, sagte der Sträfling. »Sieh, es wächst kein Gras . . .«
Sie traten den Rückweg an. Wieder begannen sich über dem Palamidi Wolken zu sammeln. Wieder begann es zu regnen.
»Komm in meine Hütte, da hast du Schutz«, sagte der Sträfling. »Wenn der Regen vorbei ist, kannst du gehen.«
Sie gingen in die Hütte und setzten sich. Das Kalb neben ihnen saugte Milch aus dem Euter seiner Mutter. Dann, als es gesättigt war, spielte es. Es steckte die Zitze ins Maul, wie um sie zu beißen, zog daran, spielte.
Die zwei Menschen blickten sich nicht in die Augen. Draußen regnete es auf die Bastionen, die Galerien, auf den Richtplatz.
»Was hast du getan?« entschloß sich nach einer Weile Walmás zu fragen.
»Ich habe getötet«, sagte der andere Mann einfach.
Wieder überflutete eine starke Woge der Furcht den alten Buchhalter. Er befand sich dort, auf dem Palamidi, allein, an einem regnerischen Tage, mit einem, der getötet hatte. Eine Woge der Furcht und ein unwiderstehlicher Drang zu erfahren . . . Es war etwas Einzigartiges, Unglaubliches für einen, der gelebt hatte wie Stavros Walmás. Er saß von Angesicht zu Angesicht einem Menschen gegenüber, der so stark hatte wollen können, daß er bis zu jenem Äußersten, dem letzten Grade kam, zu töten.
»Raubmord?« . . . fragte er leise, und seine Stimme zitterte.
»Nein«, sagte die andere Stimme ruhig.
»Ohne daß du es wolltest?«
Die blauen Augen hoben sich und blickten ihn an. Es war ein friedliches, ungemein friedliches Gesicht . . .
»Nein«, sagte er. »Ich wollte es.«
Der quälende Trieb zu fragen erfüllte das Herz des alten Buchhalters.
»Weswegen?«

Digitized by Google

»Wegen einer Frau«, antwortete der.

Er erklärte ihm: nicht wegen seiner eigenen Frau. Wegen der Frau seines Freundes. Sein Freund war fort in der Fremde. Zu jener Zeit lebte auf ihrer Insel, auf Kephalonia, ein elender Hund, ein Kerl, der sich als Held aufspielte. Alle zitterten vor ihm. Eines Tages traf dieser Hund an einem einsamen Gestade die schutzlose Frau und vergewaltigte sie. »Den bring ich um«, sagte da der Mann mit den blauen Augen. »Mein Freund ist fort. Es geht nicht anders . . .« Und er brachte ihn um.

Das Kalb war seines Spielens müde. Es legte sich neben die Füße seiner Mutter, die Stroh kaute. Die Mutter wandte ihren Kopf und schaute es an.

Der Regen begann nachzulassen.

»Wieso wohnst du jetzt hier?« fragte der Mann der Zahlen den Sträfling.

Der Sträfling erklärte ihm: er war ein Lebenslänglicher. Als man die Gefängnisse auf dem Palamidi auflöste, wurde er begnadigt. Zwanzig Jahre hatte er darin zugebracht und hatte sich stets gut geführt. Er hatte sich nie mit irgend jemandem gestritten. Man sagte ihm: »Auf, du bist frei. Geh hinunter zu den Menschen. Auf den Palamidi werden jetzt Fremde kommen, um ihn zu besichtigen.« In dieser Nacht konnte er vor Nachdenken nicht schlafen. Am nächsten Morgen suchte er den Gefängnisleiter auf und sagte ihm: »Laß mich auf dem Palamidi bleiben. Was soll ich jetzt bei den Menschen anfangen? Ich bin ihnen fremd geworden. Jetzt kann ich nicht mehr von Palamidi fort.« »Und was willst du hier tun?« fragte ihn der Gefängnisleiter. Aber im gleichen Augenblick kam ihm der Gedanke: »Willst du, daß wir dich hier als Wächter einsetzen? Wenn Fremde kommen, kannst du sie herumführen.« »Das will ich«, sagte er.

Walmás war unfähig, mit all dem fertig zu werden, es zu verstehen. Zu wissen, daß da unten sich das Meer befand,

Digitized by Google

die Freiheit und die Menschen, daß man sein ganzes Leben als Sträfling auf dem Palamidi zugebracht hat, und daß man dann gesagt bekommt: »Jetzt geh!« und daß man nicht geht — das konnte Walmás nicht begreifen. Und doch hätte gerade er recht eigentlich mit dieser Vorstellung vertraut sein müssen und auf sie vorbereitet . . .

Aber dieser Mensch der Zahlen hatte niemals über sein eigenes Schicksal nachgedacht noch über das der Menschen. Er hielt dies stets für überflüssig.

»Warum?« sagte er zum Sträfling, »warum bist du nicht fortgegangen?«

»Ich habe mich eingewöhnt.«

Das furchtbare Wort zog Kreise, erfüllte den Raum, das Blut, die Herzen.

»Ich habe mich eingewöhnt«, sagte wiederum der Mann von der Veste. »Ich kann nicht von Palamidi fort.«

Da, als ob es Licht würde, verstand Walmás — und schauderte. Das, was er nicht vermutet hatte, was er sich nicht klar gemacht hatte für sein eigenes Schicksal, für sein eigenes Leben, das dazu verurteilt war, so eintönig und gleichförmig zu verlaufen, sah er jetzt erst, konnte er sich erst jetzt erklären. Er sah, daß er selbst nichts anderes getan hatte, als der gleichen furchtbaren Macht Tribut zu zahlen. Und er spürte dies jetzt, wo es sich wie ein Relief in einem anderen Leben abhob, dort, ihm gegenüber, bei dem Sträfling mit den blauen Augen.

»Hast du Kinder?« fragte nun seinerseits der Wächter aus tiefer Nötigung, selbst auch ein anderes Leben, das seines Gegenüber, aufzugraben.

»Nein«, erwiderte er ihm. »Ich habe keine Kinder.«

»Lebt deine Frau noch?«

»Ich habe keine Frau.«

»Ach...« Dann, nach einer Weile: »Was machtest du in deinem Leben unten bei den Menschen?« fragte der Sträfling.

Digitized by Google

Die Frage kam einfach, hart und unerbittlich.
»Ich habe Zahlen geschrieben. Ich war Buchhalter. Weißt du, was Buchhalter heißt?«
»Nein, ich weiß es nicht.«
Der Regen hatte aufgehört. Das Wasser tropfte leise von den Galerien und von den Zinnen der Veste.
»Was ist aus jenem Freund von dir geworden?« fragte der Mensch der Zahlen. »Der, für dessen Frau du getötet hast?«
Der Sträfling sagte mit gleichgültiger Stimme: »Ich hörte, daß er nicht zurückgekommen ist; er ist in der Fremde gestorben.«
»Und seine Frau?«
»Und die — ich habe gehört, daß sie wieder geheiratet hat.«
Der Mensch der Zahlen glaubte eine furchtbare Leere in dem Leben seines Nächsten zu sehen. Er war außer Stande zu begreifen, daß jene Frau und jener Freund nur Schemen waren, daß ihr Verlust nichts bedeutete.
»Warum?« fragte er ihn, »warum hast du dein Leben verdorben, warum hast du das getan?« Die blauen Augen hoben sich ganz langsam. Sie blickten auf das feuchte Gewölk, auf die schwarzen Türme draußen, blickten auf das kleine ausruhende Kalb, das einzig Zärtliche in diesem Raume. »Und wenn es heute wäre, ich würde dasselbe wieder tun.«
»Würdest du das nochmals tun, jetzt, wo du weißt? . . . Jetzt, wo du auf dem Palamidi lebtest?« fragte der Buchhalter, von Verwunderung und Scheu erfüllt.
»Ich würde es wieder tun«, wiederholte die Stimme des Menschen, der die Summe seines Lebens ziehend, nicht fand, was er hätte verurteilen können, der, in den kritischen Stunden, wo das Ende nahte, von solch höchster Erlösung, von solcher Harmonie getragen werden konnte.
Da begriff Stavros Walmás, Sohn des Wassilis, daß die Leere, von der er glaubte, daß sie das Leben des anderen ausfülle, nur in ihm selber, in seinem eigenen Leben war.

Digitized by Google

Die Wolken ließen sich auf dem Palamidi nieder, um in der Nacht bei ihm zu bleiben.
»Gute Nacht«, sagte der freie Mensch der Zahlen, der nicht lebte.
»Gute Nacht«, sagte der Sträfling, der lebte.

Aus dem Neugriechischen übertragen von Roland Hampe

RUDOLF HAGELSTANGE · DREI GEDICHTE

Ernüchterung

Wenn nichts mehr hält, – was wird dich halten?
Ein Klang? Ein Vers? – Gedenke nicht!
Die Lippe muß am Kuß erkalten.
Figuren nur sind die Gestalten.
Chemie und Alchemie das Licht.

Ernüchtere bis in die Tiefen! –
Wo bist du tief? Vermiß dich nicht . . .
Die Stimmen, die dich fordernd riefen,
Dämonen, die im Blute schliefen –
ach: Masken für ein Angesicht.

Ein Angesicht: ein An-geschautes.
Und das Dahinter siehst du nicht.
Ein nur geliehenes Vertrautes,
ein kurze Weile Angestautes,
das, einmal frei, ins Offene bricht.

Wie Damm und Schleusen... Geist und Sinne.
Ein Zunder ist so locker nicht.
Das lockt und lockert. Sei es inne:
Es fließt dein Blut, daß es gerinne.

Und doch ist nichts, das unterbricht.

Digitized by Google

Das Unsagbare

Oh, zu sagen, was noch niemand sagte,
dieses Nirgend, dieses Nicht . . .
Keine Frage, die *dich* fragte.
Keine Klage, die *dich* klagte.
Nur die Flamme ohne Licht.

Ohne Farben, Bilder und Vergleiche . . .
Stimme aus dem Dornenstrauch.
Aus dem innersten Bereiche
nur der atemlose, reine, weiche,
nur des Da-Seins Hauch.

Nur das Wagnis, das dich wagte.
Und du wagst es auch.

Ein Frühling

Ein Frühling, nun schon ferne,
und ein Sommer, im leichten Schurz,
besternt, bestaubt und gerne
gelebt — und doch zu kurz.

Wer hält ihn auf . . . Die Lämmer,
die ich im Frühjahr sah, sind schon
geschoren. Saiten . . . Hämmer . . .
Ist das der alte Ton?

Traum. Schönheit. Ideale.
»Ein Frühlingswind in der Allee«.
Nun deckt die alten Male
schon eine Haube Schnee.

Daß dir das Herz nicht breche . . .
(Es bricht ja nicht.)
Nur eine kleine Schwäche.
Man sieht sie nicht.

Digitized by Google

An Marie Goettling

Arosa, den 4. Januar 1912

Mein liebes altes Herz,

befürchte von mir keine wirkliche Epistel – dazu müßte ich am Schreibtisch sitzen können und meine Gedanken ganz anders zusammenhaben, als dies jetzt nach dreizehnmonatlichem Liegen der Fall sein kann . . .

Und so also auch hier nur einige Notizen.

Was Du schreibst, schreibst Du einem, der Dich wohl immer zu verstehen fähig und willig war. Ich glaube also, ich verstehe einen Seelenzustand wie den Deinigen, wie Du in ihn seit einigen Jahren geraten bist.

Du nennst ihn einen tiefen Schlaf, aber tust Du auch etwas, um aufzuwachen? Sieh mal, ich weiß ja nicht, wie weit Du Dich auf Dich allein stellen kannst, aber ich kann mir doch nicht denken, daß Du um ein bescheidenes tägliches Brot arbeiten *mußt*, so arbeiten, wie Du es jetzt tust. Ich kann mir nicht denken, daß Du Deine Möbel nicht wieder um Dich herumstellen kannst und mit Miss N. oder sonst wem oder allein für Dich allein wohnen und leben und arbeiten. Und auf solchem oder ähnlichem Wege *Dein* Gesetz erfüllen, welches eben nicht das Martha-Gesetz ist, dem Du Dich fluchtartig, fast fahnenflüchtig, hingeben zu müssen meinst, sondern das andere, das Marien-Gesetz. Ich habe Dich immer als einen der religiösesten Menschen empfunden, die mir begegnet sind, ja eine Zeit lang, und als ich noch mehr auf Definierungen aus war, als *den* religiösesten. Und nun resignierst Du in einer Art, daß mich schaudern könnte, wenn ich nicht wüßte, daß der Geist und die Seele heute resignieren muß (nimm dies Wort nicht zu klein und eng und eindeutig), die über eine gewisse Stufe nicht hinaus weiß oder hinaus *will*. Der trübe Mittelweg der ‚Schwärmerei', ‚Schwarmgeiste-

Digitized by Google

Christian Morgenstern, Arosa 1911

Digitized by Google

Digitized by Google

rei' ist glücklicherweise nicht der Deine. Du brauchst den klaren Weg im Sonnenlicht, den *sauberen* Weg, den Deine *ganze* Natur gehen kann. Du brauchst ihn, aber noch willst Du ihn nicht oder meinst, es gäbe keinen.

Es gibt ihn und er wartet längst auf Dich, die Du unnütze und für Dich bereits ausgetretene Marthawege wiederholst; für die Dir in der Tat *niemand dankt*, so wenig man der Schwalbe danken würde, wenn sie freiwillig in den Käfig ginge, statt ihre luftigen Kreise zu beschreiben.

Und mit ihm, mit diesem Deinem wahren Wege wartet die Liebe einer Höheren Welt auf Dich und, jener tiefe Schlaf, von dem Du schreibst, sollte er nicht zugleich das schmerzlich-stumme Warten Deines, nun, laß mich so sagen, Deines — Engels auf Dich sein?

Was ist Dein innerster Wunsch? Irgendwo wahrhaft gebraucht zu werden, unentbehrlich zu sein, irgendwo Deine volle Persönlichkeit einsetzen, opfern zu dürfen. Und so, daß es Dir auch voll entgegenklingt, daß Du dabei auch wirklich in Deinem Elemente bist.

Nun, wer braucht Dich denn als ER, dem Du Dein ganzes Leben lang zugewandert bist und der vielleicht nicht so sehr möchte, daß Du Pensionstische decktest, als Seine Tafeln für Hungernde und pfadlose Seelen, nach dem Du Ihn erst selbst wiedererblickt hast, wiedergeahnt in jener Gestalt, in der er uns jetzt umschwebt und zu deren Schauen wir uns hinauf *entwickeln*, nicht aber schlummern und die geistigen Hände fromm und bitter in den Schoß legen sollen.

Wo ist Dein Element, wenn nicht unter denen, die sich mehr und mehr von Ihm durchdringen lassen wollen, aber nicht nur blindgläubig und instinktiv-verwandtschaftlich, sondern immer bewußter, immer menschlich freier, immer eingeweihter in die Wege und Ziele der geistigen Wesenheiten, die sich um Ihn in erhabener Stufenfolge ordnen, wo ist Deine Atmosphäre als unter den ewig weiter *Lernenden* um Ihn.

Digitized by Google

Ich sage das alles nicht, *um* Dich aufzurufen, sondern *weil* Du, lange vor mir den Ruf schon gehabt und gehört hast, weil Du nur augenblicklich *wirklich schläfst*, aber nicht so sehr, weil Du es mußt, sondern weil Du nicht genug vertraust. Und ich würde nicht wagen, so stark an Dir zu rütteln, wenn ich nicht davon überzeugt wäre, daß, wer eine solche religiöse Vergangenheit hat wie Du, die Du nicht bloß geglaubt, nein, die Du auch geforscht, geprüft, Neues an- und eingegliedert hast, auch einer religiösen Zukunft gewachsen bist, wie sie heute gehabt werden kann, wenn und wo sie gehabt werden will.

Liebes Herz, Deine Müdigkeit ist nur die Last des Äußerlichen und in einem gewissen Sinne Sinnlosen, die Du selbst auf Dich legen zu müssen gemeint hast. Wirf sie ab, wenn Du Dein amerikanisches Jahr in der Lutherstraße abgedient hast, sei dann endlich wieder und einmal Du selbst, Dich selbst, male wieder, aber nicht so, daß es Dich drückt und hemmt und wieder mit Hinz und Kunz in Berührung bringt. Gib Dich wohl auch mit Deinen kleinen Verwandtchen ab (aber laß Dich nicht von den Mäulerchen, die noch nichts anderes wissen, aufessen), in Ellbogenradius aber um Dich halte und wahre Dir Deinen Zaun, in dem Du endlich dann Deinen Eigenen Garten und Dein Eigenes Leben bestellst. Doch dieses Wie ist cura posterior. Zunächst, wenn irgend möglich, nimm Dir die resolute Änderung äußerer und innerer Verhältnisse wenigstens *vor*.

Und ruiniere Dich nicht so, daß Dich Dein Dienstmädchen auf eine Stunde der Welt — stehlen muß!

Auch ich, auch wir sorgen uns um Dich und bitten Dich, Dich nicht so draufgängerisch zu verbrauchen.

Vielleicht darf dies für dieses Jahr als Geburtstagsgruß gelten.

— . . . »Siehe, es will alles neu werden —.«

In Liebe und Zuversicht Dein Christian

Digitized by Google

An Dr. Walter Lindenthal

München, 2. November 1913

Lieber Freund,

lassen Sie mich alles von dem Wiedersehen hoffen, das uns vielleicht beschieden sein wird; denn schriftlich werde ich Ihnen auf so Vieles keine befriedigende Antwort geben können.

Nur das mögen Sie wissen, daß ich Ihnen innerlich und in Gedanken immer nahe bin und von ganzer Seele für Sie wünsche, daß Sie eines Tages über alle Hemmungen triumphieren und glücklich sein werden. In Ihnen ist das, was man Hemmungen nennen kann, besonders stark, aber da Sie ihrer so sehr bewußt sind und so sehr darunter leiden, scheint es, daß sie sich zum letzten Male wie zum Verzweiflungskampfe in Ihnen aufgerichtet haben. Was Ihnen, meinem Empfinden nach, dabei helfen kann, ist ein unbeirrtes und möglichst unbarmherziges Ins-Auge-Fassen dieser Hemmungen, ein nicht Stehen-Bleiben ihrer Betrachtung und Abschätzung auf halbem Wege.

Sie müssen zum Beispiel erkennen, daß ein Gefühl wie das, etwas als groß Erkanntes durch persönliche Daran-Anteilnahme nicht entwerten zu wollen, oder dies: erst abwartenwollen, bis man reif sei, den Schritt nach jenem Großen hin zu tun —, sich den Mantel einer gewissen Schönheit und Zartheit umhängt, um Sie so nur sicherer irgendwo festzuhalten, wo die den guten Göttern widersacherischen Geister, um so zu reden, Sie festhalten wollen.

In Wirklichkeit halten diese Feinde der Entwickelung (Feinde, wie alles, in einem gewissen Sinne) einen Rest von Hochmut, auch von Furcht — von Starrheit lebendig, der, auch von Ihnen selbst, als Demut, als ehrfürchtige Scheu, als zartes Gewissen empfunden wird und damit als etwas zuletzt doch Gutes erscheint.

Digitized by Google

Leuchten Sie aber mit rechter Kraft in diese Dinge, so gilt doch vor allem zweierlei: Der einzelne Mensch kann sich stets doppelt betrachten. Einmal ist er als Teil der Gottheit göttliche Wesenheit selbst und es gibt nichts im Himmel und auf Erden, worauf er nicht sein ewiges Recht hätte.

Ich weiß, daß ohne mich
Gott nicht ein Nu kann leben usw.

Warum wird das immer nur gelesen und gesprochen und geht nie in Fleisch und Blut über. Wie ist es möglich, diese Wahrheit immer vor sich und doch nicht in sich zu haben. Zum andern kann der Mensch sich rein menschlich betrachten, und dann wird er zuletzt bei sich als dem ‚Sünder' endigen, für den überhaupt nichts als Gericht und Verdammnis existiert. Man ‚verdient' also zugleich *alles* und *nichts*. Es gibt nur diese zwei Standpunkte. Ein Dazwischen wie etwa: ich verdiene soundso viel, oder jetzt verdiene ich das, aber dann und dann werde ich jenes verdienen, sollte das Subjekt nie von sich aus bestimmen.

Unser kleiner Verstand zwischen Geburt und Tod — wir haben über ihm noch den großen, der als unser verborgener Führer und Erzieher unser Schicksal von Erdenleben zu Erdenleben weiter bestimmt — sollte hier möglichst schweigen lernen und es der Seele nicht verschleiern, daß es *immer* Gnade ist, zu welchem Zeitpunkte auch ein neuer Weg sich öffnet. — Wenn Sie, lieber, lieber Freund, schreiben: ... »Ich muß erst mit mir selbst fertig werden, und erst muß der Moment kommen, in dem ich meinen Weg vor mir sehe — dann, hoffe ich, werde ich die Kraft finden, ihn zu gehen —« so kann das ja vielleicht für Sie richtig und notwendig sein, aber es könnte auch so sein, daß Sie sich damit sagen: ich will mir den Kompaß erst kaufen, wenn ich den Weg nach dem Südpol aus eigener Kraft, in meiner eigenen Weise gefunden haben werde. Daß, wenn Sie sich hätten entschließen können, zu den mancherlei Ausführungen, die Sie damals so willig von mir anhörten,

Digitized by Google

noch langsam hinzuzunehmen, etwa nur, was die ersten zwanzig Seiten des Buches ‚Theosophie' bieten, oder die ersten Absätze der Schrift ‚Wie erlangt man Erkenntnisse höherer Welten', in Ihrem Innern dadurch Kräfte erregt und gestärkt worden wären, die den von Ihnen geschilderten Prozeß des Suchens und Ringens hätten wundersam beeinflussen, klären, verkürzen können. Das ist es, was ‚Retardus' (eine Gestalt in unsern Mysteriendramen und verwandt dem ‚Gemischten König' in Goethes ‚Märchen') Ihnen mit bestem Erfolg zu verhüllen vermocht hat. Auch darin liegt nichts als Täuschung, wenn Sie glauben, man müsse die geistige Welt in den uns gebotenen Mitteilungen nun gleich von vornherein im Ganzen ergreifen, während es vielmehr darauf ankommt, sich nur erst einmal von diesem und jenem aus ihr ergreifen zu *lassen.*

Wenn jemand eine kurze Seitenfolge, zum Beispiel von S. 26 der ‚Erkenntnisse' an wirklich in sich *Leben* werden läßt, so ist das mehr, als wenn ein anderer sämtliche Bücher liest, weiß (resp. zu wissen glaubt) was darin steht und sich sagen zu können meint: ich habe mich nun ernstlich mit Geisteswissenschaft beschäftigt. Dadurch, daß er damit beginnt, die Fähigkeit zu meditieren in sich zu pflegen, vergreift er sich an nichts, dilettiert er deshalb in nichts, tastet er darum in nichts vorwitzig umher. Er läßt einfach ein erstes Samenkorn in sich aufgehen und wartet ab, wozu es sich weiter wird angeregt fühlen. — Schließlich möchte ich auch jenes Gefühl der Beschämung berühren, das uns befällt, wenn wir von großen Erlebnissen wieder in den Alltag zurückkehren müssen und von dem Sie gelegentlich Hölderlins, Dostojewskis sprechen.

Nun, erstens waren diese Menschen — denken Sie besonders an Dostojewski — auch Menschen, ähnlich den andern, und sind (so gut wie jetzt ihre Leser) als Schreiber ihrer Werke zwischen und nach ihnen im Alltag so verstrickt gewesen, wie

Digitized by Google

es eben sein muß, wer im Alltag leben muß. Der Mensch wäre überfordert, müßte er sich als Leser verpflichtet fühlen, die *Höhepunkte* des Dichters zu seinem Normalzustand zu erheben. Es ist unser Ideal — aber gleichzeitig ist auch das Leben noch da und fordert mit dem gleichen Recht von uns Teilnahme für *sich*, an *sich*, und zwar nicht nur an seinem Angenehmen, sondern an *allem*, was uns aus ihm entgegentritt und was nichts andres ist als das Complement unseres persönlichen Lebens, das Weltkarma zu unserm Einzelkarma.

Wie könnte zum Beispiel ein Okkultist je wieder unter Erdenverhältnissen leben wollen, er, der zugleich in den geistigen Welten lebt und wirkt, wenn er nicht fähig wäre, der Erde voll zu geben, was der Erde sein muß, so wie er dem Übersinnlichen gibt, was dem Übersinnlichen gehört. Sie sagen ungefähr: jeden Morgen muß man an dem Gewebe von Dummheit und Lüge mit weiter weben — aber dem ist doch nicht so. Denn wenn Sie sich *innerlich* von dem Werke frei fühlen, das Sie pflichtgemäß und auch mit voller Gewissenhaftigkeit äußerlich tun müssen, so weben Sie *nicht* mit und dienen mitten im Materiellen dem Geiste, den ‚Göttern' des Lichts.

Zweitens aber werden Sie, als Erkennender, auf all diese ‚Dummheit und Lüge' mit anderen Augen schauen und indem die dira aber auch magna und divina necessitas aus allem hervortritt, wird für Sie *Sinn* in das Ganze kommen, und es werden nicht mehr bloß Dummheit und Lüge sein. —

Ich muß jetzt schließen und zwar mit schnellem Entschluß, sonst wird Ihr Warten auf unsere Liebe und unseren Dank (die *schönen* Rosen!!) unmutig.

Es umarmt Sie

Ihr

Chr. M.

Digitized by Google

Als sie aus dem Gartentor traten, bemerkten sie, daß der Wind sich wieder gedreht hatte. Die vom vormittäglichen Föhn aufgeschmolzene Schneeschicht war spiegelglatt gefroren, das Blau des Himmels fahl geworden. Sacht fiel die Dämmerung ein. Während sie sich vom Haus entfernten, hörten sie den Pfau schreien und sahen, sich umwendend, im Erker ein Licht aufgehn.

Ein Weilchen blieben sie stehen. Anselm Gysbrecht fragte das Mädchen, ob sie sich wie er ins Freie gesehnt hätte. Anna erwiderte nachdenklich, ob er es für möglich hielte, daß es auch für sie beide einmal so werden könnte, daß sie mit den Abgeschiedenen in längst versunkener Zeit hausten, während das Leben um sie weiterging und sie hatten keinen Teil mehr an ihm.

Anselm schüttelte den Kopf. Er möchte ein solches Lebensalter überhaupt nicht erreichen, und was sie beträfe, sie würde mit den Jahren nicht altern, sie sei von Sophiens Art.

Während sie eine Zeit lang die Fahrstraße verfolgten, wandelte sich die Dämmerung in Dunkelheit, Sterne strahlten auf und schufen Helle, in die das Schneelicht einging.

Anselm bog in einen Waldweg ein, der, wie er sagte, die Fahrstraße tiefer wieder treffen und ihre Wanderung abkürzen würde. Sie kamen zuerst rasch vorwärts. Der Schnee war hart, in der Mitte des Wegs lief ein ausgetretener Pfad, der sich gut begehen ließ. Anselm, bald neben bald vor ihr schreitend, ergriff zuweilen Annas Hand und leitete sie über schwierige Stellen. Der Pfad verengte sich. Die Bäume zu beiden Seiten waren von grauem Baumbart dicht versponnen und unter der Schneelast so gebeugt, daß sie stellenweise unter ihnen sich durchzwängen mußten, und manchmal hemmte sie stachliges Gesträuch und niedriger Wacholder. Der Schnee glitzerte und machte die Laterne überflüssig. Anna fühlte sich

Digitized by Google

weltenweit von jedem Menschenort, unausweichlich auf diesen Weg gebannt. Wie im Traum stieg sie abwärts. Die Kälte schärfte sich, biß sich in ihr Gesicht und machte ihre Hände starr.

Anselm mußte es gespürt haben. Er zog pelzgefütterte Lederfäustlinge aus seinen Taschen, verwahrte Annas Hände darin, und beide mußten über die unförmlichen Gebilde lachen. Überdem standen sie wieder an der Fahrstraße, die, an dieser Stelle vereist und glatt, jäh sank. Glockenläuten kam von fern her durch die gläsern klare Luft. Sie hielten einen Augenblick inne. Anna sah etwas bang auf die abschüssige Bahn. Sie mußten sie jedoch nur überqueren, der Waldpfad führte jenseits weiter, noch einmal die Straße schneidend. Nach einer Frist hatten sie sie wieder erreicht, die jetzt tief in das Gelände eingebettet im Sternenlicht gleißend niederleitete. Anselm ergriff Annas Arme und stützte sie, wenn sie ins Gleiten geriet. Allmählich gewann sie, als ob vom Maß seines Ausschreitens eine magnetische Kraft auf sie einwirke, Sicherheit und paßte ihren Schritt dem seinen an. Von Zeit zu Zeit fegte ein heftig wirbelnder Windstoß über sie hin und machte die Kälte noch fühlbarer. Annas Augen tränten, und doch war ihr, als trügen Flügel sie neben dem schweigenden Gefährten hin. Sie sah zu ihm auf. Sein Gesicht war nun geradeaus gerichtet. In seinem kurzen grauen Pelz mit der Lederkappe, die seinen Kopf fest umschloß und deren Pelzverbrämung sich mit seinem Haar mischte, kam er ihr jetzt fremd und neu vor, und doch meinte sie, dieser Erscheinung irgendwo und irgendwann begegnet zu sein. Vielleicht im Traum. Sie sann nach, und ihr Herzschlag setzte plötzlich für Sekunden aus. Unwillkürlich stockte auch ihr Schritt. Aufschauend begegnete sie seinem Blick. Unter dem ihren rötete sich jetzt sein Gesicht. Er lächelte ihr zu und umfing mit seiner Hand ihr Armgelenk fester. Sie schritten gleichmäßig weiter. Anna fürchtete, die Wanderung möchte plötzlich ihr

Digitized by Google

Ende haben und sie möchten in das Reich der Menschen zurücktreten.

Sie gingen jetzt an einer hohen Mauer entlang. Anselm sagte ihr, das lange Schweigen brechend, hinter ihnen läge das Schloß Ambras, und nun hätten sie den größten Teil des Weges bewältigt. Anna blieb stehn. Ein Geräusch machte sie auflauschen. Es klang, als wäre Lachen und Schluchzen wunderlich gemischt, Murmeln und Flüstern, zuweilen war es, als klinge Glas an Glas, und es drang von jenseits der Mauer zu ihnen.

Anna hob lauschend das Gesicht, traf wieder Anselms Blick, der sich in den ihren senkte. Es verschlug ihr die Stimme, die hatte fragen wollen.

Er antwortete auf die stumme Frage, es sei eine Quelle im Schloßpark, eine Quelle unter der Eisdecke. Als Anna sich streckte, um über die Mauer zu sehen, nahm er sie in beide Arme, hob sie hoch und hielt sie schwebend eine Weile über sich. Sie schloß die Augen. Alles Blut strömte ihr zum Herzen, als ob die gehemmte Quelle jetzt ihr durch den Leib fließe. Anselm ließ sie langsam an seine Brust sinken, und sie immer noch in seinen Armen festhaltend, lief er gleitend den gefrorenen Weg hinab, an dem alten Soldatenfriedhof vorüber bis zur Ebene. Am Waldrand stellte er sie zu Boden. Sie schwankte, er hielt sie mit den Armen umfangen. Er hob ihr Gesicht, strich ihr das wirre Haar aus der Stirn und küßte sie lange, gewalttätig und feierlich auf den Mund. Sie wußte unverbrüchlich ihr Leben in das seine eingehen. Er schob sie ein wenig von sich ab, sah ihr ernsthaft in die Augen. Sein Mund bewegte sich wie im Sprechen, aber kein Laut wurde hörbar.

Sie gingen Seite an Seite – ihre Linke war von seiner Hand fest umschlossen – langsam durch die schon abendstille Vorstadt und durch das Tor in die Stadt ein. Da war eines der ersten Häuser der Hauptstraße der alte Gasthof, in dem Silbernagel sie hatte warten heißen, bis der Schlitten sie holen käme.

Digitized by Google

Die große Wirtsstube war an diesem Abend fast leer. In den Ecken saßen, jeder für sich, ein paar verlorene Gestalten auf den Wandbänken hinter den Tischen. Dunkel funkelte der Wein in den kleinen Karaffen vor den einsamen Gästen. Der Boden roch frischgescheuert, der grüne Kachelofen, der wie eine Burg in den Raum ragte, gab gelinde Wärme, durch die Fenster schimmerten die Schneewälle, die draußen die Straße säumten, und ein Ausschnitt gestirnten Himmels.

Anselm wählte einen Platz in dem geräumigen runden Erker. Eine matte Lampe schwebte über der weißen Ahornplatte des Tisches. Das Kruzifix zwischen den Erkerfenstern war mit Mistel- und Wacholderzweigen besteckt. Sie überblickten so den Raum und die Straße. Er nahm Anna den Pelz ab, zog ihr seine unförmigen Fäustlinge von den Händen und schob ihr ein Holzbänkchen unter die Füße. Sie errötete, als der Wirt grüßend an den Tisch trat und sagte, Silbernagel habe im Vorbeifahren angehalten und lasse den Herrschaften bestellen, sie möchten sich gedulden, der vereiste Weg sei den Pferden schwierig geworden. Man werde für einen andern Vorspann sorgen müssen, ehe der Schlitten wieder abfahren könne.

Anna wehrte für sich ab, als das aufwartende Mädchen kam und fragte, ob sie zu speisen wünschten, ließ es aber geschehen, als Anselm heißen Wein für sie beide bestellte.

So saßen sie schweigend. Das herbsüße betäubende Aroma von Wein und Gewürzen stieg auf. Allmählich lösten sich Anna die Glieder, die sanft einschläfernde Wärme überwältigte sie, und sie wehrte sich nicht gegen das Versinken in einen traumseligen Dämmerzustand. Jetzt begannen die Glocken von den vielen Türmen der Stadt ein mächtiges Geläut. Eine der Türen sprang auf, und ein Chor von Stimmen drang vom Flur ins Zimmer. Ein Priester trat ein, von zwei Chorknaben begleitet, die Rauchfässer schwangen, hinter ihm der Wirt als Hausvater, dann die Familie und endlich das

Digitized by Google

zahlreiche Gesinde, alle laut betend. Die wenigen Gäste erhoben sich und stimmten ein. Der Hausvater schrieb die Zahl des anhebenden Jahres mit den magischen Namenszeichen über jede der drei Türen. Weihrauchwolken hinter sich lassend, entfernte sich der Zug.

Anna schrak auf, als Silbernagels Kutscher erschien – es war, als tauche er aus den Schwaden des duftenden Nebels auf – und die Ankunft des Schlittens meldete. Anselm hüllte Anna in einen weiten Pelz, den Sophia vorsorglich mitgeschickt hatte. Man hatte die Pferde getauscht. Auf der Fahrt erzählte der Kutscher von den Fährnissen und Schwierigkeiten, die ihnen begegnet seien, vor allem aber von der Angst, die die beiden alten Damen ausgestanden hätten. Unterwegs hätten sie abergläubische Anwandlungen gehabt und einmal sogar den Schlitten verlassen wollen, um in einem Bauernhaus Obdach zu suchen. Alle hätten aufgeatmet, als man sie vor der Tür des Damenstifts absetzen konnte.

Da man das Silbernagelsche Schlößchen vor sich sah, wurde Anna von Scheu befallen, wie sie vor Sophia treten solle. Anselm hielt ihre Hand beim Aussteigen fest und drückte sie, als ahne er ihre Verwirrung.

Als sie eintraten, fanden sie die hellerleuchtete Eingangshalle von fröhlichem Tumult erfüllt. Drei Sternsinger, unter ihnen der königliche Mohr in feierlich grotesker Verkleidung, sangen ihre Lieder und heimsten die Gaben ein, die in Körben schon für sie bereit standen. Ein großes Gefolge von Dorfkindern hatte sich an sie geheftet. An einem langen Tisch war für alle ein Imbiß bereit, an dem Silbernagel und seine Gäste teilnahmen. Die beiden Ankömmlinge gingen in der allgemeinen Feier unter, ohne daß man ihrer groß acht hatte. Nur Sophia sah Anna einige Male lange wie prüfend an. Schließlich gingen alle, nach Abzug der ländlichen Gäste, von der nächtlichen Fahrt ermüdet, frühzeitig zur Ruhe.

Am Morgen des Dreikönigstages fuhr Silbernagel mit den

Digitized by Google

Frauen in die Stadt hinunter, um in der Hofkirche das feierliche Amt zu hören. Anna kniete neben Sophia. Sie legte das Gesicht auf die verschlungenen Hände. Sie fühlte Sophiens Blick besorgt auf sich ruhen und hob auf die flüsternde Frage, ob sie sich etwa krank fühle, verneinend das Gesicht. Sophia schüttelte nachsichtig lächelnd das Haupt. Orgel und Gesang brauste über sie hinweg. Die großen Erzfiguren des Mittelschiffs umstanden wie Wächter das Zauberland, in dem Anna sich nun heimisch wußte. Von Sophia aufgerufen, verließ sie nach Schluß des Gottesdienstes die fast geleerte Kirche.

Heimgekehrt, beschloß sie nach einer Weile Sophia aufzusuchen. Freilich schien ihr zweifelhaft, ob sie Worte fände für das, was sie bestürmte, ob es überhaupt Worte dafür gäbe. Aber vielleicht würde Sophia erraten und ihr das Aussprechen ersparen. Es war ihr, als habe in deren Blick am Morgen, als sie die Kirche verließen, ein solches Versprechen gelegen.

Sie trat auf den Flur und bat ein Mädchen, das sie dort antraf, bei Sophia anzufragen, ob sie zu ihr kommen dürfe. Das Mädchen sagte ihr, eben habe sie Gysbrecht dorthin geführt, der sich ebenfalls durch sie habe anmelden lassen.

Anna trat in ihr Zimmer zurück. Sie lehnte den Kopf an das Fenster, das noch von der Nacht her einen Rand von Eisblumen hatte. Es war ein zartes Farrenkraut, auf das sie sah. Die Ofenwärme von innen und die Morgensonne von außen zehrten es hinweg, während sie die Stirn an die kalte Scheibe legte und über Fluß und Stadt hin nach den jenseitigen Bergen sah.

Später wanderte sie zwischen Tür und Fenster hin und wider. Durch die Tür, die ihr Zimmer mit dem Sophiens verband, meinte sie den Schall einer Zwiesprache verhaltener Stimmen zu vernehmen, nicht hörbarer als das Klopfen ihrer eigenen Pulse. Eine Stunde mochte vergangen sein, als die Dienerin an ihrer Tür erschien und sie bat, ihr zu Sophia zu folgen. Als sie eintrat, sah sie zunächst nur diese in einem tiefen

Digitized by Google

Sessel im Erker des großen Gemaches sitzen. Näher tretend erst gewahrte sie Gysbrecht sich von einer niedrigen Bank zu Füßen Sophiens erheben. Er nahm die Hand der Frau, die ihr Gesicht noch ab und dem Fenster zu gewendet hielt, küßte sie, wandte sich, um den Raum zu verlassen, ging auf Anna zu, die jetzt blaß und zögernd inmitten des Zimmers stand, nahm ihre beiden Hände in die seinen, legte sie einen Augenblick an seine Brust, strich ihr übers Haar und schob sie sanft gegen die Sitzende, die ihr Gesicht noch immer abgewendet hielt. Anna hörte eine Tür sich leise schließen.

Der Erker, in dem Sophia saß, war durch das dichte Geäst einiger hohen Tannen vor den Fenstern in ein grünes Zwielicht getaucht. Anna trat vor und ließ sich auf der Bank nieder, auf der Gysbrecht eben gesessen hatte. Sie wagte nicht aufzusehen, sondern verbarg ihr Gesicht in den Falten des violetten Samtes des Hauskleids, der es wie ein weiches Nest aufnahm. Sie fühlte bald eine linde Hand sich um ihren Kopf legen, aber sie spürte auch Träne auf Träne darauf niederfallen.

Sophia begann mit verhüllter Stimme zu reden, fast als spräche sie zu sich selbst. Sie erzählte von Anselms Mutter Juliane, von ihrer gemeinsamen Jugend, von Anselms Geburt und Julianens Tod, von der zweiten unglückseligen Ehe des Vaters und von seinem Sterben, und wie Anselm ihr von der Mutter als ein Vermächtnis hinterlassen sei. Jetzt habe sie Anselms Antrag Christina, Annas Mutter, und Franz Muracher, ihrem Vormund, zu bestellen und Anselms Fürsprech müsse sie sein, das habe sie ihm zugesagt. Nun wolle sie aber fragen, ob denn sie, Anna, ihres eigenen Willens durchaus sicher sei. Das Mädchen hob das Haupt und nickte ihre Zustimmung. Es dürfe, sagte Sophia, nach einer Augenblickswallung nicht entschieden werden. Ob sie denn auch alles bedacht und wohl besonnen habe. Jetzt schüttelte Anna erstaunt den Kopf und so heftig, daß die Nackenlöckchen tanzten:

Digitized by Google

nein, dazu sei keine Zeit gewesen. Es sei ja auch gar nichts zu bedenken, meinte sie schließlich leise, und dies waren ihre ersten Worte. Sophia wandte ihr das Gesicht ins Licht, sah sie lange mit noch feuchten Augen an und sagte, ja, es müsse wohl so sein.

Anselm wolle morgen vorausfahren, fügte sie dann noch bei, und Mitte des Monats, wie es vorgesehen sei, würden sie alle folgen. In München erst wolle sie mit Renner zunächst alles besprechen. Er müsse gehört werden, es gäbe da sicherlich mancherlei, was sie beide nicht bedächten. Sie habe inzwischen Zeit, sich zurechtzulegen, wie es der Mutter und dem Vormund zu vermitteln sei. Auch Anselms Großmutter in Wien müsse verständigt werden. Hier und jetzt aber würden sie als echte Verschwörer alle drei zu schweigen haben.

An diesem Tag traf Anna mit Anselm nur noch in Gegenwart der andern zusammen. Da er am frühen Morgen zur Bahn fahren sollte, nahm er schon am Abend Abschied von den Hausgenossen. Als er ihre Hand hielt, sah Anna seine Augen von Zärtlichkeit verdunkelt auf sich ruhn.

Sie lag in dieser Nacht lange wach. Die Geräusche der Finsternis suchten sie wie trauliche Genossen heim. Es war ein Raunen in den Bäumen, ein Klirren von berstendem Eis vom Fluß herauf, Käuzchenruf aus dem Garten, schlaftrunkenes Knurren der Hofhunde, Hahnenkraht, Fuchsbellen vom Waldrand herunter, über der Zimmerdecke ein Trippeln und Huschen. Durchs Eisengitter des Ofens sah Anna die letzte Glut verglimmen. Lange nach Mitternacht erst schlief sie ein.

In der ersten Dämmerung schon fuhr sie von einem Geräusch an ihrer Türklinke auf. Sie hörte behutsame Schritte auf dem Gang. Die Treppe knarrte leise, ein Tor wurde aufgeschlossen — sie aber sank von der langen Nachtwache ermüdet in ihren Schlaf zurück.

Gegen Morgen träumte sie, sie sähe den grauen Fremden aus dem Murachergarten aus dem Hause treten, aber es war das

Digitized by Google

Haus, in dem sie schlief, Silbernagels Schlößchen an der Berglehne über dem Inn. Der Graue ging federnden Schrittes zwischen den Tannen und Eichen durch den verschneiten Garten, tat am Ende eine kleine Gittertür in der Mauer auf, stieg bergan, im Gleichmaß ausschreitend, wandte den Kopf. Es war Anselms Gesicht. Er trug den kurzen grauen Pelz, die grau verbrämte Kappe. Jetzt ging er an dem Steinbruch auf halber Berghöhe vorüber und verschwand zwischen den Felsen.
Anna sprang mit einem unterdrückten Schrei aus dem Bett, machte ihre Tür auf und lauschte in das Haus hinein, in dem die Morgengeschäftigkeit sich schon regte. An der Türklinke hing ein Blumenbündel, ein großer Strauß aus Christrosen und Veilchen.

LIA TIMMERMANS · DIE LETZTEN WERKE

Adriaan Brouwer

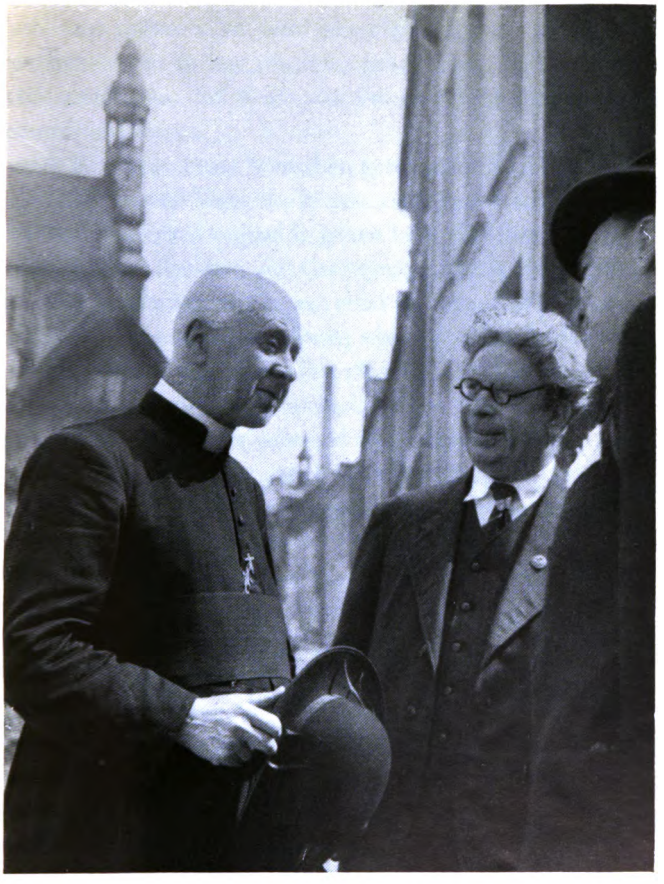
In den Kriegsjahren machte das Herzleiden meinem Vater viel zu schaffen, er alterte schnell, und seine Wangen fielen ein. Das Haar wurde nun ganz grau, und an den Schläfen glänzte es weiß. Über die leichten Herzanfälle sprach er so wenig wie möglich, er verheimlichte sie uns, wenn er konnte. Der Krieg und das menschliche Elend machten auf ihn einen tiefen Eindruck. Wo er konnte, half er und erwies jedem jeden Dienst, um den er gebeten wurde — was ihm häufig mehr Mühe verursachte, als seinem kranken Herzen zuträglich war. Der Krieg und sein körperliches Leiden machten ihn zum alten Mann. Er lebte nun noch mehr und intensiver nach innen; seine seelische Kraft hatte er nicht eingebüßt.
Da er und Van Rompay viel malten, drängte es ihn, wieder ein Buch über einen Maler zu schreiben, mit dem er sich seit langem beschäftigte: Adriaan Brouwer. Er hatte eine Vorliebe für Brouwer, und wo es eines seiner Bilder zu sehen gab, betrachtete er es immer wieder. »Ja, das sind Farben,« sagte er,

Digitized by Google

»der kann malen. Wenn er die Mittel gehabt hätte, es wäre ihm nichts unerreichbar geblieben bei seiner Begabung. Aber es mag gut sein, daß er geblieben ist, was er war, sonst hätte er vielleicht auch anders gemalt.« Und wieder begann Vater, wie zur Zeit seines ‚Bruegels' in den Werken des Künstlers den Menschen aufzuspüren. Früher hatte er gesagt, er würde kein Buch mehr schreiben wie den ‚Bruegel', weil er dafür zu viel Unterlagen brauchte und sich in seinem Roman an die geschichtlichen Gegebenheiten halten müsse; das erfordere eine zu lange Vorbereitung. Von Brouwer war so wenig bekannt, daß er alle Fakten auf eine Seite einer Papiertüte schreiben konnte. Diese spärlichen Notizen, das Porträt Brouwers, das Van Dyck gemalt hatte und dessen eigene kleine Bilder waren die einzigen Anhaltspunkte. Aus ihnen ließ Vater das romanhafte Leben Brouwers erstehen und schuf die merkwürdige Gestalt eines Malers, der, obwohl in jungen Jahren gestorben, doch gewaltig gelebt hat. Das Buch baut sich auf zwei Themen auf. Das erste lautet: »Es ist wohl gut, daß man ist, wie man ist, denn unsere Fehler sind ein Teil unserer Stärke.« Und das andere, mit dem ersten verwandt formuliert Brouwer selber: »Ich bin gewesen, was ich sein mußte. Es hängt nicht von uns ab, ob wir ein Heiliger, ein Künstler oder ein Kesselflicker werden. Gott bläst einen wie Zichoriensamen auf die Welt, und man bringt hervor, was er in einen hineingelegt hat.« Als Van Rompays Bilder vernichtet waren, sagte Vater: »Seht, Kinder, es ist nicht gut, wenn der Mensch alles voraussehen will und im voraus ordnen möchte. Das liegt nicht in unserer Macht. Wir müssen das meiste der Vorsehung überlassen.«

Die bewegten Zeiten, in denen Brouwer gelebt hat, läßt Vater uns durch dessen Augen sehen. Aus dem Maler hat er einen großen Künstler und einen schwachen Menschen gemacht, der selbst sagte: »In allem habe ich schlampig gelebt, nur in meiner Kunst nicht.« Vater hat gern an diesem Buch geschrie-

Digitized by Google



Felix Timmermans vor seinem Haus in Lier

Digitized by Google

Digitized by Google

ben und sagte: »Das wird ein starkes, aber derbes Buch werden; es ist in der Ich-Form geschrieben, und ihr könnt euch vorstellen, daß Kerle wie Brouwer kein Blatt vor den Mund nehmen.«

Vater hat oft einfache Menschen geschildert, aber diese Welt, in die Brouwers Bilder ihn hineinzogen und worin er seinen Helden leben und zugrunde gehen läßt, war ihm neu. Es ist eine Welt der Kneipen und Gefängnisse, der Soldaten, Händler und Jahrmarktschreier mit einer eigenen, fast philosophischen Lebensanschauung. Ihnen steht die Welt der Künstler, eines Rubens, Frans Hals, Teniers und Van Dyck gegenüber, die alle subjektiv mit Brouwers Augen gesehen sind. Der ist selber ein Künstler, lebt und stirbt aber unter dem niederen Volk, kaum dreißig Jahre alt und völlig verbraucht. Diesen Adriaan stellt Vater in ein leidenschaftliches, bewegtes und tragisches Leben hinein. Er hängt zwar nicht daran, aber er liebt es doch, denn seine Kunst macht ihn glücklich. »Das Leben ist schmutzig und häßlich,« läßt Vater ihn sagen, »aber zwischen den Zeilen steht allerlei Göttliches.«

Es ist häufig behauptet worden, daß zwischen Bruegel und Vater eine gewisse Verwandtschaft bestünde. Das ist bei Brouwer nicht der Fall. Er läßt ihn manches sagen, was ihn charakterisiert, was aber nicht Vaters Meinung ist, wie die Urteile über Rubens und Van Dyck. Dazwischen finden sich aber auch Gedanken und Äußerungen Brouwers, die Vaters Meinung wiedergeben.

Ich erinnere mich noch genau, wie er uns zum ersten Mal daraus vorlas. Sonst war er es nicht mehr selber, der das tat, es war irgendwo eine leise Stimme, die fast eintönig die Worte bildete. Diesmal vollzog sich die Verwandlung nicht, es blieb seine eigene Stimme, die da sprach. Das Buch beginnt und endet auf Adriaans Sterbebett. »Nun lieg ich hier im Hospital, ein geschlagener Mann, auf dem Stroh der Armen... Ich fühle, es ist aus mit mir und abgelaufen. Und das ist gut

Digitized by Google

so . . . Keiner von den Freunden kümmert sich um mich. Nur Dupont kommt jeden zweiten Tag, fragt, wie es mir geht, tröstet mich auf seine Weise — und bringt mir die Grüße von Rubens: der will auch mal kommen. Man kennt das! Aber es friert und schneit, und sie könnten sich den Schnupfen holen. Nun warte ich darauf, daß mir die Augen zufallen. Wenn der Tod kommt, wird es still. Und die Stille naht, ich fühle, wie sie Tropfen für Tropfen immer höher in meinem Geist aufsteigt.«
Als er mit Lesen aufhörte, fragte er wie gewöhnlich: »Nun, wie findet ihr das?« Mutter sagte einige Worte. Wir blieben stumm, den ganzen Abend, während wir sonst alles miteinander besprachen. Auch unser Gefühl blieb stumm; es war da etwas, das wir nicht auszusprechen wagten und einander doch von den Augen ablasen. Später fragte Clara mich: »Lia, hattest du auch so ein banges Gefühl, als Vater aus ‚Brouwer' vorlas?« — »Ja, der Schluß kam mir so unheimlich vor. Mir war, als ob Vater selber spräche und nicht Brouwer.« Aber wir beruhigten einander und sagten uns, daß dieses Ich eben Brouwer sei, daß es sich ja nur um eine Dichtung handele und daß man manchmal glaubt, man fühle eine Gefahr nahen; aber schließlich stellt man fest, daß man sich getäuscht hat und vergißt es wieder. Wir vergaßen es auch.
Obwohl Vater sehr gealtert und ein wenig verfallen war, blieb seine geistige Kraft unvermindert; sie wuchs, und seine Persönlichkeit wurde noch stärker. In ‚Brouwer' ging er ganz auf. Er malte damals viel und schrieb mit seinem Mitarbeiter und Freund Karl Jacobs ein Bühnenstück nach dem ‚Pieter Bruegel'. Am Abend der Uraufführung saßen wir alle zusammen, und der kleine Gommar sagte: »Papa, wann macht ihr einmal ein Theaterstück für mich und meine Freunde? Von Kaluiken! Die Geschichten von Kaluiken.« Noch am gleichen Abend entwarf Vater mit Karl Jacobs ein Kinderstück ‚Die unsichtbare Hand'. Gommar war zwölf Jahre und Vaters bester Freund. Er hatte seinen Sohn gern um sich und

Digitized by Google

erlebte viel Freude an ihm. Er erzählte oft für ihn Geschichten, in denen der Junge selber der Held war, so auch in der ‚Unsichtbaren Hand' und ‚Perlamuna'. Er schrieb damals drei Bände Kindergeschichten, lauter ursprüngliche Märchen. Er hatte noch viele Pläne, malerische und schriftstellerische.

Eines schönen Sommertages hatten wir uns für einen Spaziergang fertig gemacht, als Vater einen Herzaderkrampf bekam. Der Geistliche und der Arzt kamen in aller Eile. Sechs Stunden schwebte er zwischen Leben und Tod. Die Ärzte sagten, nur sein starker Wille und seine ungewöhnliche seelische Kraft hätten ihm geholfen.

Vater war immer unser ein und alles gewesen, und obwohl er gelegentlich leichtere Herzanfälle erlitten hatte, konnten wir uns diese Wendung nicht vorstellen. Wenn er von seiner Krankheit gesprochen hatte, war es in scherzhaften Worten geschehen wie in einem Brief an einen Freund: »Mit meinem Herzen gehe ich langsam, wie hinter der Prozession.« Er hatte nie geklagt und alles getan, um uns nicht daran zu erinnern. Wie wir diesen Nachmittag herumgebracht haben, weiß ich nicht. Die Ärzte hatten strengstens jeden Besuch verboten, aber es mußte jemand bei ihm wachen, und wir drängten uns alle dazu. Als der Anfall vorüber war, litt er unter heftigen Schmerzen von den vielen Morphium- und Kampferspritzen. Aber die unmittelbare Gefahr war vorüber, und unser Vater konnte uns wieder ein kümmerliches Lächeln schenken. Das erste, was er sagte, war, daß wir uns seinetwegen keine Sorgen machen dürften. Alles ginge gut.

Adagio

Nach drei Wochen war eine leichte Besserung festzustellen. Aber sobald er eine ungeschickte Bewegung machte, fühlte er eine leichte Beklemmung. Heftige Aufregungen — und bei Vater war eigentlich jede Erregung intensiv — riefen sogleich eine lebensgefährliche Krise hervor. Und Aufregungen wur-

Digitized by Google

den ihm in jener Zeit leider nicht erspart. Inzwischen wurde es Winter, der Winter 1944/45. Zu den Beschwerden der Krankheit kam noch die Einsamkeit. Nicht als ob Vater keinen Besuch bekommen hätte, aber es blieben diejenigen fort, die in der Zeit des Glanzes neben ihm den Ehrenplatz hatten einnehmen wollen, und auch jene, die einen guten Teil seiner Zeit mit ihren eigenen Schwierigkeiten in Anspruch genommen hatten; und schließlich jene, denen er Dienst um Dienst erwiesen hatte. Sie konnten nicht kommen, denn das Wetter war schlecht in jenem traurigen Winter, und sie hatten ihre Arbeit, und später, im Sommer, mußten sie verreisen. Trotzdem war er nicht verlassen. Viele von seinen alten Freunden hielten ihm die Treue, und es kamen andere, die früher im Schatten geblieben waren und nun in seiner Krankheit ihr Mitgefühl bekundeten. Ein altes Mütterchen kam aus Flandern angereist, ein Rosinenbrot in ihrer Netztasche, zwei Lehrer aus Hasselt benutzten einen freien Donnerstagnachmittag, um ihn zu besuchen, die gute Nachbarin brachte selbstgebackene Fladen, ein Bauernmädchen Blumen aus dem eigenen Garten. Und dann war da auch die Jugend: ein Student, die Mütze in der Hand, und ein angehender Dichter mit einem Buch unter dem Arm traten schüchtern an Vaters Krankenlager. Tagtäglich, manchmal zwei- und dreimal kam Van Rompay, um zu hören wie es ginge; er brachte alle seine Bilder mit und zeigte sie Vater und jede Ausstellung, die er gesehen hatte, beschrieb er in allen Einzelheiten, so daß Vater immer auf dem laufenden war. Er sah auch mit Freude, daß Tonet zu malen anfing. Er war stolz darauf und ließ ihre bunten Zeichnungen, Temperabilder und Pastelle ringsum in seinem Zimmer an die Wände heften. Er lag im Eßzimmer, wo mittags die Sonne schien: dort war er krank geworden, und dort mußte er bleiben, er durfte nicht umgebettet werden. Das Zimmer lag zu dem kleinen Garten hin, wo im Sommer die Rosen blühten und man ein großes Stück vom

Digitized by Google

Himmel und den Gommarusturm sehen konnte. An Tagen, da es Vater gut ging, saß er in seinem Sessel neben dem Bett, rauchte vorsichtig eine Pfeife und konnte sehr langsam die vier Schritte bis zum Fenster gehen. Dann freute er sich, den Himmel, die Pflanzen und die Blumen im Garten zu sehen und den Glockenschlägen zu lauschen. Er beobachtete die braunen Kücken oder die kleinen Kätzchen. Er zeichnete, wenn er sich sehr wohl fühlte, sogar ein kleines Bild, das vor ihm auf dem Tisch lag, damit er den Arm nicht viel zu bewegen brauchte. Clara brachte ihm an Stelle des toten Dako einen neuen Hund mit, Duc, an dem Vater viel Freude hatte. Das anhängliche Tier spielte immer vor Vaters Bett, und wenn es ihm nicht gut ging, verhielt Duc sich mäuschenstill. Er lag da und sah seinen Herrn mit traurigen Augen an.

So oft Vater einen Anfall überstanden hatte – der gute Doktor kam immer unverzüglich – blieb er zwei bis drei Tage müde und ermattet liegen. Er konnte sich nicht bewegen, und das Sprechen machte ihm Mühe. Er blieb dann am liebsten allein mit Mutter und den Kindern. Aber sonst hatte er gern Besuch, und letzten Endes war er es, der den Leuten Mut machte und sie aufheiterte. Denn er hatte am meisten zu geben: seine Einsicht, seine guten Worte, seine Ratschläge, seine Freundlichkeit, sein sanftes und mildes Gemüt. Nicht ein einziges Mal habe ich ihn über seine Krankheit klagen oder sich beschweren hören, daß wir etwas verkehrt machten. Häufig sagte er: »Kinder, geht ruhig spazieren oder fahrt mit Mutter nach Antwerpen. Sie muß auch ein bißchen Abwechslung haben. Es ist doch beschwerlich für euch, immer bei einem kranken Vater zu hocken.« Aber Mutter mochte ihn nicht für eine Stunde allein lassen, und bei einem Vater wie dem unseren zu sein, auch wenn er sehr krank war, bedeutete für uns ein Glück, wie es nur wenige andere Kinder kennen werden. Er beklagte sich auch nie über jemanden, den er für seinen Freund gehalten hatte und der sich nun nicht

Digitized by Google

mehr blicken ließ. Ich habe nie ein böses Wort aus seinem Munde gehört, auch nicht über Menschen, die ihm viel verdankten und nun im Stich ließen. ‚Geduldig ertrug er alles wie ein Heiliger', schrieb Marc Tralbaut in seiner Biographie, und so dachten auch seine Freunde.

Ja, unser Vater war ein durch und durch gütiger Mensch, und oft mußte ich an die Worte des von ihm geschätzten Philosophen Emerson denken: ‚Der gute Mensch besitzt das absolut Gute, das wie das Feuer alle Dinge in ihrer Natur verwandelt, so daß man ihm eigentlich im tiefsten Grunde keinen Schaden zufügen kann.' Ich fragte ihn einmal: »Vater, du bist doch nun krank, und es gibt vieles, was dir Kummer bereiten muß. Bist du trotzdem glücklich? Denn darauf kommt es doch an.« »Ja,« antwortete er, »ich bin glücklich, und ich freue mich, daß du danach fragst.« — »Wir haben etwas, das man uns nicht nehmen kann, nicht wahr!« Er sah mich lächelnd an und antwortete mit einem Kopfnicken: »Wenn du das nur weißt.«

Oft las er im Bett. Er trug dann eine Brille, die ihm bis auf die Nasenspitze rutschte. Wenn er aus seinem Buch aufblickte, mußte er darüber hinwegsehen. Häufig hielt er noch ein Vergrößerungsglas über die Zeilen, aber das ermüdete ihn schnell. Dann legte er das Buch beiseite und betete den Rosenkranz. Oder er blickte, in die Kissen gelehnt — er konnte wegen des Herzens nicht mehr flach liegen — aus dem Fenster und träumte und sann.

Von seinem brabantischen Vater hatte er einen gewaltigen Lebensmut mitbekommen, doch die fromme kempische Natur der Mutter, die Vater immer in seinem Innern verschlossen gehalten hatte, gewann nun die Oberhand. Auch äußerlich glich er der Großmutter immer mehr. Je vollendeter und vollkommener ein Mensch wird, je mehr er sich nach innen wendet, um so einsamer wird er. Früher hatte Vater noch oft mit Freunden über sein Werk gesprochen. Nun aber, da er Gedichte zu schreiben begann, sprach er mit niemanden da-

Digitized by Google

von. Er war dahin gelangt, wo man ganz allein steht, allein mit sich und Gott. Seine Gedichte schrieb er, wenn er allein war, aber auch wenn die Familie bei ihm saß, auf ein Stück Papier, das er auf sein Buch oder die Lehne seines Sessels legte. Und ohne daß wir es gewahr wurden, waren sie mit einem Mal da. Einem Freund schrieb er darüber: »Prosa habe ich nicht mehr geschrieben, das regt mich zu sehr auf. Dann flackert mein Blut, und dem ist mein Herz nicht gewachsen. Aber ein paar alte Gedichte, die ich früher auf einem Umschlag oder in ein Notizbuch gekritzelt hatte, habe ich entziffert, aufpoliert und ihnen neuen Atem eingehaucht. Und aus den schlummernden Knospen sind unter der Sonne der Erfahrung und dem Regen eines heiligenden Leides (wer hätte keins?) Gedichte gewachsen. Sie haben alle religiösen Charakter. Ich habe keine Mühe mit ihnen gehabt. Ich will nicht gerade behaupten, daß sie mir aus der Feder geflossen sind . . . Dichten ist ein Rätselspiel der Seele, das Spiel ist nur die Außenseite, der Körper die Seele. Doch davon brauche ich Dir nichts zu sagen, davon verstehst Du mehr als ich. Aber eines muß ich Dir noch schreiben, daß ich staune, wie einfach und wie schwierig zugleich es ist, ein Gedicht zu machen. Dafür muß man an die sechzig Jahre alt geworden sein . . .«

In einem andern Brief heißt es: »Wahrhaftig, Verse haben etwas von einem Gebet, aber sie dürfen nicht nur alle jene Eigenschaften besitzen, die man von einem guten Gedicht verlangt, es muß noch ein anderes, muß noch mehr darin stecken, das ich nicht näher bestimmen kann. Ein indischer Philosoph hat gesagt: Der eine Gott schleift die Feder, der zweite haucht ihr Leben ein, und der dritte führt dir beim Schreiben die Hand. Es geschehen merkwürdige Dinge in der Seele des Menschen, der dichtet. Wir werden bewegt und getrieben. Es läßt sich eigentlich nichts darüber sagen und doch unendlich viel . . .«

Anstatt sich über seine Krankheit zu beklagen und über das

Digitized by Google

Leiden und die Einsamkeit zu murren, hatte er sich von allem losgelöst und Gott zugewandt. Er war über das Irdische hinausgewachsen und innerlich reicher geworden. Er hat das wohl selber gefühlt, denn als ein Freund ihn fragte, wie er sich fühle, sagte er: »Wie eine reife Frucht im Herbst«, und fügte lachend hinzu: »Und was sagt Emerson? — Eine Frucht, die reif ist, fällt ab.« Hat er geahnt, daß er sterben würde? Manche Äußerungen deuten darauf hin, andere lassen es fraglich erscheinen. Jedenfalls war er sich der unmittelbaren Gefahr nicht bewußt, er ahnte ebensowenig wie wir, daß er nicht wieder gesund werden konnte; das hatte der Arzt uns verschwiegen. Mir scheint, Vater hat, als er sein ‚Adagio' dichtete, gefühlt, daß er am Ende seines Lebens angelangt war. Aber später hat er nicht mehr daran geglaubt, vor allem im Spätsommer und Herbst 1946 nicht, als es ihm besser ging. Da hat er neuen Mut gefaßt und sich nach dem kommenden Frühling gesehnt; bis dahin hoffte er genesen zu sein. Er sprach über seine neue Arbeit, die er schon begonnen hatte, das Leben Jan van Eycks. Der Titel sollte ‚Plus est en vous' lauten.

Diese Worte, die er Jahre zuvor — 1911 — in einem steinernen Wimpel auf einer Kirche zu Brügge eingemeißelt gefunden hatte, haben ihn sein Leben lang nicht mehr losgelassen. In einem Beitrag für das ‚Inselschiff' 1927 schrieb er: »Hinter dem Turm von Lier sehe ich in meiner Phantasie Brügge, die Stadt der goldenen Türme. In einer ihrer Kirchen steht der mystische Spruch ‚Plus est en vous', der mich zu einer Erzählung zwingt und drängt.« Jahre danach kehren die Worte in ‚Ich sah Cäcilia kommen' wieder. Dort schreibt er: »Worin besteht doch das Geheimnis, daß du mich trunken machst vor Liebe? Ich sehe dich, wie du bist, und doch kniee ich vor deiner Erscheinung, denn ‚mehr ist in dir', wie auf einem steinernen Wimpel in einer der dunklen Kirchen von Brügge zu lesen steht.« Damit wollte er sagen, was Emerson mit ande-

Digitized by Google

ren Worten ausgedrückt hat: »Wenn ich dich liebe, was geht es dich an? Wir sagen das, weil wir fühlen, daß das, was wir lieben, nicht in unserem Willen liegt, sondern darüber steht. Du bist es nicht, es ist dein Glanz. Es ist, was du an dir selber nicht kennst und auch niemals kennen lernst . . .« Nun endlich schien er die tiefere Bedeutung dieses mystischen Spruches gefunden zu haben. Er hat nur einige Seiten schreiben können, und den Sinn, den er in diesen Worten gefunden hat, werden wir nie erfahren.

Wenn Vater genesen war, wollte er wieder malen, »aber nun etwas ganz Neues, worüber ihr erschrecken sollt«. Vater liebte das Leben, die Natur und alle schönen Dinge der Erde nach wie vor, doch nun auf eine andere Weise: er war dankbar dafür und von froher Bewunderung erfüllt; aber nähme man ihm plötzlich alles, dann würde er um kein Gramm weniger glücklich sein. Er sagte selber: »Ich habe gern gelebt, ich werde auch gern sterben.«

Am Ende litt er unter heftigen Neuralgien. Das beunruhigte Clara. Sie hatte nämlich gelesen, daß Mozart kurz vor seinem Tode auch daran gelitten habe. Zweimal überstand Vater einen heftigen Anfall. Der Herzspezialist, zu dem Vater ein kindliches Vertrauen hatte, untersuchte ihn und machte ihm Mut. Es gab ein neues schweizerisches Mittel, das ihm bald helfen würde. Die letzten vierzehn Tage, als Vater es einnahm, besserte sein Zustand sich zusehends; er hatte keine Schmerzen mehr und hörte und sah viel besser; er konnte sogar im Zimmer auf- und abgehen und eigenhändig seine Briefe schreiben. In einem der letzten sagte er: »Da es mir nun wieder besser geht, greife ich selber noch einmal zur Feder, um Dir für Deinen schönen Brief zu danken. Das waren gute Worte mit Honig darin, die aus dem besten Herzen kommen . . . Ich warte nun auf den Frühling und auf die Sonne. Karfreitag stehen hinter dem Beginenhof immer die duftenden Purpurveilchen! Und ich werde denken: Richard

Digitized by Google

hat sie auch gern, und ich pflücke eines für Dich mit. Das schicke ich Dir dann . . .«

Inzwischen schneite es Tag für Tag, und nachts fror es, daß es krachte. Am letzten Tage schrieb er noch an ‚Plus est en vous' und zeichnete unseren bunten englischen Hahn im Schnee. Abends, während er Rundfunk hörte (die Berner Oper sendete seinen ‚Weihnachtsfaun') bekam er wieder einen Anfall. Der Arzt kam schleunigst, er traf sogleich die notwendigen Maßnahmen, so daß die Krise schnell behoben war. Alle Gefahr schien vorüber. Vater glaubte selber, daß es besser sei. Wir könnten alle ruhig schlafen gehen. Clara legte sich im Zimmer auf ein Sofa, aber Tonet wollte bei ihm sitzen bleiben. Er lag still und schien ruhig zu schlafen. Kurz nach Mitternacht wollte sie ihm das Kopfkissen bequemer legen. Da stützte er den Kopf auf ihre Schulter und war tot.

Aus dem Flämischen übertragen von Karl Jacobs

AUS DEM SPANISCHEN LIEDERBUCH VON EMANUEL GEIBEL UND PAUL HEYSE

1.

Von dem Rosenbusch, o Mutter,
Von den Rosen komm' ich.

An den Ufern jenes Wassers
Sah ich Rosen stehn in Knospen;
Von den Rosen komm' ich.

An den Ufern jenes Flusses
Sah ich Rosen stehn in Blüte;
Von den Rosen komm' ich.

Sah die Rosen stehn in Blüte,
Brach mit Seufzen mir die Rosen;
Von dem Rosenstrauch, o Mutter,
Von den Rosen komm' ich.

Digitized by Google

2.

Seltsam ist Juanas Weise.
Wenn ich steh' in Traurigkeit,
Wenn ich seufz' und sage: heut,
»Morgen«, spricht sie leise.

Trüb' ist sie, wenn ich mich freue;
Lustig singt sie, wenn ich weine;
Sag' ich, daß sie hold mir scheine,
Spricht sie, daß sie stets mich scheue.
Solcher Grausamkeit Beweise
Brechen mir das Herz in Leid —
Wenn ich seufz' und sage: heut,
»Morgen«, spricht sie leise.

Heb' ich meine Augenlider,
Weiß sie stets den Blick zu senken;
Um ihn gleich emporzulenken,
Schlag' ich auch den meinen nieder.
Wenn ich sie als Heil'ge preise,
Nennt sie Dämon mich im Streit —
Wenn ich seufz' und sage: heut,
»Morgen«, spricht sie leise.

Sieglos heiß ich auf der Stelle,
Rühm' ich meinen Sieg bescheiden;
Hoff' ich auf des Himmels Freuden,
Prophezeit sie mir die Hölle.
Ja, so ist ihr Herz von Eise,
Säh' sie sterben mich vor Leid,
hörte mich noch seufzen: heut,
»Morgen«, sprächsie leise.

Digitized by Google

3.

Wenn du zu den Blumen gehst,
Pflücke die schönsten, dich zu schmücken.
Ach, wenn *du* in dem Gärtlein stehst,
Müßtest du dich selber pflücken.

Alle Blumen wissen ja,
Daß du hold bist ohnegleichen.
Und die Blume, die dich sah —
Farb' und Schmuck muß ihr erbleichen.
Wenn du zu den Blumen gehst,
Pflücke die schönsten, dich zu schmücken.
Ach, wenn *du* in dem Gärtlein stehst,
Müßtest du dich selber pflücken.

Lieblicher als Rosen sind
Küsse, die dein Mund verschwendet,
Weil der Reiz der Blumen endet,
Wo *dein* Liebreiz erst beginnt.
Wenn du zu den Blumen gehst,
Pflücke die schönsten, dich zu schmücken.
Ach, wenn *du* in dem Gärtlein stehst,
Müßtest du dich selber pflücken.

4.

Wenn ich dreierlei besäße,
Würd' ich schier in Glück versinken:
Dich, o schöne Ines, Schinken,
Liebesäpfelchen mit Käse.

Diese Ines ists fürwahr,
Die mir raubte den Verstand,

Digitized by Google

Daß ich gar abscheulich fand
Alles, was nicht Ines war.
Und in düsterer Askese
Wollte mir kein Sternlein blinken,
Bis ich jüngst geriet an Schinken,
Liebesäpfelchen und Käse.

Ines freilich hat gesiegt,
Doch bald hab' ich zweifeln müssen,
Was von diesen drei Genüssen
Mir zumeist am Herzen liegt.
So verlockt mich nun der Böse
Jetzt zur Rechten — jetzt zur Linken,
Bald zu Ines, bald zu Schinken,
Bald zu Äpfelchen mit Käse.

Wenn die Maid von Reizen spricht,
Lobt der Schinken sich geschwind;
Käs' und Liebesäpfel sind
Ein urheimatlich Gericht.
Nicht die feinste Hypothese
Macht der Waage Zünglein sinken:
Gleich an Wert sind Ines, Schinken,
Liebesäpfelchen und Käse.

Aber so viel bringt mir ein
Diese neue Leidenschaft:
Ines darf so launenhaft
Und so spröde nimmer sein.
Denn der Trost, den ich erlese,
Tut sie nicht nach meinem Winken,
Ist ein herzhaft Stückchen Schinken,
Liebesäpfelchen und Käse.

Digitized by Google

REINHOLD SCHNEIDER
DIE BUSSE DES GRAFEN VON TOULOUSE

Der Held des Dramas ‚Innozenz', dem diese Szene entnommen wurde, ist Papst Innozenz III., der schuldig-unschuldige, den der Widerspruch zwischen der Nachfolge Christi und der Nachfolge Cäsars aufzehrt. Da jede Bemühung — auch die großartigste — die Mächte der Welt dem Gottesreich zu unterwerfen, scheitert, brennt in den verschiedensten Bezirken die Frage auf: Was ist das Reich? Der tragische Kaiser Otto IV., der hier als der ‚letzte Kaiser' erscheint, Philipp von Schwaben, Friedrich II. genügen ihr nicht; der Papst stirbt in Sehnsucht nach dem unerreichbaren Jerusalem; auch die Ketzer in Italien und in der Provence finden keine gültige Antwort; sie ist den Heiligen der Armut überlassen: Franziskus und Elisabeth, die, während die Herrschaft des Antichrist sich anzeigt und im Kinderkreuzzug das Verlangen der Völker nach der Heiligen Stadt auf tragische Weise durchbricht, den von der Zeit ersehnten reinen Aufbruch vollziehn.

ST. GILLES IN DER PROVENCE

Eine hohe breite Treppe führt zur Kirche empor, die geschlossen ist. Vor der Kirche auf der obersten Stufe ein Altar; das darauf stehende Kreuz ist verhüllt, ebenso sind alle Heiligenbilder der Fassade verhüllt.

Volk auf den Stufen und auf dem Platz. Früher Morgen.

EINER AUS DEM VOLKE

Die Gewitter drängten die ganze Nacht am Himmel, aber sie kommen nicht über die Rhône herüber.

FISCHER

Gestern, am Seestrand, als wir die Kähne heraufzogen vor dem Unwetter, lagen die Gebisse verwester Raubfische wie Fangeisen auf dem Sand, Schritt für Schritt.

EIN ANDRER

Schlimm.

EIN ANDRER

Unser Graf, wird er Buße tun?

Digitized by Google

ANDRER

Er wirds.

ERSTER

Wie's die Römer wollen?

VORIGER

Genau so.

ERSTER

Der Teufelsdienst!

ANDRER

Der Herr! Dort springt er vom Pferd.

(Graf Raymund von Toulouse, sein Sohn, Raymund der Jüngere, der Graf von Foix treten auf.)

DER JUNGE RAYMUND

Du tusts vor Gott.

RAYMUND

Vor allen Menschen.

GRAF VON FOIX

Für dein Land.

RAYMUND *(heftig)*

Soll ichs denn drangeben, ausliefern? Ich kenne die Habenichtse und Nimmersatte wohl, denen es in die Augen sticht. Noch ist kein Turm gebrochen, kein Stein verrückt in den Städten, kein Tropfen Bluts geflossen. Wie hab ichs empfunden auf dem Herritt! Die Menschen schliefen hinter den bunten Läden, das Vieh rasselte, aus den Gärten quollen die Blüten und rankten sich zu den Häusern hinüber. Darüber sehnte sich der Weinstock dem Regen, der Sonne entgegen. Das Licht der Silberpappeln flimmerte und zitterte über den ruhevollen Äckern — kein Halm war geknickt, keine Ähre gekränkt. Und wenn sie nun hereintobten um des Kreuzes willen, in Christi Namen? und in den Burgen das Goldgeweb aus den Truhen zerrten mit ihren schmutzigen Händen, es ihren Weibern umzuhängen, die edlen Pferde herausrissen und Burg um Burg, Felsspitze um Felsspitze und Stadt und Kirche zur Fackel machten? Alles stand vor mir zugleich: der

Digitized by Google

himmelschreiende Greuel und der Friede, die Morgenstille und die Brandnacht. Aber im Frieden wards mir überantwortet; und wie ichs empfing — besser, reicher an Freude und Wandel — will ich es meinem Sohn geben. Ich tu es für dich, muß es für dich tun.

DER JUNGE RAYMUND

Vater, wie soll ich das Opfer tragen?

RAYMUND

Auf dem Opfer des Vaters ruht alle Herrschaft auf Erden. Du wirst wieder opfern für deinen Sohn.

(Arnald von Cisterz und Peter von Castelnau, gefolgt von Geistlichen, die Ruten tragen.)

ARNALD

Du bist bereit?

RAYMUND *(gereizt herumfahrend)*

Schon? Schon? Und wozu?

ARNALD

Du sollst büßen, abschwören.

RAYMUND

Nenne mir ein einziges Wort aus meinem Munde, das wider den Glauben ist: das schwöre ich ab.

PETER VON CASTELNAU

Graf von Toulouse, du sollst abschwören für dein Land.

FOIX *(lacht)*

In Rom wird nicht mehr gebetet als hier.

PETER VON CASTELNAU

Zum Dämon betet ihr statt zu Gott, in Felsenlöchern statt in der Kirche.

RAYMUND

Bin ich der Hirt der Bischöfe, der Vikar der Prediger in der Kirche? Kann ichs hindern, daß Prälaten leben wie Sultane, mit ihren Jägern, Weibern und Hunden in Klöstern einfallen, um zu prassen? Ists meine Schuld, daß man euch euern Glauben nicht glaubt?

Digitized by Google

ARNALD VON CISTERZ

Du duldest die Schmähung des Sakramentes in deinem Lande, belehnst Ketzer mit Ländern und Schlössern, versteckst und beschützest die Prediger der Lüge.

RAYMUND

Ja, es ist wahr: wir sind frei in der Provence, freier von jeher gewesen, als euch lieb ist. Wir sagen nicht, eine Laute sei mißtönig, weil ein Araber sie spielt, und leugnens nicht, daß die Heiden uns große Werke hinterlassen haben. Bin ich nicht Herr? Mein Haus steht keinem Königshaus nach; wohl aber gibts Könige genug, mit denen ich mich nicht verschwägern wollte und deren Töchter zu nehmen ich meinem Sohne verbieten würde. Die ihr Ketzer nennt, leben strenger als mancher, den ihr zum Heiligen erhoben habt. Sie wagen weder Fleisch noch Fisch zu essen, führen kein Schwert, vergießen keinen Tropfen Bluts. Zieht ihr mit geschlossenen Augen durch mein Land? Seht ihr nicht, daß ein Segen darauf liegt, daß die Menschen freudig ackern und winzern, daß die Felder schwer tragen, die Bäume fast brechen? Ist das Teufels Werk?

ARNALD

Wir sind nicht zu streiten gekommen. Eine Wolke lastet auf deinem Lande. Sind nicht die Tore der Kirche geschlossen, die Glocken stumm, die heiligen Zeichen in schwarze Tücher gehüllt? Hast du nicht Kirchenbuße versprochen?

RAYMUND

Ich habs, weil ihr drohtet —

PETER VON CASTELNAU

Das Kreuz gegen dich zu predigen.

FOIX

Den Tod gegen den Glauben.

ARNALD

Die Kirche vergießt kein Blut.

FOIX

Nein. Sie läßt es für sich vergießen.

Digitized by Google

RAYMUND *(mit sich kämpfend)*

Buße. Ich habs angenommen. Warum mußte das Blut meiner Väter wieder aufkochen in mir? Es hatte sich doch gefügt. Ich will noch einmal beschwören, was ich diesen Morgen wie ein Bild der Hölle sah: die Stadtmauern, die sich mit Feuer füllten, daß die Steine glühten; die Geschändeten, Erschlagenen neben den Hufen meines Pferdes. Ja, ich will, ich will. Denn ich muß.

PETER VON CASTELNAU

Gelobt sei Gott!

(Peter von Castelnau, Arnald, die Priester steigen die Stufen empor, während sie beten: Miserere mei, Deus, miserere mei: quoniam in te confidit anima mea... Adhaesit in terra venter noster: exsurge, Domine, adjuva nos et libera nos.)

RAYMUND *(wirft das Oberkleid weg, zu seinem Sohn)*

Streife mir das Hemd ab. Es ist keine Unehre an meinem Leibe. Keine unrechte Hand hat ihn berührt. Ich trage die Narben am Arme, der focht, und auf der Brust, dicht am Herzen.

DER JUNGE RAYMUND

Vater! Daß ich es erleiden dürfte für dich!

RAYMUND

Geduld! Geduld! Es ist einem jeden seine Schande bereitet.

(Er steigt die Stufen empor. Arnald von Cisterz und Peter von Castelnau stehen auf der obern Stufe vor dem Altare.)

PETER VON CASTELNAU

Im Namen unseres Herrn Papstes Innozenz! Raymund von Toulouse, kommst du bußfertigen Herzens?

RAYMUND

Ich komme zu büßen.

PETER VON CASTELNAU

Raymund von Toulouse, bekennst und bereust du, daß du Irrlehrer in deinem Lande geduldet, ihre Gefolgschaft begünstigt, Abgötterei nicht gebührend gehindert, den Ermahnungen

Digitized by Google

der Kirche offen widerstanden hast? Bekennst und bereust du, nicht mit den Lippen, vielmehr im innersten Herzen?

RAYMUND

Ich bekenne und bereue.

PETER VON CASTELNAU

Empfange die Strafe der Kirche.

(Er läßt sich eine Rute reichen und schlägt ihn.)

PRIESTER

Deus judex justus, fortis et patiens.

PETER VON CASTELNAU

Raymund von Toulouse, gelobst du der Kirche und dem Herrn Papste Innozenz und uns, seinen Gesandten, Gehorsam? Gelobst du die Ketzerei in deinem Lande zu vertilgen, alle die ihr anhängen, auszutreiben, ein jedes gekränkte Recht der Kirche und ihrer Kinder wieder herzustellen? und ihr des zum Pfande die bezeichneten Schlösser auszuliefern?

RAYMUND

Ich gelobe es.

PETER VON CASTELNAU

So segne dich Gott.

PRIESTER

Si iniquitatis observaveris, Domine: Domine, quis sustinebit?

(Das Kreuz wird enthüllt, die Tücher werden von den Heiligenbildern genommen, die Kirche wird geöffnet.)

RAYMUND *(ist die Stufen herabgestiegen)*

Die Kleider! Die Pferde!

DER JUNGE RAYMUND

Ich habe nicht aufgesehen und sicherlich haben es viele so gehalten.

FOIX

Den Leib können sie züchtigen; denn der ist Teufelsgebilde wie sie selbst. Über den Geist haben sie keinerlei Gewalt —

Digitized by Google

und keinen über den Haß, den sie aufgeschürt haben in dieser Stunde.

RAYMUND

Fort! Nur fort! Wenn mich je nach Zauberei verlangt hat, so jetzt. Ich möchte unsichtbar sein.

(Raymund, sein Sohn, Graf von Foix ab.)

ARNALD

Das Land ist gelöst. Empfanget bußfertig die Gnade unseres Herrn!

(Er segnet mit einem Kreuze; wenige knieen.)

EINER AUS DEM VOLKE

Der Dämon am Holze!

(Die Glocken beginnen zu läuten, während die Geistlichen in die Kirche gehen.)

EIN ANDRER

Des Teufels Trompeten.

ARNALD *(zu Castelnau)*

Das ist wie losbrechendes Unwetter. Wie eine Wolke voll Blitze. Es ist nicht einem zu trauen, nicht einem. Die überwindet nur Feuer und Schwert.

(Er geht in die Kirche.)

PETER VON CASTELNAU *(für sich)*

Auch Feuer und Schwert werden nicht gewinnen. Denn hier ist der Dämon. Nur Fasten und Beten können ihn angreifen, und siegen wird nur das Opfer.

EINE STIMME *(laut drohend)*

Peter von Castelnau, du wirst blutige Buße zahlen.

PETER VON CASTELNAU

(zuckt zusammen, geht ohne sich umzuwenden in die Kirche; nur wenige folgen)

EINER AUS DEM VOLKE

Kommt! Gott wohnt nicht im Hause, von Menschenhänden gemacht. Wir beten an im Geiste und in der Wahrheit.

(Alle ab)

Digitized by Google

FRIEDRICH SCHILLER
DIE KUNST IM POLITISCHEN ZEITALTER

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen *über das Schöne und die Kunst* in einer Reihe von Briefen vorzulegen . . .

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens außer der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch für die ästhetische Welt umzusehen, da die Angelegenheiten der moralischen ein so viel näheres Interesse darbieten und der philosophische Untersuchungsgeist durch die Zeitumstände so nachdrücklich aufgefordert wird, sich mit dem vollkommensten aller Kunstwerke, mit dem Bau einer wahren politischen Freiheit zu beschäftigen?

Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben und für ein andres gearbeitet haben. Man ist ebensogut Zeitbürger, als man Staatsbürger ist; und wenn es unschicklich, ja unerlaubt gefunden wird, sich von den Sitten und Gewohnheiten des Zirkels, in dem man lebt, auszuschließen, warum sollte es weniger Pflicht sein, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfnis und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vorteil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet sein werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der *Kunst des Ideals* zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen und sich mit anständiger Kühnheit über das Bedürfnis erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der *Freiheit*, und von der Notwendigkeit der *Geister*, nicht von der Notdurft der

Digitized by Google

Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfnis und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der *Nutzen* ist das große Idol der Zeit, dem alle Kräfte fronen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lärmenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, je mehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das große Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verrät es nicht eine tadelnswerte Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu teilen? So nahe dieser große Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden, der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker insbesondere interessieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkeren beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Zentrum des Ganzen zu versetzen und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich Partei ist und näher oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht bloß seine eigene Sache, die in diesem großen Rechtshandel zur Entscheidung kommt; es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtigt ist.

Wie anziehend müßte es für mich sein, einen solchen Gegenstand mit einem ebenso geistreichen Denker als liberalen

Digitized by Google

Weltbürger in Untersuchung zu nehmen und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weiht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bei einer noch so großen Verschiedenheit des Standorts und bei dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nötig machen, Ihren vorurteilfreien Geist auf dem Felde der Ideen in dem nämlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe und die Schönheit der Freiheit vorangehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfnis als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, *weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freiheit wandert.*

Von allem, was positiv ist und was menschliche Konventionen einführten, ist die Kunst wie die Wissenschaft losgesprochen, und beide erfreuen sich einer absoluten Immunität von der Willkür der Menschen. Der politische Gesetzgeber kann ihr Gebiet sperren, aber darin herrschen kann er nicht. Er kann den Wahrheitsfreund ächten, aber die Wahrheit besteht; er kann den Künstler erniedrigen, aber die Kunst kann er nicht verfälschen. Zwar ist nichts gewöhnlicher, als daß beide, Wissenschaft und Kunst, dem Geist des Zeitalters huldigen und der hervorbringende Geschmack von dem beurteilenden das Gesetz empfängt. Wo der Charakter straff wird und sich verhärtet, da sehen wir die Wissenschaft streng ihre Grenzen bewachen und die Kunst in den schweren Fesseln der Regeln gehn; wo der Charakter erschlafft und sich auflöst, da wird die Wissenschaft zu gefallen und die Kunst zu vergnügen streben. Ganze Jahrhunderte lang zeigen sich die Philosophen wie die Künstler geschäftig, Wahrheit und Schönheit in

Digitized by Google

die Tiefen gemeiner Menschheit hinabzutauchen; jene gehen darin unter, aber mit eigner unzerstörbarer Lebenskraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohltätige Gottheit reiße den Säugling beizeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Äther seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbnis der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des ersten Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeugt, als die Bildsäulen noch aufrecht standen; die Tempel blieben dem Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und die Schandtaten eines Nero und Commodus beschämte der edle Stil des Gebäudes, das seine Hülle dazu gab. Die Menschheit hat ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wieder hergestellt werden. So wie die edle Kunst die edle Natur *überlebte*, so schreitet sie derselben auch in der Begeisterung, bildend und erweckend, voran. Ehe noch die Wahrheit ihr siegendes Licht in die Tiefen der Herzen sendet, fängt die Dichtungskraft ihre Strahlen auf, und

Digitized by Google

die Gipfel der Menschheit werden glänzen, wenn noch feuchte Nacht in den Tälern liegt.

Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urteil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfnis. Gleich frei von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Notwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Taten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde die schöpferische Ruhe und der große geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegnen Stein einzudrücken oder in das nüchterne Wort auszugießen und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur Tat. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist

Digitized by Google

aufs Unbedingte gerichtet, für ihn gibt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart notwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gib also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bei allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu tun habe, gib der Welt, auf die du wirkst, die *Richtung* zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Notwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Notwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüts erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht bloß der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld geteilt zu haben, teile mit edler Resignation ihre Strafen und beuge dich mit Freiheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Mut, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie sein sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber

Digitized by Google

denke sie dir, wie sie sind, wenn du für sie zu handeln versucht wirst. Ihren Beifall suche durch ihre Würde, aber auf ihren Unwert berechne ihr Glück, so wird dein eigener Adel dort den ihrigen aufwecken und ihre Unwürdigkeit hier deinen Zweck nicht vernichten. Der Ernst deiner Grundsätze wird sie von dir scheuchen, aber im Spiele ertragen sie sie noch; ihr Geschmack ist keuscher als ihr Herz, und hier mußt du den scheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirst du umsonst bestürmen, ihre Taten umsonst verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannst du deine bildende Hand versuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen. Wo du sie findest, umgib sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

WALTHER ZIESEMER · DER MAGUS IM NORDEN

Goethe im September 1770 in Straßburg: der fünf Jahre ältere Herder zerreißt ihm rücksichtslos seine bisherigen Arbeiten in Fetzen und hämmert ihm neue Ideen ein: Bibel, Homer, Shakespeare, Volkslied, Urpoesie, Ursprache. Immer wieder nennt er ihm dabei den Namen Hamann und fühlt sich als Künder der Ideen dieses Magus im Norden. Goethe ist aufs tiefste ergriffen. Er liest die ihm zugänglichen Schriften Hamanns. So stark ist der Eindruck, daß er bis an sein Lebensende in entscheidenden Momenten auf ihn zurückgreift. Er plant später die Herausgabe seiner Werke und Briefe und fördert sie noch in seinen letzten Lebensjahren.
Wer war Hamann? Was wußte man von ihm? — Ein kleiner Beamter am Zoll in Königsberg, der in beschränkten Verhält-

Digitized by Google

nissen ein kümmerliches Leben führte. Erschien er nicht den aufgeklärten Zeitgenossen meist als eine absonderliche Gestalt, die halb unverständliche Sätze in sibyllinischen Büchern stammelte? Waren die wenigen Schriften nicht mit kaum begreiflichen Anspielungen und Zitaten gefüllt? Und doch hörte man ihn oft in einer Reihe nennen mit den ersten Geistern der Nation, mit Kant, Herder, Lavater, Claudius, Mendelssohn, Jacobi. Worin bestand der Zauber, den er im persönlichen Umgang und im brieflichen Verkehr ausübte? Er lag wohl in dem Reiz der originellen Persönlichkeit, seiner Wahrhaftigkeit im Denken und Handeln, in seinem Reichtum an Geist und Gemüt, seiner im Leben verwirklichten Totalität.

Johann Georg Hamann ist am 27. August 1730 in Königsberg geboren. Der Vater, der aus der Oberlausitz aus altem Pfarrergeschlecht stammte, war ein angesehener Bader und Wundarzt, die Mutter, von Lübeck kommend, war von zarter Gesundheit und stiller Frömmigkeit. Wie Kant wuchs auch Hamann nebst seinem jüngeren Bruder Johann Christoph in pietistischer Erziehung auf, die für sein ganzes Leben von Einfluß wurde. Nach einem ungeregelten Schulunterricht bezog er 1746 die heimische Universität, um Theologie, darauf Rechtswissenschaft, vor allem die humanistischen schöngeistigen Wissenschaften zu studieren. Seine vorzüglichsten Lehrer waren Rappolt und Knutzen. Seine Neigung führte ihn zu der antiken und französischen Literatur, zur Philologie und zur galanten Poesie. Sein vielseitiges Interesse veranlaßte ihn zu einer ziellosen Vielleserei, er verschlang alles, was ihm an Büchern erreichbar wurde. Er lieferte für die von seinem Studienfreunde Johann Gotthelf Lindner herausgegebene Zeitschrift ‚Daphne' (1750) einige Beiträge, die aber weder im Gehalt noch Stil eine eigene Art zeigen.

Ohne sein Studium abzuschließen, folgte er im Herbst 1752 einer Aufforderung zu einer Hofmeisterstelle bei der Baronin Budberg in Kegeln in Livland. Es ist wie ein Sinnbild,

Digitized by Google

daß schon dieser erste Versuch zur Schaffung einer gesicherten Lebensstellung ein Mißerfolg geworden ist. Bei der Erziehung des jungen Barons Budberg ergaben sich Schwierigkeiten, und Hamann hoffte, an dessen Mutter eine Stütze zu finden. Er schrieb daher in dem Bewußtsein der Verantwortung und in rücksichtsloser Wahrheitsliebe an die Baronin: »Ich habe eine menschliche Säule vor mir, die Augen und Ohren hat, ohne sie zu brauchen, an deren Seele man zweifeln sollte, weil sie immer mit kindischen und läppischen Neigungen beschäftigt und daher zu den kleinsten Geschäften unbrauchbar ist.« Das hatte seine sofortige Entlassung zur Folge. Die Baronin antwortete ihm in ihrer eigenartigen Orthographie: »Ich Sehe Ihnen auch nicht anders an als ein Seuhle mit vielen Büchern umbhangen, welches noch gahr nicht einen Geschickten HoffMeister ausmacht. Ich verlange Ihnen gahr nicht bey meinen Kindern, machen Sie sich fertig Monntag von hier zu reussen.«

Nach einem kurzen Aufenthalt in Riga wurde er Hofmeister beim Grafen Witten in Grünhof bei Mitau, dessen beide Söhne ihm anvertraut wurden. Bei seiner großen Kinderliebe wußte er die Herzen der beiden Schutzbefohlenen bald zu gewinnen. In dem benachbarten Pastorat fand er, was ihn immer lockte, eine reiche Bibliothek und in dem dortigen jungen Pfarrer Johann Christoph Ruprecht einen Freund. Wertvoll war auch die Nähe Mitaus und Rigas. In Mitau lebte ein Königsberger Freund, der Arzt Dr. Ehregott Lindner, den Hamann oft auch wegen körperlicher Beschwerden aufsuchte. In Riga war dessen Bruder, Hamanns vertrautester Studienfreund, Johann Gotthelf Lindner, als Rektor an die Domschule gekommen. In seinem Hause verlebte Hamann oft Stunden herzlicher Vertraulichkeit. Überdies wohnte dort ein anderer Studienfreund, Johann Christoph Berens, der nach längerem Aufenthalt in Göttingen und Paris in das Handelshaus seines Vaters eintrat, ein in großen Verhältnissen leben-

Digitized by Google

der Kaufmann und späterer Ratsherr, ein begeisterter Anhänger der Aufklärung. Berens veranlaßte ihn 1756 zu einer Übersetzung des Dangeuil, eines Werkes über den Handel in Frankreich und England und Spanien, wozu Hamann in einer Beilage aus eigenem Antriebe seine persönlichen Gedanken fügte. Die in ihr ausgesprochenen allgemeinen sittlichen Grundsätze veranlaßten Berens, dem Freund eine wichtige kaufmännische und politische Geschäftsreise für das Haus nach England anzuvertrauen. Vorher jedoch kehrte Hamann in das Elternhaus zurück, wohin ihn die Besorgnis um seine kranke Mutter rief. Sie starb wenige Tage nach seiner Ankunft. An ihrem Sarge brach die seit Jahren durch aufklärerische Gedankenwelt überdeckte ursprüngliche Frömmigkeit seiner Natur hervor und fand in seinem ‚Kindlichen Denkmal' einen rührenden Ausdruck.

Im Herbst 1756 trat er seine Reise an über Berlin, wo er Moses Mendelssohn kennen lernte, und Amsterdam, wo er mehrere Monate blieb, bis er im April 1757 in London eintraf. Über den eigentlichen Zweck seiner Reise fehlen uns genauere Nachrichten. Hamann suchte vergebens einflußreiche Bekanntschaften. Unerfahren und haltlos fiel er den Versuchungen der Weltstadt anheim. Eine starke Sinnlichkeit war ohnehin ein Grundzug seiner Natur. Er geriet in die Hände falscher Freunde und in widrige Verhältnisse. Die ihm anvertraute Summe schwand dahin. Die Bücher, die er in Verschwendungsstimmung sich angeschafft hatte, widerten ihn an. Sein Leitsatz war damals: Nimm alles mit, was dir begegnet, um dich zu vergessen. In dieser Gemütslage fiel ihm die Bibel in die Hand, die er zwar von Kindheit an kannte, die er aber jetzt mit Heißhunger verschlang. Die Bibel wurde ihm nun zum Erlebnis; mehr noch: sie führte ihn zur völligen Umkehr, zur Bekehrung. Er ist erschüttert. In seinen noch in London niedergeschriebenen ‚Gedanken über meinen Lebenslauf' sucht er in pietistischer Art sich über die einzelnen Phasen

Digitized by Google

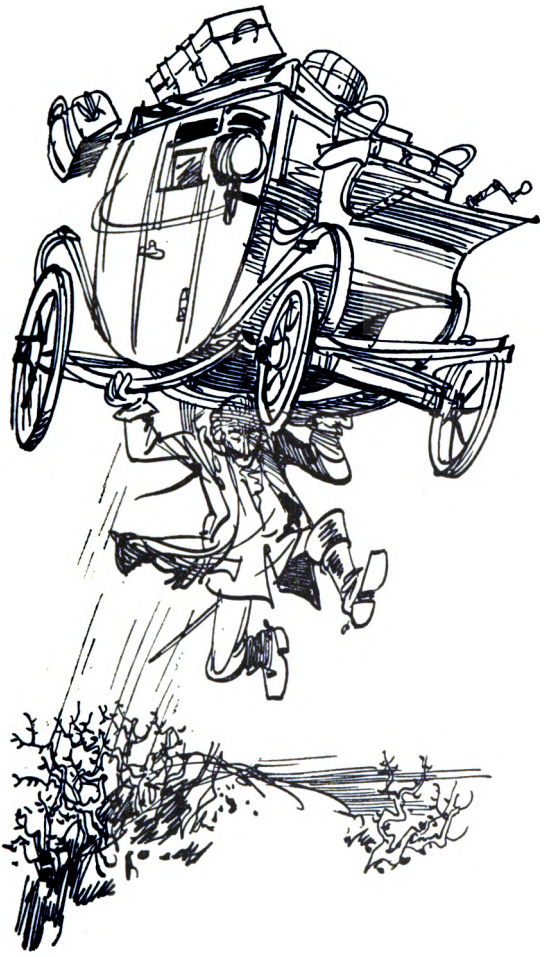
dieses Wandels Rechenschaft zu geben. Die Heilige Schrift, die ihm in der Verzweiflung vor dem Abgrund Trost gibt, bleibt nun der Wegweiser für sein ganzes Leben. Es geht ihm ähnlich wie Luther, der in Gewissensangst und Erschütterung Rettung und Heil in der Bibel findet. Seitdem ist sein inneres Leben von einer leidenschaftlichen Hingabe an den christlichen Glauben erfüllt. Er vergißt sein äußeres Geschehen. Was aus ihm werden soll, stellt er Gott anheim. Auf welche Weise er die Mittel zur Rückreise erhielt, erfahren wir nicht. Jedenfalls konnte er Ende Juni 1758 London verlassen und traf einen Monat später in Riga ein.

Johann Christoph Berens weilte damals in Petersburg. Sein älterer Bruder Carl nahm Hamann freundlich in seinem Hause auf, obwohl die Londoner Reise ein Mißerfolg für das Geschäftshaus und Hamann nicht in der Lage war, seine Schulden abzutragen. Einige Monate lebte er nun im Hause seines Wohltäters. Ein Umstand aber machte dem Aufenthalt im Berensschen Hause ein plötzliches Ende: Hamann faßte den Entschluß, sich mit der Schwester seiner Freunde, Catharina, zu verheiraten. Er fand ihre und auch seines Vaters Zustimmung. An diesen schrieb er: »Sie bekommt nichts mit mir; ich fordere aber auch nichts mit ihr. Alles was ich ihr anbieten kann, ist mein Herz, mein Leib und mein Name. Wir haben beide nicht nötig, an ein eigen Etablissement zu denken und dafür zu sorgen. Sie soll die Haushälterin ihres Bruders Carl bleiben und ich sein Handlanger. Sie ist in meinen Augen schöner als die stolzeste Lilie; wenn sie es nicht wäre, so würde sie meine Liebe dazu machen, daß sie es für mich wenigstens sein wird. Und sie wird es immer sein, solange ich sie lieben werde — und ich werde sie ewig lieben.« Die Brüder versagten jedoch ihre Zustimmung, und so verließ Hamann Riga im Januar 1759, um ins Vaterhaus zurückzukehren. Die Liebe zu Catharina aber blieb, gehütet wie ein heimlich erworbener Schatz, in seinem Herzen.

Digitized by Google

In den folgenden Jahren lebte er in Königsberg ohne äußeren Beruf, in einer rastlosen Lektüre aller ihm nur irgend zugänglichen Bücher, in dem unersättlichen Bemühen um Selbstbildung. Diese Zeit der Selbstbesinnung und scheinbaren Ruhe wurde nach einigen Monaten durch leidenschaftliche Erregungen unterbrochen. Berens machte nach seiner Rückkehr aus Petersburg seinem Unmut über Hamanns Sinnesänderung in heftigster Art Luft. Er warf ihm Schwärmerei und Aberglauben vor, spottete über seine Bekehrung und bezeichnete ihn als ein »Mischmasch von großem Geist und elendem Tropf«. Er versuchte mit Hilfe des gemeinsamen Freundes Lindner, ihn von seinem neuen religiösen Standpunkt wieder zu aufklärerischen Ideen zurückzubringen. Und weiter wandte sich Berens an den Magister Immanuel Kant, um gemeinsam Hamann zu einer fruchtbaren Tätigkeit zu veranlassen. Sie beide suchten Hamann im Juli 1759 auf bei einem »bäuerlichen Abendbrot« im Krug zur Windmühle in Trutenau bei Königsberg, wo Hamann zur Erdbeerkur weilte. Dieser aber gibt eine klare Absage an Berens und bedauert das Hineinziehen Kants in diese Angelegenheit. Der Streit wandte sich vom Persönlichen auf wissenschaftliche Grundfragen des Denkens und Lebens. Wenn Hamann lange geschwiegen hatte, so findet er in den folgenden Wochen erstaunlich beredte Worte in den Briefen an Lindner und Kant. Aus diesen persönlichen Erlebnissen heraus entsteht sein erstes schriftstellerisches Werk, wie auch alle späteren Veröffentlichungen durch äußere Anregungen veranlaßt worden sind. Es sind die ‚*Sokratischen Denkwürdigkeiten*, mit einer doppelten Zuschrift an Niemand und an Zween. 1759'. Die Zwei sind Berens und Kant. Hamann wählte die Maske des Sokrates, um wie dieser in mimischer Art dem großen Weltmann und dem großen Denker seine Überzeugung zu sagen: gegen eine Überbewertung der wirtschaftlich-kaufmännischen, nur auf Erwerb gerichteten Tätigkeit —

Digitized by Google



Fritz Kredel:
Federzeichnung zu Bürgers Münchhausen

Digitized by Google

Digitized by Google

dem gegenüber betont Hamann das Recht der Seele auf ihr Eigenleben – und gegen eine Philosophie, insofern sie Leben und Denken einzig zu beherrschen sich anmaßt. Das erscheint ihm als Sophisterei und Überheblichkeit. Dem stellt er das Sokratische Wort »Ich weiß, daß ich nichts weiß« entgegen. Die Unwissenheit, wie Hamann sie interpretiert, ist »nicht eine verstandesmäßige, sondern eine sittlich-religiöse, das demütige Bewußtsein der Ohnmacht menschlicher Vernunft und als Folgerung daraus vertrauensvolle Hingabe an die weltüberlegene Weisheit Gottes«. Das Nichtwissen wird identifiziert mit einer Befreiung von allen äußeren Dingen. Er bestreitet Kant gegenüber den absoluten Wert der Wissenschaft. »Nicht Bürgerarbeit und nicht Gelehrtenarbeit bestimmen den Wert des Lebens, sondern gläubige Hingabe an das Erlebnis der Welt und an das Geschäft der eigenen Seele.« Damit sprach Hamann das Recht der eigenen Persönlichkeit, der Individualität aus, frei von Grenzen und Fesseln des Berufs geistig schaffen zu können.

Es war Hamann weiter zur Gewißheit geworden, daß der Christ im fortdauernden Wunder lebe und sich dieses beständig fortgesetzten Wunders bewußt sei, daß dadurch der Wert der Verstandesgrundsätze eingeschränkt, ja umgestürzt werde. Das philosophische Denken könne keine positiven Wahrheiten hervorbringen, dies könne nur der Glaube. Die Philosophie habe nur dann Wert, wenn sie in Religion, in Glauben aufginge. »Ich liebe das Christentum als eine Lehre, die meinen Leidenschaften angemessen ist, die nicht eine Salzsäule, sondern einen neuen Menschen verlangt und verspricht.« Er sieht das ganze Leben als eine Einheit, eine Ganzheit. In der Seele, im Gemüt vollzieht sich das göttliche Wunder, das nicht etwa mit dem Urchristentum vergangen ist, sondern beständig weiter lebt. Dadurch wird der Verstand aus seiner Überbewertung gestürzt und an seine Stelle die Kraft des Gefühls, des Gemüts gesetzt.

Digitized by Google

In der Weiterführung dieser Gedanken fragt er in den ‚Sokratischen Denkwürdigkeiten': »Was ersetzte bei Homer die Unwissenheit der Kunstregeln, die ein Aristoteles nach ihm erdacht, und was bei einem Shakespeare die Unwissenheit oder Übertretung jener kritischen Gesetze? Das *Genie*, ist die einmütige Antwort.« — Das war etwas Neues, Unerhörtes: das Recht des Genies! Das Genie setzt sich sein eigenes Recht und Gesetz über Leben und Kunst. Wie tief wirkte dieser Geniebegriff auf Herder und auf Goethe!

Die persönlichen und brieflichen Auseinandersetzungen mit den Freunden nahmen oft leidenschaftliche Formen an. Mit Berens kam es zum Bruch, der erst in späten Jahren ein wenig geheilt wurde, mit Kant nicht gerade zum Konflikt, aber doch zum Bewußtsein der inneren Fremdheit. Kant hielt sich auch in späteren Jahren zurück, setzte sich aber dann hilfreich für die Begründung einer Existenz Hamanns ein. Im Hause des Vaters verbringt dieser nun die nächsten vier Jahre ohne einen Beruf, ganz mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Damals legte er den Grund zu seiner umfassenden Kenntnis des Altertums, besonders der griechischen Philosophen, Dichter und Geschichtsschreiber. Er las an der Hand von Bengels ‚Gnomon' das griechische Neue Testament, trieb Arabisch, um den Koran in der Ursprache lesen zu können, und vergaß darüber keineswegs die englische, französische und deutsche Literatur. Alle Neuerscheinungen ergriff er mit lebendigstem Interesse. In diesen Jahren entsteht eine Reihe von kleinen, mit Gedanken vollgepreßten Schriften, stets auf äußere Veranlassungen hin. Er faßt sie 1762 unter dem Titel: ‚*Kreuzzüge des Philologen*' zusammen. Unter ihnen ist die ‚*Aesthetica in nuce*' die bedeutendste. Sie wandte sich gegen die rationalistische Auffassung des Göttinger Theologen J. D. Michaelis und dessen Kritik der bilderreichen Sprache des Alten Testaments. Hamann hielt ihm entgegen, daß der Mensch nicht in abstrakten Begriffen, sondern in Bildern und

Digitized by Google

Gleichnissen rede, und daß Gottes Offenbarung diese Bildersprache um des menschlichen Verständnisses willen anwende. Er rede durch die Natur, Schrift, Geschöpfe, Seher, Poeten und Propheten zu den Menschen, also durch Sinne und Bilder, so daß wir hören und sehen können. In diesem Sinne nennt Hamann Gott selbst einen Poeten und seine Schöpfung ein Gedicht. In dieser Schrift steht auch der erste Hinweis auf die Urpoesie, hier die berühmten, von Herder oft wiederholten Worte: »Poesie ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts.«

Ohne Sorgen freilich vergingen auch diese fruchtbaren Jahre nicht. Sie betrafen den jüngeren Bruder Johann Christoph, der bei zunehmender geistiger Schwäche im väterlichen Hause bis zur endlichen Umnachtung hindämmerte. Er starb im Jahre 1778. Im Januar 1764 übernahm Hamann die Schriftleitung der von dem Buchhändler J. J. Kanter begründeten ‚Königsbergischen Gelehrten und Politischen Zeitung' und schrieb für sie eine Reihe von Rezensionen und Aufsätzen. Auch Kant, Lindner, Lauson und später Herder waren Mitarbeiter dieses Blattes, das auf einem ungewöhnlich hohen Niveau stand. Aber auch diese Tätigkeit befriedigte ihn nur kurze Zeit.

Schon vorher hatte der bekannte Präsident Friedrich Carl von Moser, der in einem Sendschreiben ihn als den ‚Magus im Norden' bezeichnet hatte, ihm das Anerbieten einer prinzlichen Hofmeisterstelle in Darmstadt gemacht. Ein solches Amt lockte ihn. Schnell entschloß er sich im Juni 1764 zu einer Reise nach Frankfurt, wo er einige Tage blieb, aber Herrn von Moser verfehlte. Goethe berichtet später in ‚Dichtung und Wahrheit', obwohl er ihn nicht gesehen hat, von dem Eindruck dieses kurzen verwunderlichen Besuchs des Magus in Frankfurt. Enttäuscht von seiner Reise, kehrte Hamann Ende September in seine Heimat zurück.

Inzwischen hatte er in Königsberg einen jungen Freund ken-

Digitized by Google

nen gelernt, dessen Persönlichkeit ihm schnell sein Herz gewann: Johann Gottfried *Herder* aus Mohrungen in Ostpreußen. Mit dem vierzehn Jahre Jüngeren verband ihn bald eine herzliche Freundschaft, die über alle Schwankungen eines langen Lebens ohne ernstlichen Bruch hielt. Herder hat in späteren Jahren bekannt, daß er keinen zuverlässigeren Freund besäße als seinen alten Landsmann in Königsberg. Der Briefwechsel beider zeigt sie in offenem Aussprechen ihrer Erlebnisse und Gedanken, und zwar von einem Reichtum wie nur wenige im deutschen Geistesleben. Hamann führte ihn in die englische Sprache ein, las mit ihm Shakespeare und schüttete die Gedanken über alle geistigen Fragen, die ihn selbst damals beschäftigten, in Kopf und Herz des aufnahmehungrigen jungen Freundes, der sie sich ganz zu eigen machte; sie wurden der Kern seiner eigenen Anschauungen, und so konnte er der Künder des Magus werden. Bald nach seiner Rückkehr erwirkte Hamann für den Freund beim Rektor Lindner eine Kollaboratorstelle an der Domschule zu Riga, wohin der zwanzigjährige Herder im November 1764 übersiedelte. Lindner aber folgte bald darauf einem Ruf als Professor der Poesie an die Universität Königsberg, und Hamann freute sich der Nähe des alten Freundes. Er selbst aber, hypochondrisch und unbefriedigt, suchte wieder eine neue Anknüpfung in dem ihm vertrauten Kurland und wurde 1765 Sekretär beim Hofrat Tottien in Mitau, wo er bis zum Januar 1767 blieb. Kaum hatte Hamann seine Ankunft in Mitau Herder mitgeteilt, als dieser die vier Meilen von Riga herüberfuhr. Nun finden sie sich wieder Aug in Aug im Austausch ihrer Ideen. Bis tief in die Nacht schwärmen sie von dem, was sie erfüllt, und noch nach der Trennung auf der Heimfahrt sind sie von ihnen berauscht. Und gleich fliegt ein Briefchen herüber und hinüber, noch selig über die »Mitausche Schwärmerei«. Hamann liest die Konzepte von Herders ‚Fragmenten', bespricht sie mit ihm und

Digitized by Google

gießt von neuem seine Gedanken in den Freund. Bis in Einzelheiten des Stils ist Hamann aus den Fragmenten herauszuhören.

Währenddes war Hamanns Vater im September 1766 gestorben, und so kehrte er selber nach Königsberg zurück. Durch Kants Vermittlung erhielt er im Mai 1767 eine Stelle als Übersetzer an der Akziseverwaltung und Zolldirektion, die nur gering besoldet wurde. Immerhin schien eine ruhigere Zeit für ihn anzubrechen. Aber in seinem Innern war er aufgewühlter denn je. Jahre hindurch hatte er bei seiner stark sinnlichen Natur eine Leidenschaft zu der hingebend sorgsamen Haushälterin seines Vaters, Anna Regina Schumacher aus Cremitten, einem Dorf bei Tapiau in Ostpreußen, gefaßt. Schon seit Jahren finden sich in Briefen an Lindner Anspielungen an diese Leidenschaft zu der »Hamadryade«, wie er sie nennt. Seine unruhige Reise durch Deutschland, seine Versuche, auswärtige Stellungen anzunehmen, hatten dazu beitragen sollen, die Leidenschaft für das »eichenstarke Landmädchen« zu unterdrücken. Vergebens. So entschloß er sich jetzt zu dem, was er selbst »Gewissensehe« nannte. Im September 1769 wurde ihm das erste Kind geboren, Johann Michael, der spätere Direktor des Altstädtischen Gymnasiums in Königsberg. Es folgten noch drei Töchter. An seinen Kindern hing Hamann mit Liebe. Er wird nicht müde, in seinen Briefen an Herder und Claudius von ihnen zu berichten. Anna Regina war die von ihm aufrichtig verehrte Hausmutter, die »Mutter seiner Kinder«, und er selbst hat ihr die Treue gehalten, wie es in keiner Ehe besser geschehen kann. Die älteste Tochter, Elisabeth Regine, sagt später in ihren Erinnerungen an ihre Eltern: »Die hervorstechendsten Züge seines Charakters waren Strenge, Rechtlichkeit, Wahrheitsliebe, Uneigennützigkeit, Bescheidenheit und hauptsächlich Gottesfurcht. Seine Gesichtszüge waren edel, sein Auge feurig und doch freundlich, sein Mund gütig. Er war von mittlerer

Digitized by Google

Größe, sein Gang äußerst schnell und seine Haltung etwas gebückt. Meine Mutter war eine sanfte, unerhört tätige, haushälterische, freundliche Frau. In ihrem Gesicht lag viel Milde und Güte. Gegenseitige Neigung verband meine Eltern — ein stärkeres, unauflöslicheres Band, als das von Priesterhänden geknüpfte.«

Nach einer mehrjährigen Pause fühlte er sich — wie immer durch äußere Veranlassung — gedrängt, an die Öffentlichkeit zu treten. Jetzt war es Herders Akademische Preisschrift über den Ursprung der Sprache, die er ablehnte. Er wollte von einem natürlichen Ursprung der Sprache, wie Herder ihn darlegte, nichts wissen, sondern nur von einem göttlichen. So entstand eine scharfe Rezension über Herders Schrift. Dagegen war er mit dessen späterer ‚Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts' sehr einverstanden und verteidigte sie im April 1774 in mehreren Briefen an Kant.

Im Februar 1777 wurde Hamann von der Generaladministration zum Packhofmeister auf dem Lizent ernannt. Das war eine bescheidene Beamtenstellung, die aber seinen Wünschen entsprach, zumal sie ihm Zeit genug für seine Studien, seinen eigentlichen Beruf ließ. Er bewohnte in der Nähe seines Amtes ein kleines Häuschen mit zwei Stuben und einem Garten. In der einen Stube, in der er mit seinem Sohn schlief, war eine Wand mit einem hohen Bücherregal bedeckt, über dem Bett hingen Herders und Lavaters, über dem Sofa Luthers Bild. In der andern wohnte die Hausmutter mit den drei Töchtern.

Im Jahr 1776 starb Lindner als Konsistorialrat und Professor der Poesie. Hamann wurde von den Verwandten mit der Verauktionierung der Bibliothek des Freundes betraut und faßte aus Sorge um den Unterhalt der Seinigen den Entschluß, seine eigene Bibliothek gleich mit zu verauktionieren, er, der Bücherfreund! Der Auktionskatalog wurde schon gedruckt, da konnte der Verkauf durch eine großzügige Hilfe Herders

Digitized by Google

noch verhindert werden. Seine wirtschaftliche Lage war und blieb gedrückt genug, und durch ungeschickte Maßnahmen verlor er überdies den größten Teil seines Vermögens.
Mit auswärtigen Freunden stand er in lebhaftem Briefwechsel, und wenn Briefe von ihnen kamen, so waren das immer Freudentage: mit Herder, Mendelssohn, Nikolai, Reichardt, Hartknoch und weiter mit solchen, die er nie Aug in Aug gesehen hatte, die ihn aber verehrten, mit Lavater, Claudius, Moser und später vor allem mit Jacobi. In der Heimatstadt verkehrte er mit dem Kriegsrat Scheffner, dem Verfasser der Gedichte im Geschmack des Grécourt, dem Oberbürgermeister von Hippel, dem Verfasser der Lebensläufe und des Buchs über die Ehe, mit den Professoren Kreuzfeldt und Kraus, dem Lieblingsschüler Kants, dem Buchhändler Kanter usw. Immer wieder kamen jüngere interessierte Männer wie Penzel, Plessing, Nicolovius, Hill in diese beschränkte Häuslichkeit, angezogen durch des Hausherrn sprudelnde Geistigkeit und seine Teilnahme an allem Menschlichen.
In diesen Jahren raffte der oft von Krankheit Geplagte und früh Gealterte sich noch einmal zu einer Autorschaft auf, — wiederum auf einen äußeren Anstoß hin. Humes Dialoge über die natürliche Religion waren 1779 erschienen. Er begann dies Werk zu übersetzen und eine Widerlegung hinzuzufügen. Da erschien von andrer Seite eine Übersetzung, und Hamann zog die seine, die Kant bereits kennen gelernt hatte, zurück. Im Frühjahr 1781 kam Kants Kritik der reinen Vernunft heraus, die Hamann in einzelnen Druckbogen gelesen hatte. Er erregte sich sehr über dieses Werk und schrieb nun seine ‚Metakritik über den Purismum der Vernunft', die freilich erst mehrere Jahre nach seinem Tode gedruckt und der Ausgangsort für Herders gegen Kant gerichtete Metakritik geworden ist. Hamann verneint, daß ein Denken vor aller Erfahrung möglich sei; Kant habe Vernunft und Sprache in ihrem Verhältnis zu einander nicht tief genug beurteilt. Es

Digitized by Google

sei eine Einseitigkeit Kants, von der Mathematik und Naturwissenschaft auszugehen und nicht von der Totalität der Schöpfung, es sei ein Fehler Kants, die Vernunft von der Sinnlichkeit zu trennen und zu »reinigen«. Vielmehr seien Sinnliches und Begriffliches in der Sprache untrennbar eng verbunden: »Wörter haben ein ästhetisches und logisches Vermögen«. Und weiter »entspringen Sinnlichkeit und Vernunft als zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis aus Einer gemeinschaftlichen Wurzel, so daß durch jene Gegenstände gegeben und durch diese gedacht werden«. Hamann liegt es nicht an einer Analyse, einer Kritik, das heißt Scheidung von Sinnlichem und Geistigem, sondern an ihrer Einheit, ihrer Synthese. Darin berührt er sich mit Goethe, dem es auch immer auf die Ganzheit der Existenz ankam.

Wenige Jahre darauf wendet sich Hamann gegen Mendelssohns 1783 erschienenes Buch ‚Jerusalem' in seinem ‚Golgatha und Scheblimini', das man die »geistvollste und wortgewaltigste Schutzschrift zugunsten der geoffenbarten Religion, zugunsten des Christentums, zugunsten des Luthertums« genannt hat.

Der Ruf seiner Persönlichkeit und seiner Schriften drang zu einigen der besten Geister in Deutschland. Man sah in ihm vielfach einen Erneuerer der lebendigen Religion gegenüber der abstrakten Aufklärung, man verehrte ihn wie einen Propheten; man hörte auch von seinen ärmlichen Verhältnissen. Einer seiner dankbaren Bewunderer, Franz Buchholtz, Herr auf Welbergen in Westfalen, überraschte ihn 1784 durch eine Schenkung von viertausend Talern zur Erziehung seiner Kinder. Zur gleichen Zeit begann der lebhafte briefliche Gedankenaustausch mit dem letzten Freunde seines Lebens, dem Glaubensphilosophen Friedrich Heinrich Jacobi, dem Freunde Goethes, in Pempelfort bei Düsseldorf. In den Briefen dieser beiden gereiften Männer werden die letzten Fragen des Glaubens und Wissens besprochen, zum Teil im

Digitized by Google

Anschluß an Jacobis Lessing-Spinoza-Aufsatz, sowie überhaupt über Spinozismus und Christentum. Es sind Briefe, aus einer Ganzheit des Menschen geflossen. Durch Jacobi wurde Hamann auch mit der Fürstin Amalie von Gallitzin in Münster freundschaftlich verbunden, die von seinen Schriften angetan war.

Schon lange hatte Hamann den Wunsch, seiner angegriffenen Gesundheit durch eine Kur aufzuhelfen und dabei seine Freunde in Mittel- und Westdeutschland zu besuchen. Nun sehnte er sich nach seinen neuen Freunden in Westfalen, die ihn so gut verstanden und die er noch nie gesehen hatte. In einem Urlaubsgesuch an das Ministerium vom April 1787 führte er in seiner Welt-Unklugheit zur Begründung an, daß sein ursprünglich mit Arbeit überhäuftes Amt in den letzten Jahren »beinahe von Arbeit und Verantwortung entblößt« sei und folglich durch seine Abwesenheit nicht im geringsten beeinträchtigt werde. Daraufhin wurde ihm prompt der Abschied erteilt: es sei bekannt, daß bei seiner Beamtenstelle wenige und teils unnütze Geschäfte zu versehen seien, es stehe ihm frei, die vorhabende Reise auf so viel Monate, als er wolle, anzutreten. Erst nach langen Verhandlungen wurde ihm wenigstens eine Pension von zweihundert Talern bewilligt.

Nachdem er sein Haus dem jungen Freunde Hill anvertraut hatte, begab er sich, von Krankheit geplagt und doch innerlich befreit, Ende Juni 1787 auf die Reise. In Berlin wurde er, völlig erschöpft, von Reichardt freundlichst empfangen. Über Braunschweig, Hannover, Bielefeld kam er krank Ende Juli in Münster an. Die neuen Freunde überhäuften ihn mit teilnahmsvoller Liebe. Die Fürstin Gallitzin erscheint ihm wie ein Wunder ihres Geschlechts, in dem Reichtum ihres Geistes und Herzens. Er selbst erholte sich langsam von den Beschwerden und reiste auch noch zu den Freunden nach Pempelfort und Welbergen. An seine älteste Tochter schreibt er:

Digitized by Google

»Die Liebe und Ehre, so dein alter kranker Vater in diesem ganzen Hause hier genießt, vom Größten bis zum Kleinsten, ist unbeschreiblich, und ich habe Arbeit nötig gehabt, sie zu erdulden und mir zu erklären.« Sein Wohltäter Buchholtz, den er seinen Alkibiades nennt, entsprach ganz den Wünschen seines Herzens. Die vielen philosophischen und religiösen Bücher, die er hier wie einst verschlingt, reizen zu neuen Anregungen, die Gespräche in Düsseldorf und Münster mit Jacobi und neuen Freunden wie Fürstenberg, Kleuker, Sprickmann füllen die Abende aus und führen die Gedanken und Gemüter zu den letzten Dingen. Er denkt viel an die Seinen zu Hause, und immer stärker wird der Wunsch, sie wiederzusehen. Er schreibt rührend-herzliche Briefe an seine Kinder, in denen es auch schon wie ein Abschiednehmen klingt. Mitte Juni will er heimkehren und auf der Rückreise Claudius in Wandsbeck und Herder in Weimar besuchen. Aber seine Füße sind geschwollen, sein Kopf erschöpft, das Reden wird ihm sauer, er klagt über Schmerzen in der Brust und schläft viel. Und während unten auf der Straße der Reisewagen auf ihn wartet, tritt er am 21. Juni 1788 seine Reise in die Ewigkeit an.

Die Fürstin Gallitzin ließ die Leiche des Mannes, den sie wie einen geistigen Vater verehrte, am Abend des gleichen Tages in ihrem Garten beisetzen.

Wie tief Hamanns Tod auf seine Freunde gewirkt hat, können wir nur ahnen. Jacobi schreibt an Lavater: »Was ich für einen Verlust fühle, kannst Du Dir vorstellen. Göttliche Liebe war in dem Mann. Und wie seine Liebe, so war auch sein Licht.« Herder schreibt: »Hamann ist tot — einer meiner ältesten Freunde. Er stirbt, und ich habe ihn nicht gesehen. O, ich kenne ihn, wie ihn einer kennt, und ehre seine Asche wie eines Propheten.« Ähnlich Professor Kraus an seinen Freund von Auerswald: »Ich habe seit meiner Mutter keinen Sterbefall erlebt, der mir tiefer das Herz verwundet hätte.« Und

Digitized by Google

Goethe antwortet auf Jacobis Trauerbotschaft: »Hamanns Verlust ist hart; ich hatte nie geahnet, ihn zu sehen, seine geistige Gegenwart war mir immer nah. Und doch, was muß die Nähe eines solchen Menschen sein! Was muß er Dir geworden sein! Und wie sehr mußt Du seinen Abschied empfinden!«

RUDOLF KASSNER
HOCHZEIT ZWISCHEN HIMMEL UND HÖLLE

Alles an Ellen und in Ellens Gesicht ist reizend, vieles wundervoll. Wundervoll ist das goldgelbe Haar mit breiten hellbraunen Strähnen darin, dicht wie Gefieder und ganz seidig. Wundervoll die Zartheit und das matte Weiß der Gesichtshaut, wundervoll die von kleinen roten Äderchen durchzogenen Nüstern der in der Mitte leicht aufgebogenen Nase und die sehr kleinen Ohrmuscheln; beides wie nach dem gleichen Motiv von derselben Hand geschnitzt. Für viele wird der sinnliche Reiz des Gesichtes noch dadurch erhöht, daß der Mund um ein weniges breiter scheint, als die Gesetze der Harmonie ihn nach solcher Nase und solchen Ohren fordern.

Ellens Mutter war eine Deutsche. Sooft Ellen den Mund öffnet, stößt der Oberkiefer ein wenig vor, und auch das Email des gut geformten Gebisses ist an dieser oder jener Stelle etwas schadhaft. Wir dürfen auch nicht unbemerkt lassen, daß Ellens hochgewachsener, schmaler und biegsamer Körper auf Beinen ruht, die, dem Mund entsprechend, um ein geringes kräftiger sind als die Schultern oder die schmalen und sehr weißen Hände erwarten lassen.

In Ellens großen blaugrünen Augen sind Verlangen und Erinnerung wie verschmolzen. Oder Verlangen schlägt darin in Erinnerung um, und Erinnerung entwurzelt das Verlangen. Ellens Augen sind wohl wie das staunende Auge des Dichters,

Digitized by Google

doch ist über dieses Staunen das Nicht-Staunen gezogen gleich einem Vorhang.
Indem die Dichter sehen, dringen sie tiefer in uns ein; indem Ellen sieht, entschwindet sie sich selber, und unser Herz krampft sich zusammen.
So ist Ellens Gesicht, so Ellens Körper, und so sind Ellens Augen und ihr Blick. Doch wie ist Ellen selber?
Es muß vorher noch gesagt werden, weil es jetzt, da wir von Ellens Persönlichkeit zu reden uns anschicken, nicht vergessen werden darf, daß Ellen selten ohne Eglantine, ihre Kusine und Freundin, zu sehen ist. Wem von uns gelingt es, an Ellen zu denken, ohne für einen Augenblick wenigstens Eglantines Gestalt im Geiste vor sich zu sehen?! Beide waren gleich groß, und es konnte wohl vorkommen, daß, wer sie abends in der Halle des Hotels zusammen tanzen sah, schon auf beider Köpfe achten und die Gesichter aufzufangen trachten mußte, wenn er sich nicht irren und wenn er wissen will, wer Ellen und wer Eglantine sei: Eglantine, die nebenbei, seitdem sie das Pariser Konservatorium besucht, ihren Namen gerne französisch ausspricht und aussprechen hört, Eglantine mit dem dunkelbraunen, leicht gekräuselten Haar, das sie nicht nur wie Ellen im Nacken, sondern auch über den Ohren kurz geschoren trägt, Eglantine mit dem herrlichsten, weißesten Gebiß und den lustigen Augen.
Sind diese Augen immer so lustig wie etwa jetzt beim Tanzen oder dann später in der Pause, wenn die jungen Leute sich um Ellen und Eglantine scharen werden und man Ellen ansehen und mit Eglantine sprechen und lachen wird? Ist nicht für den, der etwas genauer hinsieht, hinter diesem lustigen Blick Eglantines noch ein zweiter, der keineswegs so lustig ist, dafür aber stechen und zuweilen ganz böse sein kann? Eglantine ist nicht hübsch, in Augenblicken kann sie einem sogar trotz den herrlichen Zähnen und einem sehr weißen, kräftigen, biegsamen und — ich kann es nicht anders nen-

Digitized by Google

nen — wollüstigen Hals unhübsch erscheinen. Auch ist ihr Teint nicht ganz rein und das, was sich in uns zuletzt, wenn sie einen nicht mehr mit allen ihren Zähnen anlacht, als ihr Gesichtsausdruck zu behaupten sucht, nicht immer klar. Nur wenn Eglantine Geige spielt, sammeln und klären und beruhigen sich ihre Gesichtszüge, sogar die Farben werden dann leuchtender, reiner. Achten Sie auf Eglantines Hände! Hände, die den Bogen zu führen gewohnt sind, Musikerhände, leicht nach innen zu eingebogen und gekrümmt, auch nicht ganz rein, Hände mit einer bedeutenden Spannung zwischen Handteller und Handrücken, jener zwischen der Rücken- und der Bauchseite eines Tieres, der Katze oder des Marders etwa, vergleichbar, unruhige Hände, Hände einer Begehrenden. Wie rein, frei, gelöst, offen, geöffnet sind nicht dagegen jene Ellens mit dem einen schweren goldenen Reif am linken Gelenk, Hände wie Blumen, Hände wie Früchte ...

Ist nicht am Ende doch so etwas wie ein Widerspruch vorhanden zwischen Eglantines herrlichem, lachendem Gebiß und diesen kleinen, unruhigen, sehr begehrenden, ja räuberischen Händen? Und eben ein solcher zwischen Ellens Mund mit dem ein wenig vorstehenden Oberkiefer, zwischen Ellens räuberischem Mund — nennen wir ihn einmal so — und ihren wunschlosen, schenkenden Händen? Welche Vertauschung! Ist es möglich, vielmehr nur sinnvoll, anzunehmen, daß Eglantine eigentlich Ellens Mund und Ellen den Eglantines habe? So etwas gibt es doch nicht. Ellen und Eglantine sind keine Fabelwesen, keine Chimären, keine Allegorieen in einem Renaissance-Ornament. Wir modernen Menschen wüßten, weil wir uns an den Begriff der Natur und der Persönlichkeit zu halten haben, dergleichen Vertauschungen und Verzauberungen keinen Sinn abzugewinnen, jedenfalls keinen anderen als eben den von Chimären auf Kathedralen. Könnte aber nicht für den antiken, mehr

Digitized by Google

seelischen als geistigen Menschen gerade in einer solchen Zerreißung des Gesichtes und Körpers, in einer solchen Vertauschung ein tiefer Sinn liegen oder diese offenbare Zerreißung der Ausdruck einer höheren, übermenschlichen, ja göttlichen Einigung sein? Wäre es also nicht möglich, daß einer in den Zügen des anderen sich selber liebte, sich selber zurückliebte, liebend sich zurücknähme? War in den mythischen Zeiten der Verwandlungen nicht Liebe Selbstliebe und umgekehrt: Selbstliebe Liebe? War dies nicht der tiefste Sinn der Verwandlung, daß kein Widerspruch, keine Feindschaft bestünde zwischen Liebe und Selbstliebe? Ist Eros, der Herr der Verwandlungen, nicht Liebe in der Selbstliebe und Selbstliebe in der Liebe? Erst der Begriff der Persönlichkeit hat eine Grenze gezogen zwischen beiden ...

Da wir also schon von Eglantines Händen gesprochen haben, so wollen wir von da gleich den geraden Weg zu Eglantines Charakter, oder wie man sonst das Grundzügliche des menschlichen Wesens nennen wolle, gehen. In diesem Begehren des Menschen liegt eingeschlossen dessen Fähigkeit, sich zu teilen: in das, was er ist und kann, und in das, was er will. So und nicht anders ist der Begehrende. Und die Kunst und auch die Verführung des Begehrenden liegt darin, aus den Teilen im Augenblick ein Ganzes herstellen zu können. In diesem Sinne gehört die Geige so zu Eglantine wie der Arm zum Körper. Die Geige muß stets einbezogen werden, und es darf zum Begehrenden, zu Eglantine, keinesfalls gesagt werden: Du hast es leicht, denn du hast die Geige. Was wärest du ohne Geige? Eglantine ist oder besteht eben nicht ohne die Geige. Und das Begehren geht von ihr über, und die Geige wird zu Eglantines Seele. Und alles wird zu Eglantines Seele, solange Eglantine darauf spielt, und bleibt tot oder stirbt, sobald Eglantine nicht mehr darauf spielt. So ist das Begehren und so der Begehrende.

Ellen dagegen hatte nichts, das also zu ihr gehörte wie die

Digitized by Google

Geige zu Eglantine, nichts, wirklich nichts ... Ellen ist nicht Künstlerin und auch sonst nicht begabt. Im Sinne nämlich der meisten Menschen. Viele werden sie darum wohl bedauern, wir aber wollen Ellen nur sehen, wie sie ist, und für uns liegt diese ihre Ohnmacht — ach! das Wort ist viel zu stark, doch wir wollen es trotzdem stehen lassen — schon in Ellens weißen, schenkenden Händen.

Wie gerne und wie leicht bewundert Ellen nicht einen solchen Menschen, der will und immer wieder will! Ellen ist nämlich so, daß für sie die Menschen stets auch das können, was sie wollen. Sie vermag sich das nicht anders vorzustellen. Ellen ist ohne Neid. So völlig, daß jedes Begehren daneben neidisch erscheint. Gewiß tut so etwas wohl und ist überhaupt schon viel: von Ellen bewundert werden, fühlt Eglantine, doch ist es wenig und wird immer weniger, fühlt sie weiter, da Ellen durch nichts darüber hinaus zu bringen sei: über diese Bewunderung und ähnliches. Wenn Eglantine, die stets planende und bauende, mehr will, stürmend, weil sie meint, jetzt sei der Augenblick dazu gekommen, so gewinnt sie nichts und verliert für den Augenblick alles. Denn so unbegabt (im Sinne der meisten Menschen) und ungeschickt Ellen auch sei, daran ist nämlich gar nicht zu denken, daß einer, und wäre er der Größte und Mächtigste unter allen Menschen der Erde, aus Ellens Bewunderung etwas zu ziehen und zu gewinnen vermöchte, was von anderer Art oder überhaupt anders sei als wiederum Bewunderung oder daß diese Bewunderung an der Grenze heimlich und flink vertauscht werden könnte ...

Eglantine weiß sich hier Ellen gegenüber im Nachteil, sie fühlt Ellens größeres, Ellens grenzenloses Glück. So nennt sie es wenigstens. Was für merkwürdige und ungewohnte Deutungen weiß die sinnende Eglantine nicht Dingen und Zuständen zu geben! Eglantine fühlt aber auch darin Ellens größeres Glück, daß, wenn Ellen gibt, sich die Gabe von

Digitized by Google

dieser trennt und löst wie die Frucht vom Zweige oder wie ein Wandelstern aus einer Sonne. Wenn dagegen Eglantine gibt — und Eglantine gibt viel, sehr viel, viel mehr als Ellen —, so löst sich die Gabe trotzdem nie ganz von ihr, und stets bleibt etwas von Eglantine an der Gabe und umgekehrt: etwas von der Gabe an Eglantine hängen, gleichwie Eglantine gewiß stets geneigt wäre, Bewunderung und Liebe zu vertauschen oder aus dem einen das andere zu saugen, denn warum sonst wollte oder müßte sie stets bis an die äußerste Grenze gehen?
Liegt nicht auch das schon in den Händen Eglantines ausgedrückt, in diesen kleinen, unruhigen, niemals ganz reinen, räuberischen Händen voller Schatten?
Eglantine also will mehr als Bewunderung, sie will geliebt werden, sie will von Ellen geliebt werden, das ist ihr tiefstes und heimlichstes, ihr entsetzliches Begehren... Du mußt mich lieben, Ellen, so wie ich dich liebe, und nicht anders. Du mußt mich wahnsinnig lieben. Es ist so und muß wohl so sein. Sage, daß du mich liebst! Ich will dies Wort aus deinem Munde, aus deinem wundervollen Munde haben. Sage es, denn sonst ist alles sinnlos — —

In der Schule, darauf haben wir schon angespielt, hat Ellen direkt für dumm gegolten, und aus dem Bereiche der Schule gelangen solche Ansichten zumeist auch in den der Familie. War also Ellen wirklich dumm und unbegabt oder so? Sie liebte es nicht, gefragt zu werden, das ist wahr. Besser: sie mochte diese direkten Fragen in der Schule und auch außerhalb derselben nicht, Fragen nach einer Stadt, nach einem Fluß, einer Zahl. Diese machten ihr Angst, und sie vergaß im Augenblick der Frage alles. Solche Fragen waren wie Angriffe, boshaft, zu Ellens Demütigung gestellt. Sie müßten ganz anders kommen. Es ist schwer, genau zu sagen, wie; in jedem Falle nicht so plötzlich, so von ganz nahe. Vielleicht

Digitized by Google

Paul Klee: Vogeldrama

Digitized by Google

Digitized by Google

auf Umwegen, in schönen großen Bogen, von weither erkennbar... Ellen würde sie dann alle gewußt haben. Vielmehr würde, was viel wichtiger ist, dann auch alles da sein und bestehen, ohne daß es danach noch Fragen zu geben hätte oder man dafür einen Namen zu wissen brauchte. Und darauf allein müsse es doch ankommen, daß sie da seien und bestünden: die wirklichen Dinge und auch die eingebildeten, und zwar beide zusammen und alle durcheinander, so daß sie nicht mehr zu trennen wären. Warum haben die Menschen diese Fragen erfunden? Doch nur darum, weil sie die wirklichen Dinge von den eingebildeten zu trennen suchen. Und darum, um dieser Trennung willen, sind sie auch so begehrlich und direkt...

Ellen hatte die Jahre ihrer Kindheit und des frühen Mädchentums durchgespielt, das will sagen: sie war niemals, nicht einen Augenblick lang, darin sie selber, sondern stets nur das gewesen, was sie spielte. Sie schlief in ihrer Rolle ein und wachte darin auf. Das muß auch der Grund sein, warum sie nie mit Puppen, sondern meist mit Knaben deren Spiele gespielt hat. Damit hängt ganz bestimmt zusammen, daß Ellen dieses Fragen in der Schule direkt wehe tat. Doch wer von diesen fragenden Lehrern oder wer in ihrer Familie hätte auch zu erkennen vermocht, daß Ellens so genannte Dummheit oder Verlegenheit oder Befangenheit nur ein anderer Ausdruck für die unerhörte Einheit ihres Wesens sei oder darauf beruhe! Eine Einheit, wie sie sehr selten Menschen eignet und wie sie wohl das eigentliche Wesen der Elementargeister, Elfen, Nixen oder Nymphen ausmacht. Eglantine ist der einzige Mensch, der das in Ellen spürt. Und diese Einheit nennt sie Glück und fühlt sie als solches. Eglantines Liebe ist ein Verlangen auch nach diesem Glück und das schmerzhafte Gefühl, daß sie sich in dieses Glück mit Ellen nicht teilen könne, daß sich das Glück überhaupt nicht teilen lasse, denn nur so, ungeteilt, sei es Glück...

Digitized by Google

Wie gesagt, nur Eglantine, Eglantine, die Verführerin, Eglantine, die stets an den Grenzen weilende, kann auf so etwas verfallen, in Ellens Mangel an Begabung Glück zu sehen und zu fühlen. Für die anderen im Haus ist Ellen wirklich nur ungeschickt und unbegabt. So für Lätitia, Ellens jüngere Stiefschwester nach einer englischen Mutter, für Lätitia, die leicht und gewichtlos erscheint wie eine der vielen Seemöwen, welche zu allen Stunden des Tages vom Meere her auf die Saatfelder herniederfliegen und darauf dann wie Schnee liegen, und die dennoch voll ist von einer schrecklichen Bestimmtheit, ganz ohne Phantasie und sehr gespannt auf das viele, was in ihrem Leben noch zu geschehen hat und wozu es bei Lätitias eindeutigem Vogelwillen so oder so auch kommen wird. Morgen beginnen die Osterferien, Lätitia wird im Laufe des Nachmittags erwartet, und abends nach dem Diner wird es dann zu Ehren der Rückkehr wieder einmal diese entsetzlichen Fragespiele geben: alle Sachen auf einen Zettel aufschreiben, die ein Herr oder eine Dame zum Weekend in den Koffer packen; sie müssen nur mit demselben Buchstaben anfangen, mit S oder B oder sonstwie. Wer am schnellsten fertig ist und am meisten davon niedergeschrieben hat, der hat gewonnen. Lätitia wird sicherlich wieder kleine billige Preise mitbringen, die dann zur Verteilung kommen. Lätitia ist in solchen Dingen sehr erfinderisch.

Ach! was fallen Ellen da nicht alles für heillose und unmögliche Dinge ein! Und noch dazu immer die disparatesten. Und alle wandern sie stoßweise und nach langen Pausen der Verzweiflung aufs Papier. Und dagegen stehen dann auf Lätitias Bogen ganze Schnüre und Girlanden höchst notwendiger und zugleich durchaus köstlicher und erlesener. Keines von den unumgänglich notwendigen Dingen fehlt, aber dazwischen gibt es eine Unmenge solcher, auf die niemand so schnell käme. Am allerwenigsten Ellen. Mitten unter vielen solchen, die jeder eleganten Frau geläufig sind, steht da wirk-

Digitized by Google

lich etwa einmal ‚Mausefalle', sollten heute Sachen mit M gelten. Der Zufall will es, daß auch Ellen Mausefalle auf ihrem Bogen Papier hat. (Neben Emu, das aber dann natürlich, bevor der Zettel abgegeben wurde, aus allerlei zu greifbaren Gründen durchgestrichen sein wird.) Aber bei Lätitia ist ‚Mausefalle' ein Witz, die Spielerei des völlig Überlegenen, bei Ellen pure Verzweiflung und unleugbare Not. Oder wie unendlich elegant klingt nicht bei Lätitia: My hobby! Ganz kurz, nicht mehr. Mitten unter allerhand sehr praktischen Dingen. Wir wetten, daß Ellen heute ganz plötzlich das alte Schaukelpferd ohne Schwanz und mit einem von Mäusen angefressenen Hinterteil oben auf dem Boden durch den Kopf fahren und nur darum nicht aufs Papier kommen wird, weil es schließlich in der ganzen Welt dafür keinen Koffer gäbe. So ist Ellen.

Ohne Einfälle. Im Sinne der Familie nämlich, im Sinne Lätitias. Ohne Erfindung. Es würde Ellen Qualen kosten und einfach unmöglich sein, aus dem Stegreif ein Märchen zu erfinden, um es Kindern zu erzählen. Auch hat sie nicht Lätitias Gedächtnis, um durch gewandtes Kombinieren solcher, die sie gelesen und behalten, ein neues zum Entzücken der Kinder und zur Bewunderung der Erwachsenen herzustellen. Nur wäre es falsch, darum Lätitia Phantasie zu- und Ellen diese abzusprechen. In Wirklichkeit hat Lätitia davon so wenig wie der fehlende Schwanz von Ellens ausgedientem Schaukelpferd und Ellen sehr viel. Ja, man ist versucht zu sagen: Ellen hat nur Phantasie und nichts anderes, denn alles, was Ellen sich vorstellt, das *ist*. Was wäre da noch zu erfinden? Ellens Seele ist darin wie die Seele der Menschen am Anfang der Zeiten. Auch im Anfang gab es keine Erfindung, sondern nur den Anfang, und der Anfang war alle Erfindung, oder die Seele war alle Erfindung.

Doch nach dem Gesagten versteht es sich wohl von selber, daß sich auch diese Art von Phantasie bei Ellen, zumal im

Digitized by Google

Beisein anderer Menschen, auf eine, für den Augenblick wenigstens, lächerliche Art und Weise äußern würde. So, um ein Beispiel zu geben, braucht Ellen nur einem ihr unangenehmen Menschen am Familientisch oder sonstwo zu begegnen, damit sich ihre Empfindung diesem gegenüber auslöste nicht in einem Urteil wie etwa: Wie widerlich der Mensch ist usw., sondern in einem nach innen zu abgeleiteten Ausruf: Wenn ich mit diesem Menschen leben müßte! Oder ähnlich. Oder sie sieht ein altes, häßliches Weib: Wenn ich so wäre wie die! Warum bin ich nicht so? Oder vor einem anderen: Wenn ich in diesem Fleisch und Fett stäke und in diesen übelriechenden Kleidern und mit diesem zahnlosen Schnabel reden müßte! Oder sie begegnet am Morgen auf ihrem Gang zur Untergrundbahn einem Bettler, der, mit gelähmten Beinen auf dem nassen Straßenpflaster sitzend, Ellen einen Armstumpf entgegenhält: Warum sitze ich nicht an seiner Stelle?! Gibt es eigentlich etwas so Merkwürdiges, etwas so Unbegreifliches in der Welt, wie daß ich nicht an seiner Stelle sitze und er nicht jetzt gleich mir in die Stadt fährt, um Einkäufe zu machen!?

Es ist das aber keineswegs Mitleid oder gar ein besonders hoher Grad davon, trotzdem daß Ellen den Bettlern von ihrem geringen Taschengeld so viel gibt, als sie nur geben kann. Indem Ellen gibt, will sie eigentlich nur das eine dartun, daß Geld nicht dazwischen sein solle: zwischen ihr und einem lebendigen Wesen. Es kommt ihr beim Geben nur darauf an, daß das Geld weg sei, und es würde ihr gleichgültig sein und keineswegs ihren Unwillen erregen, wenn sie später erführe, der Bettler sei ein Schwindler gewesen. Das ist ein sehr bedeutsamer Wesenszug in Ellen und ein Zeichen großer wesentlicher Phantasie, einer Phantasie, wie sie nicht Dichtern, wohl aber Heiligen eignet. Es war also nicht allein Mitleid, es war in einem gewissen Sinne ebensoviel Grausamkeit darin wie Mitleid. Beides ist nämlich auf keine Weise

Digitized by Google

in Ellen zu trennen. Haben wir nicht schon gesagt, daß Ellen sich nicht teilen könne? In Eglantine freilich äußern sich Grausamkeit und Mitleid auf eine durchaus verschiedene Weise, und das ist auch der Grund, warum Eglantine so die Bühne, das Kino, den Roman liebt und jeglichem Pathos so schnell verfällt.

Um aber Ellens Seele so zu sehen wie sie ist: angeschlossen an die größten Dinge, müssen wir noch folgende Erwägung machen: Daß es auf der Welt Arme und Reiche gebe, daß darin sehr Unglückliche leben und neben diesen solche, die vom Glück hoch hinaufgehoben worden sind, dagegen wird sich im Menschen notwendig etwas empören: das Gewissen oder wie immer sonst man das nennen wolle. In diesem Sinne ist jedes Ich, jedes Selbstbewußtsein Revolte. Und die meisten Menschen gleichen darin alle Eglantine, daß sie voll Mitleid sind und dennoch in den entscheidenden Lagen des Lebens oft sehr grausam handeln. Mit anderen Worten: jeder Mensch ist stets zugleich er selbst und seine Rede, er selbst und die Bühne, auf die er starrt. Ohne diese Revolte und Empörung, ohne Gewissen ist nur einer: der Verwandelte. Wir vermögen beides: Revolte und Verwandlung nur in dieser Gegenstellung zu sehen, denn nur so ist Verwandlung, nur so ist Revolte ewig. Und indem wir von Ellen erklären, daß sie in sich verwandelt ist, so sagen wir nichts anderes, als daß sie ohne Revolte sei. Gleichwie Eglantine ganz Revolte und damit im Zusammenhang Verführung und Entzweiung ist. Und ein solcher Mensch ohne Revolte ist auch ohne Mitleid. Selbst wenn er sein ganzes Vermögen unter die Armen verteilte, würde es ohne Mitleid im eigentlichen Sinne geschehen.

Ellens Leben ist völlig ohne Erlebnisse im pathetischen Wortsinn, im Sinne also Eglantines. Ellens Leben oder Seele ist eben dieses Angegliedertsein an alle größten Dinge.

Wir haben das Wort Verwandlung gebraucht. Was ist Ver-

Digitized by Google

wandlung? Oder was heißt das: In-sich-selbst-verwandelt-sein? Antwort: Zweck-losigkeit. Eine also in sich selbst verwandelte Seele ist zweck-los. Wie sollen wir aber diese Zweck-losigkeit deuten? So: wenn, wie wir gesagt haben, Ellen nicht Geld zwischen sich und den Menschen haben will, so ist das Zweck-losigkeit in diesem einzigen, letzten Sinn. Eglantine, die große Geschenke zu machen liebt — ist nicht der weiße schottische Terrier ihr Geschenk, der immer traurig Ellen an der Leine nachtrippelt, sooft Ellen ihn in die Stadt mitnehmen muß, und, mit minutiösester Genauigkeit erlesene Stellen des Bodens aufriechend, ihr munter voraus eilt, da Ellen seinetwegen auf das Wiesenland und die grasbewachsenen Baugründe der Vorstadt zugeht —, Eglantine also, die große Geschenke zu machen liebt und gar nicht gerne welche empfängt — o wie ist beides nicht bezeichnend für sie! —, Eglantine also ist nicht zweck-los.

Ein anderes Beispiel von Zweck-losigkeit: Warum nur kann Ellen an gewissen Tagen, die sonst durch nichts von anderen ausgezeichnet sind — oder sind es nur Augenblicke? es sind nur Augenblicke, unmeßbar kurze —, dieses sehr große und sehr geschärfte Messer nicht sehen, das in der Küche herumliegt, auf dem Küchentisch, auf dem Fensterbrett? Warum sieht Ellen weg? Ach, es ist nichts, wirklich nichts. Das Wort würde mir fehlen, um die Ahnungslosigkeit in Sachen der menschlichen Seele bei demjenigen auszudrücken, der hier etwa an Selbstmordabsichten oder ähnliches dächte. Nein, nein, nein. Doch wie entsetzlich grob und unbrauchbar sind nicht Worte, wenn es gilt, jene Gebiete der Seele zu schildern, in welche die Sprache, trotzdem daß oder weil sie darin wurzelt, nicht einzudringen vermag! Was also ist es, das an sich weder ganz ein Gefühl noch ein Schauer noch ein Gedanke noch ein Weh oder eine Neugier und doch von allem etwas ist? Eben diese Zweck-losigkeit, dieses In-sich-verwandelt-sein. Und so geschieht es in einer Zeit, die keine ist, in einem Raum, der

Digitized by Google

keiner ist, daß dieses sehr große und sehr geschärfte Messer durch Ellens weißen Leib fährt wie das Messer eines Schlächters, und daß Ellens süßer und schlanker und biegsamer Leib gegen dieses schauerliche Ding stößt und sich daran aufschlitzt... Das nennen wir Zweck-losigkeit, das heißt Welt der Verwandlungen.

Oder das: Ellen läßt, ihr Bad am Morgen selber machend, zuerst das heiße Wasser in die Wanne. Wie das nur kocht und brodelt und dampft! Je länger es fließt, um so mehr. Ellen sieht mit einem Blick, in dem nur Gespanntheit, eine vielleicht unheimliche Gespanntheit und keine Angst ist, in dieses Kochen und Brodeln des Wasserstrahls hinein, und dieses und kein anderes Gefühl ist plötzlich da: Wie wäre es, wenn ich mich jetzt hineinstürzte? Oder: Warum stürze ich mich nicht hinein und versenge meine Haut so, daß sie sich ablöst wie Gaze oder Leinen? Doch im Nu dreht sie den Hahn ab und dreht den anderen für das kalte Wasser auf. Wer zu beobachten wüßte, würde die Hast bemerken, mit der sie es tut. Den Bruchteil einer Sekunde lang hatte ihr ganzes Wesen erschauert, und Tränen (nicht der Freude und nicht des Leides, nein, Tränen als äußerster Reflex eben dieses Erbebens und Erschauerns) schimmern jetzt in den Augen, da ihr leuchtender Leib in das laue Bad steigt.

Wir setzen jetzt lieber statt zweck-los grenzenlos. Es ist in der Tat dieses Grenzenlose in Ellen selbst, das solche Vorstellungen und Schauer in ihr verursacht. Doch wir nehmen diesen Begriff des Grenzenlosen aus dem Leben der Geist-Materie, der Elemente und Räume und übertragen ihn auf ein anderes Gebiet: in das seelisch-sinnliche der Nerven und des Blutes, so daß sich uns Ellen gerade durch ein solches Erleben als eben den Elementen, den Gestirnen der großen Räume verwandter und näher erweist als alle Menschen, von denen wir wissen.

Wir dürfen eine merkwürdige Idiosynkrasie Ellens gegen

Digitized by Google

Steine, Perlen und ähnliches nicht unerwähnt lassen, da solche dem obgenannten Komplex von Gefühlen durchaus verwandt ist. Ellen selber trägt nur einen schweren goldenen Reif am Handgelenk, und der Gedanke an das Sinnbildliche dieser ursprünglichen Fessel ist ihr angenehm. Zu dieser Idiosynkrasie müssen wir noch bemerken, daß sie innerhalb des Rationalen keinesfalls etwa einen Gegensatz zum Aberglauben an Amulette usw. bilde: in Wirklichkeit ist es so, daß sie im Gebiete des Sinnlich-Seelischen genau dieser selbe Aberglaube sei nur mit negativem Vorzeichen, daß beide, Idiosynkrasie und Aberglaube, sich zueinander verhalten wie links und rechts, wie weiblich und männlich, wie Erfüllung und Beraubung. Eglantine – und hier wird der Gegensatz der beiden Freundinnen besonders deutlich und sinnfällig – liebt hingegen Schmuck, und es ist in ihr nur Rücksicht auf Ellen, wenn sie davon weniger trägt, als sie besitzt und tragen möchte. Wir müssen gestehen, Eglantine ist im Innersten durchaus einverstanden damit, ja entzückt davon, daß die Mode der falschen Perlen heute so viele Adepten findet und in dieser Rücksicht manches riskiert werden könne. Eines Nachmittags geschieht nun folgendes: Eglantine kommt wie immer zu Ellen und trägt heute zum ersten Mal, vor Ellen wenigstens, eine solche falsche, aber immerhin sehr wertvolle und schöne Perlenschnur. Ellen wirft nur einen Blick darauf, der mehr inneres Unbehagen als Mißfallen, vollends keinen Vorwurf ausdrückt, und schon nimmt Eglantine nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit die Perlenschnur vom Hals ab und will sie ebenso feierlich, auf die Kniee niedersinkend, Teddy – so heißt Ellens Terrier, der jetzt neben ihr auf dem Sofa schläft – um den Hals winden. »Bitte, bitte nicht, Eglantine!« ruft Ellen auffahrend. Die Vorstellung eines mit Perlen behängten Tieres ist ihr so widerlich, daß sie mit einer bei ihr ganz und gar ungewohnten Heftigkeit nach den Perlen greift ... Die Schnur reißt, und die vielen Perlen rollen am

Digitized by Google

Boden des Zimmers in alle Richtungen und müssen unter den Stühlen und Kästen mühevoll zusammengesucht werden. Das ist alles, das ist das äußere Geschehnis, aber für Ellen ist es von großer Bedeutung: lange nicht, vielleicht nie ganz konnte sie vergessen, wie böse Eglantines Gesicht wurde im Augenblick, da die Schnur riß und die Perlen in alle Richtungen stoben, wie Eglantines Gesicht von Bosheit förmlich zerrissen war. Es hatte keineswegs lange, es hatte nur wenige Sekunden gedauert, aber Ellen würde viel dafür hergegeben haben — so dachte sie oft —, wenn sie Eglantines Gesicht nicht so von Bosheit zerrissen gesehen hätte. Nachdem Eglantine, gänzlich versöhnt und beruhigt, Abschied genommen hatte, hob Ellen Teddy, der wegen des langen Suchens heute um seinen Nachmittagsspaziergang gekommen war, auf den Schoß, und indem sie mit ihren schmalen, ganz weißen Händen durch das seidige Fell des edlen Tieres langsam und immer von neuem fuhr, dachte sie darüber nach, ob das, was jetzt geschehen sei: dieser plötzliche Ausbruch von Bosheit, geschehen mußte, und zwar weil die Bosheit eben da wäre; woher so etwas aus dem Menschen käme; an welcher Wesenheit es teilhabe; und wohin es dann wieder verschwände und ob es überhaupt verschwinde, ob es nicht im Menschen lauere wie ein Räuber hinter einem Busch, und ob ein Mensch wirklich so sei, wie er uns in Augenblicken erscheine ...

Es war Aberglaube in Ellen, ein Aberglaube nach innen, eine Idiosynkrasie der Seele, daß die Menschen durch die Liebe, wenn es wirklich Liebe ist, nur zerschlagen werden, zugrunde gehen oder verderben können oder daß sie selber wenigstens dadurch nur sterben und in der Liebe nicht leben könne — so ist es wohl am besten gesagt —, daß die Liebe gleichsam am Ende aller Verwandlungen stehe. Wir nennen dieses Gefühl in Ellen darum eine Idiosynkrasie, weil wir einen geheimnisvollen Zusammenhang mit der oben erwähn-

Digitized by Google

ten Idiosynkrasie des Körpers sehen oder zum mindesten ahnen. Daß aber die meisten Menschen, fast alle, an der Liebe nicht verderben, das könne nur daran liegen, so fühlte Ellen oder so mußte sie fühlen, daß die Menschen so viel Unverwandelbares, Hartes, Fertiges wie eben Steine, Perlen, Geld und vieles andere zwischen sich stellten, weshalb auch kein Mensch den anderen wirklich zu spüren vermöchte, und weshalb, weiter, die Menschen nie wirklich so seien, wie sie sind, oder weshalb Eglantine zugleich so gut und so böse sein könne und vielleicht in keinem einzigen Augenblicke ihres einzigen Lebens wirklich so sei, wie sie ist . . .

Es geschah einmal vor vielen Jahren, Ellen war gerade dem Kindtum entwachsen, daß sie im Garten sah, wie ein kleiner Frosch von einem sehr großen mit breiten und weit ausholenden Schritten einen Abhang hinab offenbar zu dem am Fuße des Abhanges liegenden Tümpel getragen wurde. Ellen über alle Maßen ob dieses Schauspiels, das sich ihr bot, erstaunt, ja erschrocken, kniete am Boden nieder, hob, dem Doppeltier auf den Knieen nachrutschend, einen dünnen Zweig vom Boden auf und berührte damit ganz, ganz sanft den kleinen reitenden Frosch, worauf dieser einen Pfiff ausstieß, einen Pfiff von unendlich leiser, unsäglicher Klage. Ellen ahnte ja nichts davon in ihrem Kinderherzen, daß, indem dieses kleine Tier auf dem Rücken des größeren, das vielleicht seine Mutter gewesen war und heute ihm Braut und Gattin ist, sitze und reite, es der allereinzigsten Seligkeit seines ihm von Gott zugewiesenen kurzen Lebens genieße und, aller Begriffe ermangelnd, gezwungen sei, weil jede Äußerung seines Wesens der Ausdruck einer unendlichen Einheit wäre, mit der erschütterndsten Klage die größte Freude auszudrücken. Gleicht es darin nicht Ellen selbst, der späteren, der herangewachsenen Ellen, die nur lieben konnte ohne Liebe und treu sein ohne Treue, ohne den Begriff der Liebe und der Treue, und die gerade darum in der Liebe oder

Digitized by Google

durch sie nur sterben oder darin nicht leben zu können vermeinte?

Ellen ward von diesem Anblick des reitenden, klagenden Frosches in ihrem Kinderherzen aufs tiefste erschüttert, sie fragte aber niemanden danach, wie es überhaupt schon früh ihre Art war, nicht zu fragen, doch seither hatte sie immer wieder den einen Traum, daß ein übergroßes Tier von unbestimmter Art und Gestalt käme und sie entführte, nicht anders als sie sich einbildete, daß der kleine Frosch damals von dem viel größeren entführt worden wäre. Das war Ellens Traum. Jeder Mensch, der träumt, hat seinen Traum. Was aber bei Ellens Traum entscheidet, ist keineswegs der Umstand, daß sie aus ihrem Elternhaus, von ihren Lieben weg von etwas Bösem einem schrecklichen Geschick entgegen entführt würde, sondern einzig und allein die Tatsache der Entführung, des Entrücktwerdens, des Nicht-mehr-zurückkönnens. Wir haben hier ein Beispiel dafür, wie der Verstand des Menschen eine Tatsache ganz falsch zu verstehen, die eine Seele die andere hingegen vollkommen richtig zu erfühlen vermöchte, worin allein die »wahre« Wahrheit des Traumes liegt.

Mit diesem Gefühl des Nicht-mehr-zurück-könnens, mit dem Gefühl dafür, daß sie zuletzt doch nur dafür lebe: für die Nicht-Wiederkehr, daß hier allein ihr Ziel sei: in der Ziellosigkeit, hängt bei Ellen wohl auch zusammen, daß sie zwar viel Sinn für das Schickliche, aber keinen für das Recht hat. Es ist so, als sollte es nur Gnade geben, sonst nichts, als sollte alles nur von der Gnade abhängen, der Gnade unterworfen sein ...

Da fällt uns, weil sich bei Ellen so oft das Sublime mit dem Törichten und Lächerlichen verbindet (genau so wie beim kleinen Frosch die Klage mit der Freude), noch folgender Zug an ihr ein: Ellen liegt im Bett, und die Uhr im Nebenzimmer fängt an zu schlagen. Ellen weiß zu jeder Tages- und Nacht-

Digitized by Google

zeit die Stunde aus sich selber heraus, wie Schiffer sie nachts aus den Sternen wissen. So weiß sie jetzt: es ist elf Uhr. Sie zählt: eins, zwei, drei und denkt doch jedesmal beim Zählen oder wenigstens sehr oft: Wie wenn die Uhr einmal wollte und um eines mehr schlüge! Vielleicht wird sie es heute. Und sie zählt weiter und wartet auf den einen Schlag, der nicht kommt und nicht kommen kann.

Wenn die griechische Phantasie sich den großen mythischen Seher Teiresias doppelgeschlechtlich dachte als ein Wesen, das an sich selber zeugend sich mit sich selber befruchtete, so ist das nichts anderes als eben der griechische Ausdruck für die Deutung des Körpers durch die Seele und der Seele durch den Körper im Seher, so bedeutet es letzten Endes das Sehen des *Einen*. So sehen wir auch in Ellen das *Eine*, wenn wir zugleich mit den eben geschilderten Wesenszügen noch den einen, mit Gründen keineswegs zu erklärenden, zusammen sehen: das Zurückschrecken vor der Vorstellung des Muttertums, die Angst, Lebens- und Todesangst — Angst schließt beides zusammen: Leben und Tod —, die Angst, sagen wir, einmal gebären zu müssen. Wir haben gleich zu Beginn von Ellens Unvermögen sich zu teilen gesprochen. Ist Mutterwerden nicht auch Teilung? Ist diese Teilung nicht am Grunde jenes entscheidenden Lebensprozesses, dem alles Gestaltete sein Dasein verdankt? Eglantine hingegen würde trotz allem, was scheinbar dagegen spräche, einmal Mutter werden und genau wissen, was von ihr in ihrem Kinde sei und was nicht. Eglantine kannte jene Angst nicht, denn in ihr lebte die andere, die Angst des Begehrens, die große Angst, die hinter allem Begehren liegt . . .

Und so mochte es zuweilen wohl geschehen, daß, da Eglantine mit eben dieser Angst des Begehrens in den Augen Ellen ansah, deren Hand ergreifend, diese, Ellen, damit das schreckliche Auge der Angst sich endlich schließe, ihren Mund in Eglantines bebenden Lippen barg — —

Digitized by Google

Nacht ohne Schlaf

Nacht ohne Schlaf und Lippe ohne Wort,
es murrt und dröhnt von allen nahen Dingen,
es fallen lautlos Decken und Wände ein.
Du auf dem schwebenden Bett,
du auf dem breiten Stein,
hinter vergitterter Brust
klagt das gefangene Herz.

Die Kerze

Himmlisches Licht,
treu aus dem wächsernen
Quell gespeist!
Es ist kein besserer
Freund in der Nacht
und brennt nichts gelassener
gegen den Tod,
bis früh vor Tage
wieder die Amsel singt.
Klirrt schon der Morgen,
nimmt dich der Schlaf.

Aufbruch

Morgen schlägt mit nassen Flügeln,
Wind schüttelt den Baum,
es klopft ans Fenster der Zweig.
Heiliges Herz, flüchtig, beständig, geduldig,
bleich noch unter der Decke des Schlafs,
rühr dich und rüste dich,
unter dem ewigen Wind,
unter dem tröstlichen Schein!
Mit gutem und fröhlichem Mut
mitten zwischen die Diebe und Mörder!

Digitized by Google

Mehr hast du nicht

Auf diesem Fleck, hier wo du liebst und leidest,
noch diesen Tag, an diesem letzten Tag,
nimm dir den Mut, daß du das Band zerschneidest,
es liebt das Herz nicht länger als es mag.

Was wartest du, da schon die Schatten wandern,
sie ist geschwinder, als du je geglaubt,
die Eine Stunde, nackter als die andern,
die dich erst läßt, wenn sie dich ganz beraubt.

Tritt in die Nacht, es hält sich Stern bei Sterne,
dir schlägt das Herz vor ihrem kühlen Licht;
horch mit dem Baum, brenn mit der letzten Ferne,
mehr hast du nicht.

Noch ist dir Frist gegeben

Geliebt, dir angehört,
dir wieder fortgenommen,
dir ist der Sinn verstört,
dir ist die Brust beklommen.

Ach, Baum, ach, lieber Hang,
Halm, der bei Halm sich regt,
im Ohre noch der Klang,
der dir das Herz bewegt.

Du rührst den alten Stamm,
was weiß er, wo er steht,
was Welle hinterm Damm,
wohin der Wind sie weht.

Brich auf, beraubter Mann,
erhalte dich am Leben,
ein neuer Tag hebt an,
noch ist dir Frist gegeben.

Digitized by Google

Ach, Welt, verworrne Welt

Ach, Welt, verworrne Welt,
ach, Kette, hoch und teur,
die dich gebunden hält,
Leib zwischen Eis und Feur!

Ach, Quell, der bitter ist,
Trank, der dich nicht mehr tränkt!
Gebrauche Mut und List,
eh Mut und List gekränkt!

Wenn sich der Tag erhebt,
die Frühe, das grüne Licht,
davor dir das Herz erbebt,
geh aus und fürchte dich nicht!

PAUL VALÉRY · UNSTERBLICHKEIT

Der folgende Dialog — in der klassischen Form der Totengespräche — bildet den Schluß von Paul Valérys Werk ‚Eupalinos oder Der Architekt'; Übertragung von Rainer Maria Rilke.

SOKRATES: Phaidros, mein bleicher Phaidros, Bruderschatten meines Schattens, ich fühle wohl, meine Klagen würden unendlich sein, wenn sie sich ausdrücken könnten in irgendeinem Stoff, und wenn nicht das Fleisch fehlte, sie auszuüben! Sie zeichnen sich ab, aber es ist unmöglich, daß sie Farbe gewinnen!... Gibt es etwas, was nichtiger wäre als der Schatten eines Weisen?

PHAIDROS: Ein Weiser selbst.

SOKRATES: Leider! Ein Weiser selbst, der hinter sich nichts zurückläßt als die Figur eines Schwätzers und gewisse Worte, die in einer unsterblichen Verlassenheit fortdauern... Was habe ich denn getan, als den übrigen Sterblichen den Glauben beigebracht, als wüßte ich mehr als sie über die zweifel-

Digitized by Google

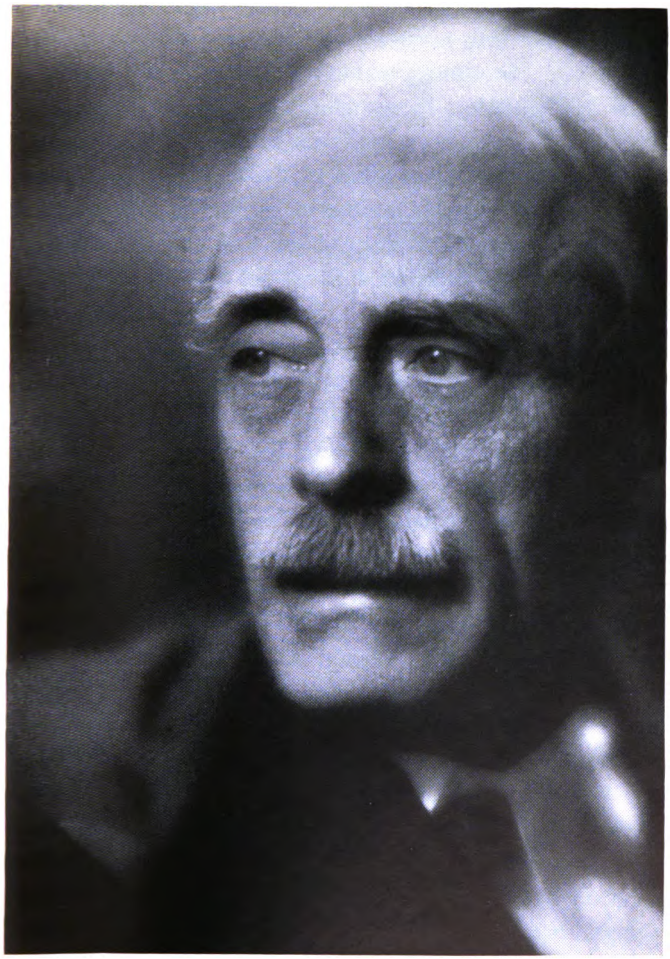
haftesten Dinge? — Und das Geheimnis dieses Glaubens beruht in einem so vorzüglich vollbrachten Tod, der dasteht im Schmuck einer solchen Ungerechtigkeit und von solcher Freundschaft umgeben, daß er die Sonne verdunkelt und die Natur aus der Fassung bringt. Ist es nicht das Fürchterlichste, aus ihm eine Art Meisterwerk zu machen? ... Das Leben ist unfähig, sich zu verteidigen wider solche unsterblichen Sterbestunden. Es stellt sich unvermeidlich vor, die Einfalt! daß das Schönste des Trauerspiels anfinge nach dem letzten Wort des letzten Verses! ... Die tiefsten Blicke des Menschen gelten dem Leeren. Sie treffen sich in einem Punkt jenseits des Ganzen. Wehe! wehe! ich habe mich einer Wahrheit bedient und einer Aufrichtigkeit, die verlogener waren als die Mythen und als die Worte der Eingebung. Ich lehrte, was ich mir ausdachte ... Ich verführte die Seelen und machte ihnen Kinder, und geschickt entband ich sie.

PHAIDROS: Du bist hart für uns alle.

SOKRATES: Hättet ihr mich nicht angehört, mein Stolz hätte auf irgendeine andere Weise versucht, sich eure Gedanken zu unterwerfen ... Ich hätte gebaut, gesungen ... o nachdenklicher Verlust meiner Tage! Was für einen Künstler habe ich zugrunde gehen lassen! ... Was für Dinge habe ich verachtet, und was für welche zur Welt gebracht! ... Ich komme mir vor, als sei ich mein eigener Richter in der Hölle meines Geistes! Während der Leichtsinn meiner berühmten Aussprüche mich verfolgt und mich betrübt, rufe ich da für Eumeniden diejenigen meiner Handlungen wach, die nicht stattgefunden haben, meine ungeborenen Werke, — unbestimmte und ungeheure Verbrechen sind sie, diese schreienden Abwesenheiten, Morde, deren Opfer unvergängliche Dinge sind! ...

PHAIDROS: Tröste dich ... Du würdest sie noch mehr bereuen, wenn Du sie hervorgebracht hättest! Nichts scheint uns so schön und bereitet uns eine so bittere Reue, als die

Digitized by Google



Paul Valéry

Digitized by Google

Digitized by Google

verlorenen Gelegenheiten! Wenn wir sie aber verloren gehen ließen, geschah das nicht, weil es unmöglich war, sie zu ergreifen, ohne den ganzen Weltlauf zu stören?

SOKRATES: Das gerade möchten wir ja! ... Welche Seele würde zögern, das Weltall auf den Kopf zu stellen, um ein wenig mehr sie selbst zu sein? Du weißt wohl, wir räumen all den übrigen Dingen kein anderes Recht ein, als das, uns recht zu sein! — Im Grunde wünschen wir doch nur, daß die zahllosen Himmel, und daß die Erde, und daß das Meer, und daß die Städte, und daß auch die Menschen und ganz besonders die Frauen, und ihre Seelen, und ihre Kräfte, und ihre Bezauberung, und daß die Tiere wie die Pflanzen — ja, wir wünschen sogar in aller Einfalt, daß die Götter — alle zusammen nichts seien, — und jeder nach seiner besonderen, unserem Wunsche angepaßten Schönheit, oder nach der Macht, die er unserer Schwäche zuführt, — daß sie alle nichts anderes seien als die Nahrungsmittel, der Schmuck, die Würzen, die Stützen, die Vorräte, die Erleuchtungen, die Sklaven, die Schätze, die Wälle und die Wonnen unserer Einzigkeit allein! Als ob unsere Flamme allein und die an sich so kurze Dauer, die die ihrige ist, so viel wert wäre, daß sie ein Recht habe, alles zu verzehren, was war, alles, was ist, und alles, was sein wird, auf daß sie, in ihrem einzigartigen Glanz, dem einmal sichtbar gewordenen, aufflamme mit allem Genuß und allem Wissen für das Wesen, das sie belebt und verschlingt! ... Wir sind der Meinung, daß alle Dinge und auch der ganze Reichtum der Zeit nur dazu da sei, um ein Bissen für unseren Mund zu sein, und wir können das Gegenteil nicht denken.

PHAIDROS: Du blendest mich, und du erschreckst mich!

SOKRATES: Du kannst nicht wissen, was ich nun alles sehe, das ich hätte tun können!

PHAIDROS: Ich gestehe, daß dieser Schatten von Verzweiflung, den du da zeigst, und dein Reueversuch, die sich um

Digitized by Google

deine Erscheinung zu streiten scheinen, aus mir selbst ein Schreckgespenst machen. Wenn die anderen dich hörten!

SOKRATES: Glaubst du, sie würden mich nicht verstehen?

PHAIDROS: Hier ist fast jeder ziemlich stolz auf sein vergangenes Leben. Sogar die Verbrecher brüsten sich mit ihrem infamen Ruhm. Keiner will zugeben, daß er sich getäuscht hat, und du, Sokrates, dessen so reiner Name noch den neidischen Larven Ehrfurcht auferlegt, du wärest imstande, ihnen diese trostlosen Geständnisse zu machen und bei ihnen um ihr Mitleid und ihre Verachtung zu werben?

SOKRATES: Hieße das nicht fortfahren, Sokrates zu sein?

PHAIDROS: Man darf nicht von vorne anfangen wollen... Zweimal gelingts nicht.

SOKRATES: Sei nicht noch bitterer.

PHAIDROS: Ich gestehe dir, daß deine Worte irgendwie meine Freundschaft gekränkt haben. Du verstehst wohl, daß, wenn du dich selbst herabsetzest und den Sokrates verächtlich machst, sich dann Phaidros — Phaidros, der sich ihm so ehrfürchtig gegeben hat, — an das Äußerste von Torheit und blindester Einfalt ausgeliefert sieht!

SOKRATES: Dies ist ja leider unser Zustand! Aber ich versuche es, ihm etwas abzugewinnen. Glaubst du nicht, wir sollten diese grenzenlose Muße, die der Tod uns gewährt, jetzt dazu verwenden, uns selber zu richten, und uns unermüdlich von neuem zu richten, indem wir wieder vornehmen, berichtigen und andere Antworten versuchen auf die Ereignisse, die sich zugetragen haben: kurz, indem wir suchen, uns gegen das Nichtsein durch Einbildungen zu schützen, genau so, wie es die Lebendigen dem Sein gegenüber tun?

PHAIDROS: Was willst du denn auf das Nichts hinmalen?

SOKRATES: den Anti-Sokrates.

PHAIDROS: Ich kann mir mehr als einen vorstellen. Es gibt mehrere Gegenteile von Sokrates.

Digitized by Google

SOKRATES: Es wird also sein ... der Baumeister.
PHAIDROS: Gut. Der Anti-Phaidros hört ihm zu.
SOKRATES: O Mit-Toter für die Ewigkeit, Freund ohne Fehler, und Diamant von Aufrichtigkeit, höre: Ich fürchte, es hieß, diesen Gott, den ich mein Leben lang zu entdecken bemüht war, nicht mit Nutzen suchen, wenn man ihm nur durch die Gedanken hindurch nachging, wenn man ihn gewinnen wollte aus der höchst veränderlichen und sehr gemeinen Empfindung für Recht und Unrecht und ihn drängte, daß er sich ergäbe unter dem Zudrang der durchtriebensten Dialektik. Der Gott, den man auf diese Weise findet, ist nur Wort, geboren aus dem Wort, und kehrt zum Wort zurück. Denn die Antwort, die wir uns geben, ist wahrlich niemals etwas anderes als die Frage selbst, und jede Frage des Geistes an den Geist selbst ist nichts anderes als eine Einfältigkeit; kann nichts anderes sein. Wir müssen im Gegenteil in den Handlungen und in der Verbindung von Handlungen das unmittelbarste Gefühl der göttlichen Gegenwart gewinnen und die beste Anwendung jenes Teils unserer Kräfte, der für das Leben nicht weiter nützlich ist, und der aufbewahrt scheint, einen unbeschreiblichen Gegenstand zu verfolgen, der uns unendlich übertrifft.

Wenn also das Weltall die Wirkung ist irgendeines Aktes, dieser Akt selbst die Wirkung eines Wesens und eines Bedürfnisses, eines Gedankens, eines Wissens und einer Macht, die diesem Wesen eignen, so kann man nur wieder in einem Akt den großen Plan erreichen und die Nachfolge von dem, was alle Dinge macht. Das wäre die natürlichste Art, sich an die Stelle des Gottes selber zu setzen.

Nun ist von allen Akten der vollkommenste der des Bauens. Ein Werk bedarf der Liebe, der Überlegung, des Gehorsams gegen deinen schönsten Gedanken, einer gesetzgeberischen Kraft deiner Seele und noch vieler anderer Dinge, die sie wunderbarerweise aus dir selber zieht, der du nicht ahntest,

Digitized by Google

alles das zu besitzen. Dieses Werk geht aus der innersten Heimlichkeit deines Lebens hervor und ist doch nicht eines mit dir. Wenn es mit der Fähigkeit zu denken begabt wäre, würde es deine Existenz ahnen, ohne jemals so weit zu kommen, sie fest zu begründen oder sie klar zu begreifen. Du wärest ein Gott für es.

Betrachten wir also diese große Handlung des Bauens. Beachte, Phaidros: der Demiurg, da er daran ging, die Welt zu machen, hat sich an die Verworrenheit des Chaos gewagt. Alles Gestaltlose war vor ihm. Und auch nicht eine Handvoll Stoff konnte er mit seiner Hand aus diesem Abgrund holen, die nicht unendlich unrein gewesen wäre und ein Gemisch von zahllosen Stoffen.

Er wagte sich tapfer an dieses entsetzliche Gemenge des Trockenen mit dem Feuchten, des Harten mit dem Weichen, des Lichts mit der Finsternis, aus dem das Chaos bestand, dessen ungeheure Unordnung bis in die kleinsten Teile drang. Er hat Ordnung gebracht in diesen irgendwie strahlenden Kot, wo es nicht ein Teilchen Reines gab, wo alle Kräfte so aufgelöst waren, daß Vergangenheit und Zukunft, der Stoff und was an ihm geschehen sollte, Dauerhaftes und Vergänglichstes, Nachbarschaft und Entfernung, Ruhe und Bewegung, das Leichte und das Schwere sich so vermischt fanden, wie es Wein mit Wasser sein kann, wenn sie zusammen eine Schale füllen. Unsere Gelehrten versuchen immer, ihren Geist diesem Zustand anzunähern ... Aber der große Gestalter tat das Gegenteil. Er war ein Feind der Ähnlichkeiten und jener versteckten Gleichheiten, die zu entdecken uns entzückt. Er richtete die Ungleichheit ein. Handanlegend an den Teig der Welt, siebte er die Atome heraus. Er hat das Warme getrennt von dem Kalten, und den Abend von dem Morgen; beinahe alles Feuer hat er in die unterirdischen Höhlen zurückgedrängt und die Trauben von Eis aufgehängt an den Spalieren der Morgenröte unter den Wölbungen des

Digitized by Google

ewigen Äthers. Durch ihn wurde die Ausdehnung unterschieden von der Bewegung, die Nacht vom Tag. Und in seiner Wut, alles zu entzweien, spaltete er die ersten Tiere, die er abgetrennt hatte von den Pflanzen, in männliche und weibliche. Nachdem er endlich auch noch das geschieden hatte, was in den Wirrnissen des Ursprungs die dichteste Mischung eingegangen war — Stoff und Geist — hat er auf der höchsten Höhe des Feuerhimmels auf dem unzugänglichen Gipfel der Geschichte jene geheimnisvollen Massen aufgehäuft, deren unausweichliches und stummes Niedergleiten bis auf den letzten Grund des Abgrundes die Zeit hervorbringt und mißt. Er hat aus dem Schlamme die schimmernden Meere herausgepreßt und die reinen Gewässer; er hat die Gebirge aus den Wellen gehoben und in schöne Inseln verteilt, was noch an Greifbarem übrig blieb. Auf diese Weise hat er alle Dinge gemacht und aus einem Rest von Schlamm die Menschen.

Aber der Baumeister, den ich jetzt vorstelle, findet sich gegenüber als Chaos und Rohstoff eben diese Ordnung der Welt, die der Demiurg aus der ursprünglichen Unordnung gezogen hat. Die Natur ist gestaltet, und die Elemente sind getrennt; aber irgend etwas mutet ihm zu, dieses Werk als unvollendet zu betrachten, und als eins, das wieder vorgenommen werden müsse und wieder in Bewegung gesetzt werden, um mehr den Menschen zu befriedigen. Er nimmt den Punkt selbst, wo der Gott stehen geblieben war, zum Ausgangspunkt seines Handelns. — Am Anfang, so sagt er sich, war, was ist: die Gebirge und die Wälder, die Erzlager und die Adern, der rote Ton, der helle Sand und der weiße Stein, der den Kalk ergeben wird. Auch die muskelstarken Arme der Männer waren da und die schweren Kräfte der Büffel und Rinder. Anderseits aber gab es die Truhen und Speicher der klugen Tyrannen und Bürger, die sich unmäßig bereichert hatten durch ihre Geschäfte. Und schließlich gab

Digitized by Google

es Priester, denen daran lag, ihren Gott unterzubringen, und so gewaltige Könige, daß ihnen nichts zu wünschen übrig blieb als ein Grabmal ohnegleichen, und Republiken, die von unüberwindlichen Mauern träumten, und greise Räte des Staates voll feinen Geschmacks und voll Nachgiebigkeit gegen Schauspieler und Sängerinnen, die darauf brannten, ihnen auf Staatskosten die geräumigsten Theater erbauen zu lassen.

Nun, die Götter dürfen nicht ohne Dach bleiben und die Seeleute nicht ohne Schauspiel. Die Marmormassen sollen nicht tot in der Erde bleiben wie eine massige Nacht, Zedern und Zypressen sich nicht damit zufrieden geben, durch die Flamme oder durch die Fäulnis unterzugehen, wenn sie sich in duftende Balken und glänzende Möbel verwandeln können. Noch weniger aber geht es an, daß das Gold der reichen Leute träge seinen schweren Schlaf schlafe in den Urnen und in den Finsternissen der Schatzkammern. Dieses schwere Metall nimmt, wenn es sich mit der Phantasie verbindet, die tätigsten Eigenschaften des Geistes an. Es hat dessen unruhige Natur. Sein Wesen ist Flucht. Es verwandelt sich in alle Dinge, ohne selbst jemals sich zu verwandeln. Es hebt die Steinblöcke hoch, durchbohrt die Berge, lenkt die Ströme ab, öffnet die Tore der Festungen und die verhaltendsten Herzen. Es legt die Menschen in Ketten, es kleidet und entkleidet die Frauen mit einer Geschwindigkeit, die ans Wunder grenzt. Es ist sicher die abstrakteste Kraft nach dem Gedanken; dieser schließlich bewirkt nur den Austausch von Bildern, die er bekleidet, während das Gold zur Umwandlung aller wirklichen Dinge ineinander anreizt und sie begünstigt. Keiner Verderbnis ausgesetzt, geht es rein durch alle Hände.

Das Gold, die Arme, die Pläne, die verschiedenartigsten Stoffe — alles ist da und gleichwohl ohne Ergebnis.

Da komme ich, sagt der Baumeister, ich bin die Handlung.

Digitized by Google

Ihr seid der Stoff, ihr seid die Kraft, ihr seid das Streben, aber ihr seid getrennt. Eine unbekannte Einrichtung hat euch vereinzelt und vorbereitet, so wie sie konnte. Der Demiurg verfolgte seine Pläne, die nicht Rücksicht nehmen auf die Kreaturen. Das Gegenspiel muß kommen. Ihn kümmerten nicht die Sorgen, die hervorgehen mußten gerade aus dieser Trennung, die herzustellen ihn unterhalten hat oder vielleicht gelangweilt. Er hat euch zu leben gegeben und auch noch die Mittel, allerhand Dinge zu genießen, nur im allgemeinen nicht diejenigen, auf die ihr gerade Lust hattet.

Aber ich komme nach ihm. Ich bin der, der versteht, was ihr wollt; es eine Kleinigkeit besser versteht, als ihr selbst; ich werde eure Schätze aufbrauchen mit etwas mehr Folgerichtigkeit und Genie, als ihr es tut, ich werde euch sehr viel kosten, ohne Zweifel, aber zuletzt wird alle Welt dabei gewonnen haben. Ab und zu werde ich mich irren, und wir werden ein paar Ruinen zu sehen kriegen, aber man kann immer und mit großem Vorteil ein verfehltes Werk als eine Stufe ansehen, die uns dem Schönsten näherbringt.

PHAIDROS: Sie haben großes Glück, daß du ein toter Architekt bist!

SOKRATES: Soll ich schweigen, Phaidros? — so wirst du niemals erfahren, was für Tempel, was für Theater ich erbaut haben würde im reinen sokratischen Stil! ... Ich hatte vor, deine Augen damit zu beschäftigen, wie ich mein Werk ausgeführt haben würde. Ich entfaltete zuerst alle Fragen, und ich entwickelte eine lückenlose Methode. Wo? — Für was? — Für wen? — Für welchen Zweck? — Von welcher Größe? — Und indem ich meinem Geist mehr und mehr zusetzte, legte ich im höchsten Grade das Verfahren fest, das einen Steinbruch und einen Wald in ein Bauwerk verwandelt, in herrliche Gleichgewichte! ... Und ich entwarf meinen Plan im Hinblick auf die Absichten der Menschen, die mich bezahlen; ich stellte in Rechnung die Örtlichkeiten, die Lichter, die

Digitized by Google

Schatten, die Winde. Der Platz war gewählt nach Größe, Lage, Zugang, nächster Umgebung und nach der Natur des Baugrunds in der Tiefe . . .

Dann ging ich daran, aus dem Rohstoff meine Gegenstände herzustellen, ganz angepaßt an das Leben und die Freuden des blühenden Geschlechts . . . Höchst kostbare Gegenstände für den Körper, köstlich für die Seele, und von der Art, daß die Zeit selbst sie standhaft finden würde, und so schwer zu verdauen, daß sie sie nur mit Jahrhundertschlägen herabmindern könnte; und ich versah sie noch mit der Schicht einer zweiten Schönheit: es war etwas wie eine feine Vergoldung über ihnen, wie eine erhabene Heiligung und ein Zauber um sie von aufkommenden Vergleichen und heimlicher Zärtlichkeit, die die Dauer mit sich bringt . . . Aber du sollst nichts mehr erfahren. Du kannst dir doch nur den alten Sokrates vorstellen, und dein Gewohnheitsschatten . . .

PHAIDROS: Nenne ihn treu, Sokrates, treu.

SOKRATES: Nun, dann heißt es mir folgen und sich ändern, wenn ich mich ändere!

PHAIDROS: Aber wirst du denn in alle Ewigkeit alle die Worte widerrufen, die dich unsterblich gemacht haben?

SOKRATES: Dort, unsterblich — im Vergleich zu den Sterblichen! . . . Aber hier . . . Aber es gibt kein HIER, und alles, was wir da gesprochen haben, kann ebensogut als ein Naturspiel der Stille in der Hölle gelten, wie als Phantasie irgendeines Rhetors aus der anderen Welt, der uns zu seinen Marionetten gemacht hat!

PHAIDROS: Darin besteht, streng genommen die Unsterblichkeit.

Digitized by Google

An Aurelius Buddeus 21. August 1847

Es gewährte mir eine große Freude, da Sie mich in Ihrer Zuschrift mit dem Titel ‚Freund' anredeten, und ich gebe ihn mit Bereitwilligkeit zurück; denn ich hatte während Ihres Aufenthaltes in Wien alle Ursache, Sie sehr hoch zu schätzen, und ich glaube mich auch Ihrer Achtung nicht unwürdig erwiesen zu haben.

Was Ihren ehrenvollen Antrag betrifft, so bin ich gerne bereit, ihn anzunehmen, und zwar in der Art, daß ich von Zeit zu Zeit wie sich eben der Anlaß gibt, über künstlerische Leistungen, künstlerisches Leben etc.... (im weitesten Sinne) von Österreich Nachricht und Urteil gebe, noch lieber aber möchte ich allgemeine Ansichten über Kunst von Zeit zu Zeit in Ihrem Blatte niederlegen, etwa *ästhetische Briefe*, wie einst die so trefflichen chemischen Briefe und geologischen Briefe waren. Vielleicht brächten diese Briefe ein bißchen Klarheit in einen Gegenstand, der der Masse noch in gar so arger Dunkelheit liegt, und der bisher nur immer für Gelehrte abgehandelt wurde, welche ihrerseits wieder nichts Belletristisches lesen, und die bildende Kunst nicht mit dem Gefühle, sondern eben gelehrt abtun. Die am meisten lesen und am meisten fühlen, sind auch am meisten von jeder Anleitung hülflos gelassen. Natürlich können meine Artikel in die Allgemeine Zeitung nicht periodische sein, sondern ich sende sie, wie ich eben Stoff finde, nur stelle ich die Bitte, daß keine Kürzung oder Änderung ohne mein Einvernehmen vorgenommen werde.

Was *Hebbel* anlangt, den Sie anregen, so kann ich gerade über diesen Dichter nicht leicht einen Aufsatz geben, weil ich ihm zu wehe tun müßte, denn nach meiner Individualität und nach meinen Kunststudien muß ich ihn in dem, was er bisher geleistet, *völlig verwerfen*, und geradezu *häßlich*

Digitized by Google

nennen, was, wenn die Kunst das Schöne darstellen soll, gerade das allerärgste ist, was einem Künstler widerfahren kann. Er hat ein bestimmtes auffallendes Geschick in Handhabung rohen Materials, nämlich der Quadern und Lasten, woraus ein Palast werden soll, nur der Palast wird nie. Darum sind oft große Bilder, scharfe Gedanken, selbst tragische Blitze da, die alle umsonst sind, und einem nur bange machen, weil das Letzte und Eine nicht da ist, zu dem sie harmonisch dienen sollen, *die Darstellung der objektiven Menschheit als Widerschein des göttlichen Waltens.* Ich kann mich in dem Augenblicke nicht näher erklären. In diese rohe und ungeklärte, auch niemals gemäßigte und gebändigte Last ist *nicht der schwächste Strahl des Schönen gedrungen,* daher dies Ergehen im Ungeheuerlichen, im Absonderlichen, in ganz von jedem Maß abweichenden, was wie Kraft aussehen soll, aber in der Tat Schwäche ist: denn das Merkmal jeder Kraft ist Maß, Beherrschung, sittliche Organisierung. Daher seine Charaktere so erbärmlich schwache Menschen sind, und um so mehr, je mehr sie über sich selber bramarbasieren, wie Holofernes in Judith, der der größte Theaterhanswurst ist, der mir je vorgekommen. Buben *lärmen* und wähnen dadurch Kraft auszudrücken, Männer *handeln* und drücken durch die Handlung die Kraft aus, und je größere Kraft vorhanden ist, desto sanfter und unscheinbarer, aber desto nachhaltender wächst die Handlung daraus hervor. Hebbel neigt zum Tragischen, erwischt aber, da ihm die sittliche Tiefe (Majestät der sittlichen Menschheit) als Widerlage fehlt, statt des *Tragischen* immer das *Widerwärtige.* Daher das trostlos unaufgelöste am Ende seiner Dramen, und die Pein, die der sittlich einfache Mensch nach Lesung derselben empfindet, weil er unter so larvenhafte Gestalten geraten. Desto unheimlicher und befangener wird einem Leser, je weniger er sich das polternde Handhaben des rohen Materials und das Herumwerfen der einzelnen Gedanken auf den

Digitized by Google

wahren Gehalt zurückführen kann (dies ist auch oft Ursache der Überschätzung dieses Dichters); aber wer hinter dem Donnern dieser Massen die Hohlheit sittlicher Größe findet, den ekelt es als Schwäche an, und es beschleicht ihn wie Verachtung gegen den Dichter; weil, was sich groß gibt, ohne es zu sein, anmaßend ist, und das wegwirft, was gerade Hochachtung bedingt: *sittliche Würde*. Das Große posaunet sich nie aus, es ist bloß, und wirkt so. Meist weiß das Große nicht, daß es groß ist, daher die höchsten Künstler der Welt die lieblichste kindlichste Naivität haben, und dem Ideale gegenüber, das sie immer leuchten sehen, stets demütig sind. Als ich Hebbels Sachen zuerst las, legte ich sie als unbedeutendes schwaches Gemache von Seite einer Unkraft, die sich nur bläht, und sittlich widerwärtig tut, um groß zu scheinen, beiseite; aber in welches Erstaunen geriet ich, als ich hörte, daß man ihn einen *Dichter* nannte, ja als man *Größe* in ihm fand. Es kam mir ein Wehe an um meine Landsleute — aber ich begriff es, als ich jene Gattung Wiener kennen lernte, die ihn priesen. *Meine* Ansicht ist die *aller* meiner literarischen Freunde: Grillparzer an der Spitze. Wenn man daher auswärts meint, Hebbel habe es Wien angetan, so irrt man sehr. Selbst manche Familien kenne ich, die nur ihr einfaches Gefühl fragen, und diese Dichtungen entschieden von sich weisen. Der größte Teil unserer Wiener (der lesenden) ist zu gesund, um diese Verrenkungen anzunehmen. — Ich habe über Hebbel mehr geschrieben, als ich wollte. Ich verletze nicht gerne ohne Not, gebe also diese Meinung nur als freundschaftliche Mitteilung . . .

An Gustav Heckenast 25. Mai 1848

Lieber teurer Freund!

Sie dürften vielleicht schon Manuskript für die *Iris* brauchen. Ich sende Ihnen den ersten Teil. Sie sehen an dem Papier,

Digitized by Google

daß ich die Erzählung wieder abschreibe. Sie hat zu viel Korrekturen, als daß ich sie so lassen konnte. Ich schreibe von heute an den Rest, der ebenfalls schon fertig ist, ab, und sende denselben in nächster Woche. Hier ist es sehr stille. Die Abreise Seiner Majestät hat eine große Bestürzung in unserem Oberlande hervorgebracht, aber das gute Verhalten Wiens besänftiget die Gemüter wieder. Gebe Gott, daß man anfange einzusehn, daß nur Rat und Mäßigung zum Baue führen kann; denn bauen, nicht stets einreißen, tut not. Jeder Mißstand, jedes Übel (von jeder Seite) wird nur durch das gesänftigte, edle, ruhige aber allseitig beleuchtende Wort gut — durch dieses wird es aber ganz gewiß gut — und das Wort, diesen ‚sanften Ölzweig', so heiß ersehnt, endlich errungen, gebrauchen wir jetzt so selten recht, oft wird es eine Zündfackel, oft wird es kurz bei Seite geschoben und die Gewalt gebraucht, die nur noch mehr verwirrt, die Gemüter von jeder Seite mißtrauischer macht, Verzagtheit, Ohnmacht, Zügellosigkeit, Despotie und Reaktion hervorruft, und in vielen Fällen nicht einmal die gewünschte Frucht, sondern oft die Mißfrucht erzeugt. Ich habe Ihnen manchmal Briefe aus dem österreichischen Oberlande zugesagt, aber leider konnte ich keinen senden. Ich bin ein Mann des Maßes und der Freiheit — beides ist jetzt leider gefährdet, und viele meinen, die Freiheit erst recht zu gründen, wenn sie nur sehr weit von dem früheren System abgehen, aber da kommen sie an das andere Ende der Freiheit an. Nicht in Alleingewalt, sondern in der Verteilung liegt sie. So lange die Leidenschaft forthastet, und nie genug gegen den Gegner getan zu haben meint, ist meine Stimme nicht vernehmlich, und sind Gründe nicht zugänglich. Deshalb bin ich stumm, bis man Meinungen überhaupt sucht, nicht mehr bloß Meinungsgenossen. Das Wenige, was ich mir durch mannigfaltige Staats- und Geschichtsstudien eigen gemacht habe, möchte ich gerne als Gabe auf den Altar des Vaterlandes niederlegen, aber ich

Digitized by Google

muß gestehen, daß entweder vieles, was ich mir als Resultat aus den Geschichten und Verfassungen der Völker gezogen habe, falsch ist, oder daß vieles andere, was jetzt praktisch oder theoretisch gilt, irrtümlich sei. Bis ich diesen Zwiespalt in meinem Innern ausgeglichen habe, muß ich ebenfalls das Urteil aufschieben. Betrübend ist die Erscheinung, daß so viele, welche die Freiheit begehrt haben, nun selber von Despotengelüsten heimgesucht werden; es ist auch im Gange der Dinge natürlich: wer den Übermut anderer früher ertragen mußte, wird, sobald er frei ist, nicht etwa gerecht, sondern nun seinerseits übermütig; das ist der große Unterschied, *aus Gehorsam gehorchen, oder aus Achtung vor dem Gesetze.* Die früher bloß gehorsam waren, die werden nun willkürlich, und möchten, daß man *ihnen* gehorsame, die ihrem inneren eigenen Gesetze Genüge taten, tun es auch jetzt, und sind gerecht. Solche sind Männer der Freiheit, die andern müssen es erst werden. Erst wenn die Anzahl Männer, die sich selbst zügeln können, und die ihnen im Übermaße zuströmende Gewalt als Gleichgewicht in irgendeine andere Schale zu legen vermögen, sehr groß wird, ist das konstitutionelle Leben fertig. Und das ist schwerer, als man denkt. Die Edelsten, welche lange Jahre gehorsamt haben, kennen nur Gehorsam, und kommen, wenn sie selber anzuordnen haben, ins Befehlen, statt ins Organisieren, so wie Kinder, wenn sie Eltern spielen, nur die ihrigen kopieren können; durch Überwachung seiner selbst, durch fleißiges Studieren der Engländer, die die längste Schule haben, und durch Ergründung der Ursachen mancher Gleichgewichtsanstalten der Geschichte können wir den Lernweg abkürzen, sonst wird er lang, und enthält alle Fehler, die unerfahrene Vorgänger schon früher gemacht und gebüßt haben. Und es sind schon, meine ich, bedeutende Fehler in unserem neuen konstitutionellen Gebaren vorgefallen. Eine andere für den Menschenbeobachter merkwürdige Tatsache kommt auch

Digitized by Google

jetzt zum Vorscheine: mancher Ehrenmann ist jetzt plötzlich von bösen Leidenschaften und gierigen Gelüsten beherrscht – er war nämlich nie ein Ehrenmann, sondern seine Triebe waren bloß gehemmt, jetzt fühlt er den Damm weg, und sie strömen aus. Wer ein echter innerer Ehrenmann war, ist es auch jetzt noch, ja sein Gold hat Gelegenheit noch mehr zu leuchten als früher. Er gab sich auch im alten System seine Gesetze selber, und diese bestehen noch. Darum ist die Freiheit allein der Probestein der Charaktere, und sie macht auch allein die großen Menschen möglich. Selbstbeherrschung bis zur Opferung des Lebens, Maß bis zur Verleugnung der heißesten Triebe ist nur in der Freiheit möglich; denn sonst kann es als Gebundensein, nicht als Selbstbestimmung vorliegen. Unter manchen, die ich kannte, sind die sprudelndsten Stürmer jetzt die, die früher die Schwächsten waren. Sie können eben sich selber nicht widerstehen. Das ist der Stoff zu Tyrannen. Der feste freie Mann läßt dem andern auch Festigkeit und Freiheit, ja er achtet ihn nur, wenn er beides hat; seine Waffe ist gegen den Freien das Wort und der Grund, gegen den Angreifer das Schwert. Möge ein günstiger Gott alle unsere deutschen Männer segnen, daß sie bei so vielen herrlichen Eigenschaften unserem uralten Fehler der Uneinigkeit nicht wieder unterliegen, und die Ohnmacht des schönen Landes forterben. Möge Europa sich bald in der teils neu errungenen, teils schon länger bestandenen Freiheit festigen und ordnen – sonst gehen wir bei dem Auftauchen so vieler nicht meßbarer Gewalten einer düsteren Zukunft entgegen.

An Louise Freifrau von Eichendorff 23. März 1852

Hochverehrte Frau!

Ich habe Ihre liebe Zuschrift vorgestern erhalten, und beeile mich, sie zu beantworten. Vor allem sage ich Ihnen tiefen

Digitized by Google

Dank für Ihre Gesinnungen gegen mich, und noch tieferen für das schöne Gefühl, das sie mir erregten. Ich habe, wie ich in der Vorrede zu den Studien sagte, nie auf Schriftstellertum oder Dichterruhm Anspruch gemacht, Ruhm ist etwas so Eitles und Kurzdauerndes, daß das Streben darnach nur einem niederstehenden Geiste zukommt, und ein Dichter (ich meine ein echter, ein hoher Priester der Menschheit) ist wieder etwas so Erhabenes, daß ich beides nicht anstrebe: aber guten Menschen eine gute Stunde bereiten, Gefühle und Ansichten, die ich für hohe halte, mitzuteilen, an edleren Menschen zu erproben, ob diese Gefühle wirklich hohe sind, und das Reich des Reinen, Einfachen, Schönen, das nicht nur häufig aus der Literatur, sondern auch aus dem Leben zu verschwinden droht, auszubreiten und in einer nicht ganz unschönen Gestalt vor die Leser zu treten, das war und ist das Streben meiner Schriften. Daher ist es mir immer eine große Freude, wenn ich an höheren Menschen wahrnehme, daß ich in meinem Streben nicht ganz geirrt habe, und ein schönes Gefühl, ein heiteres Lächeln, eine sittliche Freude, die mir entgegenkommt, und sich als Frucht meiner Schriften ankündigt, ist meinem Herzen weit wohltuender, als alle gelehrten und lobspendenden Kritiken, namentlich freut mich die Wirkung an einfachen ungekünstelten Gemütern; denn sie stehen der Natur näher, und an die reine Natur wollte ich mich wenden. Mit Menschen menschlich zu sein, mit Höheren das Höhere zu lieben, an Gottes Schöpfung sich freuen, die fest gegründete Erde nicht verachten, sich immer praktischem Handeln hingeben, es nicht verachten, wie Maria in den Schwestern selbst Gemüse zu pflanzen und Gartenbeete zu düngen und doch ein höherer opferfreudiger Mensch zu sein, endlich mit fühlenden geistigen Menschen gleichsam einen unsichtbaren Umgang zu haben, das war ungefähr die Grundlage meiner Schriften. Sie haben mir so lieb und dankbar geschrieben, daß mir Ihr Brief teuer ist, und wenn ich

Digitized by Google

Ihnen einen Teil Zufriedenheit wieder gegeben habe, wenn ich das vielleicht an andern Menschen auch noch zu tun vermag, so ist ja das ein Lohn, der weit das Verdienst meiner anspruchslosen Bücher übersteigt, und ich kann Gott nicht genug danken, daß er mir ins Herz gegeben hat, die Feder zu nehmen und Dinge niederzuschreiben, wie sie mir ungefähr im Gemüte waren. Ich habe wirklich kein Verdienst an meinen Arbeiten, ich habe nichts gemacht, ich habe nur das Vorhandene ausgeplaudert. Von Kindheit an mit einem gesunden Körper ausgestattet, schloß ich mich mit Freude an alle Naturdinge, liebte an Menschen die Äußerungen unverdorbenen Gemütes, liebte überhaupt die Menschen, war (bis 1848 wenigstens) heiter wie die antiken Völker — und diese Dinge mochten auch in meine Schriften gekommen sein. Leider kann ich nicht mehr so einfach dem Reiche des Schönen leben, wie früher, da ein Amt, das mir angeboten wurde, und das ich nahm, weil ich einerseits wirkliches Gutes zur Verbesserung heranwachsender Geschlechter vollbringen möchte, und weil ich andererseits einer sehr geliebten Gattin bei den ungewissen Weltzuständen und daher dem Schwanken des Buchhandels für den Fall meines Todes ein etwas sichreres Auskommen verschaffen möchte — da, sage ich, dieses Amt teils die Zeit, teils die reine edle Stimmung raubt, die mich sonst so beglückte. Ich weiß jetzt erst, wie glücklich ich zehn Jahre an der Seite eines sehr einfachen, aber sehr guten Weibes (sie ist an Herzen wenn auch nicht an Wissen der Angela in den Feldblumen gleich) in Beschäftigung mit lauter schönen Dingen und vollkommen unabhängig von Widrigkeiten des Lebens war. Jetzt ist es anders. Dieses Amt hindert mich auch, Ihr liebes Anerbieten anzunehmen, denn ich kann nicht auf längere Zeit Oberösterreich verlassen. Meine Gattin wird im Frühling nach Wien kommen, wird Sie dann in Baden besuchen, und persönlich für Ihre Güte danken. Vielleicht kann ich die Frau begleiten, aber es ist für den

Digitized by Google

Friedrich von Baden und sein Bruder

Digitized by Google

Digitized by Google

Augenblick wenigstens nicht gewiß. Bis 1848 lebten wir in Wien, nur im Sommer der letzten Jahre waren wir öfter in dem schönen Oberösterreich, und sind nun ganz hier. Wenn es Ihnen eine Abwechslung in Ihrer Einsamkeit macht, so schreiben Sie mir wieder und öfter, nur müßten Sie dann nicht zürnen, wenn die Antwort nicht jederzeit sogleich erfolgt; denn oft bin ich auf Amtsreisen abwesend, oft ist der Geschäftsdrang der Zeit und der Stimmung feindlich — auf dieses Schreiben aber bitte ich um eine kleine Antwort, damit ich beruhigt bin, daß es in Ihre Hände kam; denn Sie haben keinen Namen unterschrieben (darf ich nicht um denselben bitten?) — und wenn ich in vierzehn Tagen keine Antwort erhalte, schreibe ich einen anderen Brief, und sende ihn durch einen meiner Wiener Freunde nach Nr. 169; denn der Gedanke, daß Sie glauben könnten, ich antworte auf ein so liebes Schreiben nicht, wäre mir unerträglich. Wenn Sie der Zufall oder besser freier Wille einmal nach Linz führt, so verschmähen Sie es nicht in Nr. 1313 an der Donau zwei Treppen zu steigen, da finden Sie mich nebst Gattin und Ziehtochter in einer freundlichen Wohnung, umgeben von einer herrlichen Natur. Der Empfang soll aber noch freundlicher sein.

Indem ich und meine Gattin die herzlichsten Wünsche zu Ihrem Wohle senden, zeichne ich mich

Euer Hochwohlgeboren

ergebenster

Adalbert Stifter

An Franz Grillparzer 15. Januar 1860

Hochverehrter Herr!

Ein Mann, dem Sie durch Ihre Dichtungen schon in seiner Jugend viele Freude gemacht haben, der in seinen reiferen Jahren viel von dem, was an Haltung in ihm ist, aus Ihren

Digitized by Google

Werken geschöpft hat, und der Sie weitaus zu Höchst unter den jetzt lebenden Dichtern Europas stellt, nimmt sich am heutigen Tage, Ihrem siebzigsten Geburtstage, das Herz, Ihnen an diesem Tage seinen Glückwunsch darzubringen. Möge diesem Tage noch ein langes sonniges und klares Alter folgen, das mit Genugtuung auf die Werke der Mannesjahre zurück blickt, das die Überzeugung hegen darf, daß alles, was Einsicht und Herz hat, den Namen Grillparzer mit Verehrung nennt, und das von der Zukunft sicher erwarten darf, daß dieselbe diesen Namen zu den edelsten Namen des deutschen Volkes gesellen wird. Wenn unter der allgemeinen Liebe, die Ihnen von allen Guten zuströmen muß, meine Liebe ein Körnchen ist, das nur Etwas von angenehmer Empfindung Ihrem Herzen geben kann, so nehmen Sie dieses Körnchen freundlich auf.

Wenn es wahr ist, was ich seit einiger Zeit zu sehen glaube, daß auch die alte österreichische Kunst, statt die höchsten Kräfte des Menschen in holder Schönheit empor zu heben, zur Unterhaltungsdirne werden will, die sich an alle untergeordneten und oft wilden Triebe wendet, nur nicht an die höchste menschliche Kraft, so müssen die, welche Großes und Gutes aus der älteren Dichtkunst gezogen haben, zusammentreten, und die hoch halten, welche jene edlere Kunst brachten. Es sind ihrer nicht viele, und alle beginnen zu altern. Ich habe im vergangenen Jahre dem edlen Zedlitz mit meinen schwachen Kräften einen Gruß zum siebzigsten Geburtstage in der Wiener Zeitung gebracht, und ließ mich durch Rizy des Tages Ihrer Geburt mittelst eines Schreibens von Zedlitz versichern, um, wenn auch schüchtern, an Ihnen ein gleiches zu tun. Es sollte aber nicht zustande kommen. Seit dem vorigen Februar traf mich und meine Gattin schweres Unglück. Eine Nichte meiner Gattin, ein sehr schönes zwanzigjähriges Mädchen, starb in diesem genannten Monat in Wien an Typhus. Ihre Schwester, unsere angenommene Tochter

Digitized by Google

Juliana Mohaupt, ein Mädchen von achtzehn Jahren, welches zwölf Jahre bei uns war, ein blühendes, schönes, lebensfrohes Mädchen, verließ am Morgen des 21. März im Hausgewande, ohne irgend etwas mitzunehmen, unser Haus, kam nicht mehr, und am 25. April lasen wir die Beschreibung eines gefundenen ertrunkenen Mädchens, welches sich als unsere Juliana auswies. Wir konnten das Rätsel nicht entwirren, und sinnen noch daran. Tatsachen, die später zu unserer Kenntnis kamen, ließen die Vermutung entstehen, daß ein in jener Zeit erfolgter uns dazumal unbekannter Rücktritt des Blutes bei ihrer sehr üppigen Entwicklung plötzlichen Irrsinn erzeugt haben könnte. Während Juliana fort war, starb am 9. April unsere zweite Ziehtochter Josefine Stifter, eine Verwandte von mir, ein engelgutes Mädchen an einer Brustkrankheit. Diese Schläge brachten uns einen düstern Sommer. Wir sind nun allein, und sehen unserem Alter, von keiner jugendlichen uns umgebenden Gestalt mehr verschönt, und unserem Ende entgegen. Meine heitern und höheren Kräfte schienen gelähmt. Ich suchte mich zu fassen, und suchte das Geschehene zu tragen, ich suchte auch meiner Gattin Fassung beizubringen, und suchte mich auch in die Lage unseres Vaterlandes zu fügen. Gott gab uns Kräfte, und wir richteten uns nach und nach wieder auf. Ist es nun doch Nachwirkung dieser Leiden, oder ist es der Stoff, der mir so hoch erschien — ich brachte durch vieler Tage Arbeit ein würdiges Gedicht an Sie, das für die Öffentlichkeit bestimmt war, nicht zustande. Ich warf alles fort. Ehe ich etwas, das mir selber nicht genug würdig erschien, ans Licht treten ließe, will ich mich lieber bei Ihren vielen Verehrern dem Verdachte aussetzen, daß ich, der ich Zedlitz öffentlich zu ehren strebte, zu diesen Verehrern nicht gehöre. Sie selber wissen wohl seit langem schon, daß es anders ist. Etwa gewährt Gott später eine nicht ungünstige Stunde. Meinem wärmsten Wunsche in Hinsicht Ihrer haben Sie selber stets

Digitized by Google

entgegen gestrebt: einer Herausgabe Ihrer gesammelten Werke, besonders Ihrer Gedichte, welche ich aus einer Abschrift des verstorbenen Sonnleithner kenne, welche Abschrift jetzt im Besitze von Rizys Gattin ist. Unter diesen Gedichten scheinen mir die reinsten Perlen deutscher Dichtkunst zu sein. Vieles steht nach meiner Meinung dem Schönsten von Goethe gleich, und übertrifft manches von Schiller. Jedenfalls hätten wir dann statt zweien drei. Meine Feder ist keine Kritikerin, aber ein glühendes Herz für jedes Schöne habe ich, und der Anzeige Ihrer Werke meine Feder zu weihn, wäre ihr schönster Dienst; wenn auch viel Berufenere da wären, ich ließe mich nicht abweisen. Aber es soll nicht sein, Sie selber sind gegen sich der ungerechteste Mann.
Nehmen Sie meine vielen Worte nicht übel, empfangen Sie den innigsten Händedruck von einem Freunde, nicht bloß Ihrer Werke, sondern auch Ihrer Person, von einem Freunde, den Sie oft sehr glücklich gemacht haben, und denken Sie in großen Zwischenräumen auch manchmal meiner.

Adalbert Stifter

WLADIMIR PORCHÉ · LIEBE IM VALLESPIR

An einem Aprilmorgen kündigte das allgemeine Geschwätz auf dem Marktplatz die Rückkehr der Familie Martinez an. Dank der Vermittlung von Herrn Lhuis hatte Martinez die Stelle eines Bahnwärters erlangt. Seit gestern bewohnte er das kleine weiße Haus, das an der Straßen- und Geleisekreuzung zwischen Almeria und Palalda stand. Man wunderte sich ein bißchen über die plötzliche Teilnahme, die der Bürgermeister nach dreijährigem Vergessen diesen Leuten bezeugte. Die mürrische Anita entmutigte das Mitleid, das ihr frühzeitig gealterter Mann einflößte. Im vergangenen Jahr war Ramon, der jüngste Sohn, an Typhus gestorben, Manoel war Freischüler in Prades und bereitete sich dort auf sein

Digitized by Google

Lehrerexamen vor. Nur der kleine Juan war mitgekommen. Was Nina betraf, so hatte sie lediglich einen Tag hier verbracht, um bei der Einrichtung mitzuhelfen. Noch am selben Abend war sie mit dem Zug nach Perpignan zurückgefahren. Niemand hatte sie in der schmächtigen Gestalt erkannt, die, einen Korb über dem Arm und den Kopf in ein schwarzes Tuch geschlungen, durch die Platanenallee zum Bahnhof eilte.

Von nun an versäumte Jep, wenn er nach Palalda mußte, niemals, am Bahnübergang anzuhalten und über die Rosenhecke, die das Gärtchen umzäunte, mit dem alten Martinez zu plaudern. Oft machte er den Wärter an den Kurbeln. Dank dieser Besuche erhielt er von Zeit zu Zeit eine Auskunft: Nina war drei Jahre lang in Serralongue geblieben. Sonntags, wenn die Fabrik feierte, ging sie auf den Hängen Blumen pflücken, um daraus kleine Sträuße zu binden, die sie den Touristen der vor der Kirche anhaltenden Autobusse anbot. So war sie von Frau Aoust bemerkt worden. Und bald hatte sie die Espardenyes verlassen und war in die ‚Blaue Hortensia' eingetreten, in die Blumenhandlung, die unter ihrer Kundschaft klangvolle Namen aufwies, wie zum Beispiel den des Bürgermeisters von Almeria, den seine Geschäfte oder Vergnügungen oft in die Kreishauptstadt riefen. Durch die Beziehungen ihrer Gönnerin und im besonderen durch Herrn Lhuis hatte das Mädchen zuerst für Manoel den Freiplatz am Lehrerseminar in Prades erwirkt und später für ihre Eltern diesen Rettungsanker: den Posten Nr. 52. Von Ninas persönlichem Leben war unter den berußten Deckenbalken der Küche oder unter den Mandelbäumen neben dem Hause selten die Rede.

»Es geht soweit . . . Sie ist zufrieden . . .«, antwortete Martinez. Und wenn Jep mehr wissen wollte, so hörte Anita plötzlich auf, ihre Karotten zu putzen oder das Feuer zu schüren, um den Zudringlichen mit einem finsteren Blick zu messen.

Digitized by Google

Endlich, an einem Sonntag, begegnete Jep auf der Landstraße Nina, die vom Bahnhof kam. Es war morgens. Es hatte geregnet. Sie zögerte vor einer Pfütze. Er reichte ihr so selbstverständlich die Hand hin, als hätten sie sich den Abend zuvor getrennt.

»Guten Tag, Nina!«

Er fand es lustig, sie mit ihrem Kopftuch kämpfen zu sehen, das ihr der Wind an die Wangen klebte.

Als sie das Hindernis übersprungen hatte, beeilte sie sich, die hilfreiche Hand loszulassen und stotterte an Stelle eines Grußes eine Entschuldigung. Jetzt betrachtete er genauer diese Unbekannte, mit dem lieblichen, ein wenig schmalen, ein wenig zu zarten Gesicht — die der kleinen Nina ähnelte wie eine ältere der jüngeren Schwester; dieses zierliche, aber nun erwachsene Mädchen, dessen Trauerkleidung die Magerkeit, die Blässe hervorhob. Und dennoch: das waren dieselben goldenen, immer verschleierten und flackernden Augen. Aber welche Nachtarbeit, welche Sorgen hatten die Lider so sehr ermüdet und den Blick verschlossen? Und warum schienen die bald zusammengepreßten, bald entspannten Lippen dieses noch kindlichen Mundes einmal Abwehr, dann wieder schmerzliches Erstaunen auszudrücken?

‚Ihr Leben ist wohl nicht vergnügt gewesen . . .', dachte er. Sie hatte sichtlich Angst. Angst wovor? Vor dem Mann, zu dem er nun herangewachsen war? Hatte sie denn Grund, die Männer so sehr zu fürchten? Plötzlich fühlte er sich ein wenig einsam, ein wenig traurig, wie behindert von seinem Körper. Und während sie Seite an Seite mit großen Schritten unter den Windstößen und den Regenschauern dieses herben Frühlingsmorgens dahingingen, sich mühsam unterhielten und die Jahre zählten, die sie von ihren früheren Spielen trennten, rückte er von ihr ab, um sie zu beruhigen.

Während dieser ganzen Osterwoche, die Nina im Hause Martinez zu Gast war, konnte weder Jeps Fröhlichkeit noch seine

Digitized by Google

Geschenke noch seine Erwähnung einstiger Abende die Glasscheibe zertrümmern, hinter der sie, wie ein im Aquarium kreisender Fisch, schweigsam, geschäftig hin und her ging. Ob er sein Kommen mit einem längs der Hecke geträllerten Lied anzeigte oder mit einem auf der Schwelle geschmetterten Gruß, ob er unvermutet mitten im Abendessen auftauchte und wortlos seine mit Äpfeln und Orangen vollgestopfte Jacke öffnete, der junge Mann stieß sich immer an dem gleichen förmlichen Lächeln und an diesem »Guten Abend, Herr Clarimond!«, das seine gespielte Wut auslöste.

‚Herr Clarimond! Wird man nicht sagen, daß sie sogar den Namen Jep vergessen hat?'

Das Mädchen wich aus und entzog sich lachend mit einem müden Lachen, das plötzlich in der Kehle erstickte. Und während der kleine Juan die Taschen des Gastes durchsuchte und irgendein Figürchen hervorzog, das an eine andere Nina — an das auf dem Maultier hockende Kind — gemahnte, verfolgte Jep mit scharfem oder nachdenklichem Blick den aus dem engen Kreis der Karbidlampe getretenen Schatten, der sich unermüdlich und behende zwischen dem Herd, dem Spülstein und der Truhe zu schaffen machte.

Wenn er in der Nacht aufbrach, ohne daß er auch nur eine Sekunde lang die kleine, widerstrebende, durch seine Finger gleitende Hand hatte festhalten können, dachte er: ‚Wären wir nur allein, sie könnte nicht so leicht ausweichen.'

Und doch gaben ihm weder eine morgendliche Begegnung am Waschplatz am Vortag ihrer Abreise noch ihr gemeinsames Warten an demselben Donnerstagabend vor der Drehkurbel der Schranke, die seine Freundin heruntergelassen hatte, ausführlichere Auskunft. Bei beiden Gelegenheiten war Jep so verwirrt, daß er die vorbereiteten Fragen vergaß. Erst viel später, im Gedenken, fand das Spiegelbild dieser Erscheinungen Worte. Es war eine Wäscherin im blauen Unterrock, die auf der abschüssigen Steinbrüstung kniete mit nacktem

Digitized by Google

Hals und nackten Armen, das Gesicht vom glitzernden Wasser erhellt, die Ellbogen von der Nässe gegerbt, zerknittert wie zwei rosa Nelken, Nina, die sich zu so früher Morgenstunde allein und vor allen Blicken sicher glaubte, summte, halb entkleidet, vor sich hin, während sie mit runder Geste den schäumenden Teig knetete. Als der Schatten des Vorübergehenden über das Wasser geglitten war, hatte sich das Mädchen heftig, wie eine aufgeschreckte Badende emporgerichtet und einen Wäschebausch vor den Brustausschnitt gedrückt. Auf ihren Befehl hatte sich Jep abgewendet, während sie sich ankleidete.

»Du singst ja!«, hatte er gesagt. »Du bist froh, wieder wegfahren zu können?«

Sie hatte sich begnügt, zu antworten: »Ich bleibe einen Tag länger.«

Aber schon hatte das schwarze Kopftuch die Flamme des rötlichen Haares gelöscht, das traurige dunkle Kleid den leuchtenden, so lebensvollen, so nahen Körper entrückt.

Als sich die jungen Leute am Abend desselben Tages unter dem Flieder bei der Schranke nochmals trafen, hätte Jep vergebens versucht, durch die dämmerige Erscheinung einer in ihre Grübeleien versunkenen Nina das Trugbild des Morgens, des Waschplatzes und einer nackten Schulter wieder zu erhaschen.

»Wonach blickst du denn?«, hatte er gemurmelt, während er sich neben sie an das Törchen lehnte.

Eine Sekunde lang schien sie sich anzuvertrauen: »Das Haus ... Der Garten ... Sie sind gut untergebracht hier ... nicht wahr?«

Da hatte er gehofft, ihr Herz zu erforschen, hatte einen Schritt zu ihr gemacht und ihren Arm ergriffen: »Ja, Nina, sicher ... Aber ... du?« Ohne zu antworten war sie ein wenig zur Seite getreten, und er hatte gemeint, daß sich zwischen ihnen ein Schatten rühre.

Digitized by Google

Am nächsten Tag fuhr Nina mit dem ersten Zug fort und nahm ihr Geheimnis mit sich.

Ines war es, die den Schleier zerriß, Ines, die zu Pfingsten wieder auftauchte, in eine Wolke von Mousseline gehüllt, von einem durchsichtigen Strohhut gekrönt und auf klappernden Absätzen stelzend, Ines, gewachsen, mit schwellenden Formen, frisch und saftig wie eine Pfingstrose, so wie es das kleine pausbäckige Mädchen mit den blitzenden Augen versprochen hatte. Sie kam aus Perpignan, vom Pensionat Sainte Claire, das sie wegen ihrer Verlobung mit Olivier Lhuis, dem Neffen des Bürgermeisters, eben verlassen hatte. Nachdem sie, mit dem Gehaben einer Königlichen Hoheit auf Besuch, die Spielplätze ihrer Kindheit, den Laden ihrer Tanten besichtigt hatte, erkundigte sie sich nach Jep, stieg zur Werkstatt des Meisters Valauris hinab und verschwendete an das bunte Völkchen in der Auslage die Wirkung ihres Sonnenschirms, ihrer Löckchen und ihrer mit Hohlsaum gezierten Handschuhe. Als aber Jep sich gar nicht zeigte, trat sie kerzengerade und sehr sicheren Schrittes ein und verblüffte den jungen Mann durch ein prasselndes Trommelfeuer von Glückwünschen und Fragen, während sie ihn die ganze Zeit, die Katzenzunge zwischen den Lippen, im Schutze eines rätselhaften Lächelns und mit gesenkten Lidern beobachtete, als mustere sie ihn mit den Wimpern und nicht mit den Augen.

Der Besuch erregte Aufsehen.

»Das ist eine Dame, Teuerster! Du wirst in Gold und Seide schwimmen!« schrieen die Gesellen. Sie waren erstaunt, daß sich der Fuchs nicht begieriger auf einen so leckeren Vogel zeigte. Aber Jep fragte sich zerstreut: ‚Was will sie von mir?'

Als er mittags die Werkstatt verließ, schien ihm der mitten auf dem Platz vor dem Baumwollzeug eines fahrenden Händlers entfaltete Sonnenschirm zu winken. Und während er abends, müde der Stimmen Almerias, zu seinem Berg hinan-

Digitized by Google

stieg, kam Ines von der Abendandacht die Hauptstraße herunter, von ihren beiden Tanten begleitet und ebenso steif wie eine zwischen zwei Kerzen getragene Madonna. Im Augenblick der Begegnung senkte sie den Blick... Aber morgens, als der junge Mann zu seiner Hobelbank zurückkehrte und vor dem Hause der Schwestern Garrigou die Kirchstraße überquerte, knallten über seinem Kopf zwei Fensterläden gegen die Mauer. In einem morgenrotfarbenen Kimono zeigte sich Ines auf dem Balkon. Sie war herzerfreuend wie der Maientag selbst und bot dem Blick des Vorübergehenden den weichen Fall ihrer schwarzen Locken, die zarte Nacktheit ihres Halses und das rosigste Gähnen. Zwischen der Kapuzinerkresse neigte sie sich zu Jep und sie wechselten einen Morgengruß, den sie zu verlängern trachtete, indem sie von sich selbst, von ihrem Befinden sprach, von dem kommenden Tag, der so langweilig zu werden schien, von der Zukunft, die noch öder sein würde. »Gestern das Pensionat. Morgen die Ehe! Es bleibt nicht einmal die Zeit, ein bißchen zu lachen!« Sie seufzte und legte die Wange an ihren runden Arm. »Wenn wenigstens mein schöner Jep weniger Umstände machte! Wenn er geruhte, mich zu duzen wie früher!« Der Sohn der Berge betrachtete diese Landschaft von unten mit der Verwunderung eines Obstdiebes, der unter dem Aprikosenbaum bemerkt, daß er die Lust zu stehlen verloren hat. Er dachte: ‚Ja, zu anderer Zeit wärst du wohl nach meinem Geschmack gewesen. Ich hätte abends deine Gartenmauer übersprungen und diese schöne Frucht gepflückt, geschält, geknabbert. Bei seiner Rückkehr hätte dich der Bräutigam noch würziger gefunden ... Warum kann es nicht mehr so sein? Du lächelst, ich sehe es, du kicherst, ich höre es, aber ich blicke, ich horche anderswohin.' Und er wandte sich von Ines ab wie von einem sonnenlosen Garten.

»Jep ist verliebt! Jep ist verliebt!« Schon lief das Gerücht durch das Tal. Denn der Geselle sang nicht mehr den ganzen

Digitized by Google

Tag lang im Takte der Drehscheibe. Man sah ihn nicht mehr im Café Katalonien mit spitzbübischem Bleistift die nackten Schönheiten der Bürgersfrauen Almerias zeichnen. Er hatte aufgehört, nach den Mädchen zu schauen. Doch weder die grinsenden Kameraden noch die spitzzüngigen Schnattergänse noch die mütterliche Frau Terrinès, die hinter ihrer Jalousie vor Sehnsucht verging, hätten sagen können, von welchem Rosenstock oder welcher Brombeerstaude der Stachel herrührte, der ihm im Herzen saß. Die einen verdächtigten die Berge und die Mädchen der Bergbauern und versicherten, daß sich Jep bei einbrechender Nacht auf die Verfolgung einer dieser heimtückischen Ziegen mache. Die anderen schrieben seine Wandlung den Launen einer Zigeunerin zu, die Estrella hieß und rot und heiß war wie ein Johannisfeuer. Die Spuren verwischten sich. Man hatte ihn wohl an einem Aprilabend mit Nina Martinez gesehen. Aber wem wäre es in den Sinn gekommen, daß ein so blasser Mond eine so leuchtende Sonne verfinstern könnte? Man hatte dieses stumme und in ihren Trauerkleidern steife Mädchen kaum bemerkt und sofort vergessen. Nina Martinez? Eine Freundin der Kinderjahre, nichts weiter. Man suchte anderswo.

Nur Ines, die neugieriger, besser im Bilde und durch ihre Enttäuschung aufgestachelt war, erinnerte sich an die Spiele und Spaziergänge im Klostergarten.

Als Jep eines Morgens die Straße überquerte, ohne unter dem Balkon anzuhalten, warf sie ihm von ihrem Wachposten zu: »Was gibt es Neues in der ‚Blauen Hortensia'?« Er drehte sich jäh um, unter seinem Blicke blinzelten ihre lauernden Augen und verschwanden hinter den Samtwimpern. Mit der Anmut eines Täubchens faltete sie den Halskragen auseinander und blähte die Spitzen auf: »Ein recht hübscher Laden, die ‚Blaue Hortensia'. Freundlich ... ein wenig geheimnisvoll ...«

»Was wollen Sie sagen, Fräulein?«, sagte Jep langsam, mit

Digitized by Google

harter Stirne. Da machte Ines kugelrunde Augen, wie ein Kind, das sich über eine unverdiente Strafe wundert. Dann begann sie ein Liedchen zu trällern. Schließlich murmelte sie verträumt: »Herr Lhuis, mein zukünftiger Onkel, scheint eine Leidenschaft für Blumen zu haben ... Man sagt, daß Frau Aoust einige interessante pflegt ... besonders eine, die wir gut kennen ...«

Sie unterbrach sich, wie von Angst gepackt: »Was hast du denn, Jep, du bist ja ganz gelb?«

Aus dem Französischen übertragen von Hedwig Andertann

HANS CAROSSA · ZWEI GEDICHTE

Entwicklung einer Zinnie

Knospe, halb erwacht
In Gewitternacht..
Kern von samtenem Rubin,
Schuppiger Kelch umwindet ihn;
Doch dem Rand entschlüpfen viele
Gelbe Stifte, grüne Stiele,
Und das unvollkommene Rund
Ordnet sich von Stund zu Stund..
Aus den Stielen, aus den Stiften
Scheinen Flügel sich zu lüften,
Blättchen fein wie Faltergold,
Noch zu Hülsen eingerollt,
Jedes Blättchen auserwählt
Und von Elfenhand gezählt, —
Noch ein einziger Tageslauf,
Und die Hülsen tun sich auf,
Sind von Purpur schon durchdrungen,
Glätten sich zu seidnen Zungen,
Und die Zünglein all, die schmalen,
Schlürfen unsichtbare Strahlen,

Digitized by Google

Blühn sich aus mit Ätherlust
In dem seligen August . .

In der Mitte, hold erlesen,
Webt ein Ring von Staubgefäßen
Und umgibt als goldnes Band
Einen neuen Blütenstand.

Komm nun, feierliche Stunde,
Unbegreifliche Sekunde,
Wo der flüchtige Schein
Aufglänzt als das wahre Sein!
Mags nun welken, mags zerstieben, —
Ewig bleibt es eingeschrieben —
Zauberspruch —
In des Vaters Formenbuch.
Unscheinbar und ohne Namen
Tief im Dunkel träumt der Samen.

Rauhes Land

Die Stadt verdämmert weit in unsrem Rücken,
Der letzte sanfte Rebenhügel schwand.
Wir fahren über hohe Eisenbrücken,
Wir nähern uns dem rauhen Heimatland.

Verspätet reift am Hang die Vogelbeere,
Wacholderschatten fällt auf Urgestein.
Der Sperling rüttelt an der magern Ähre,
Die Bergschlucht atmet Wolken aus und ein.

Hier schrumpfen alle Dome zu Kapellen,
Verziert mit Gnadenbildern feurig bunt,
Und draußen im Geröll entspringen Quellen,
Die gehn zum schwarzen See im Fichtengrund.

Digitized by Google

O bald sind alle Steige schneeverweht,
Ungangbar auch der Weg zum fernen Grabe.
Wir trösten uns: in jedem Hause steht
Ein guter Sarg bei andrer lieber Habe.

Vielleicht um Ostern, wenn in unserm Norden
Die Heide blüht, wird einer fromm versenkt,
Und bald ist Staub und Geist aus ihm geworden —
Wohl dem, der dann noch freundlich an ihn denkt!

Noch sind wir stark. Die Luft blinkt von Kristallen,
Und Hoffnung lebt im Greis wie einst im Kinde, —
Land ohne Wein und ohne Nachtigallen, —
Daß er in dir den Stein der Weisen finde.

Digitized by Google

DER INSEL-ALMANACH

erschien — nach einem Vorläufer des Jahres 1900 — in den Jahrgängen 1906 bis 1941 mit einer einzigen Unterbrechung: für 1920 wurde kein Almanach ausgegeben. Damals begann die Zeitschrift ‚Das Inselschiff' zu erscheinen; aber sie konnte und sollte auf die Dauer kein Ersatz für den Almanach sein, den die Insel-Freunde erwarteten und sammelten. Nach dem Jahre 1945 hoffte Anton Kippenberg von Jahr zu Jahr auf die Wiedervereinigung Deutschlands und damit auch auf die engere Verbindung zwischen dem Stammhaus des Verlags in Leipzig und der im Jahre 1945 begründeten Zweigstelle in Wiesbaden. Sie erschien ihm als die Voraussetzung für das Wiedererscheinen des Almanachs, der ihn in all den Jahren beschäftigte und für den er sich Beiträge notierte. Als er dann noch vor der Erfüllung dieser Hoffnung von seiner Lebensarbeit abberufen wurde, fand sich von seiner Hand geschrieben als ein Motto des künftigen Almanachs das Stück aus einer Vorrede von Jean Paul. Wir haben es nun dem Almanach vorangestellt, den die Zweigstelle Wiesbaden den Insel-Freunden vorlegt, erfüllt von dem Wunsch, daß bald wieder der ganze Verlag zu einem vereinten Deutschland sprechen kann.

Der Almanach, durch Jahrzehnte von Katharina Kippenberg betreut, wurde sonst im Herbst ausgegeben; er erscheint von nun an bereits zu Beginn des Buchhändlerjahres, das von Cantate zu Cantate läuft. Er möchte vielen schon in ruhigen Sommertagen ein unterhaltender Begleiter und durch das ganze Jahr ein guter Berater sein. Dazu bietet er neben selbständigen Beiträgen der Dichter Leseproben aus erschienenen und kommenden Büchern und auf den folgenden Seiten ein Verzeichnis aller Werke, die seit 1945 durch die Zweigstelle Wiesbaden veröffentlicht wurden.

Möge sich der neue Almanach in vielen Büchereien zu den Bänden der vergangenen Jahrzehnte gesellen, und möge die Reihe, die er eröffnet, künftig ohne gewaltsame Unterbrechungen Dauer haben!

Digitized by Google

VERZEICHNIS

der seit 1945 im Insel-Verlag Zweigstelle Wiesbaden erschienenen Werke

(die mit einem Stern gekennzeichneten Bücher sind vergriffen)

I. *Neuerscheinungen*

BARLACH IM GESPRÄCH. Aufgezeichnet von Friedrich Schult. Liebhaberdruck auf handgeschöpftem Bütten. 22 Seiten. Mit Lichtbild Barlachs. 1948

* BARTNING, OTTO: ERDBALL. Spätes Tagebuch einer frühen Reise. Erster Teil. 437 Seiten. Gebunden. 1947

BERTRAM, ERNST: AUS DEN AUFZEICHNUNGEN DES HERZOGS VON MALEBOLGE 60 Seiten. Kartoniert DM 7.50. Gedruckt in 500 Exemplaren, von denen 300 in den Handel kamen. 1950

— KONRADSTEIN. Erzählung. 119 Seiten. In Leinen DM 7.—. 1951

— PATENKINDERBUCH. Gedichte. 120 Seiten. Gebunden DM 5.—. 1949

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Mit 37 Bildern von Fritz Kredel. 109 Seiten. Gebunden DM 9.—. 1950

* CAROSSA, HANS: GESAMMELTE WERKE. Zwei Bände. 1410 Seiten. In Leinen DM 28.—. 1949

— AUFZEICHNUNGEN AUS ITALIEN. 205 Seiten. Gebunden DM 6.—. In Leinen DM 8.50. 1947; 11.—16. Tausend 1949

— UNGLEICHE WELTEN. 342 Seiten. In Leinen DM 12.80. 1951; 8.—18. Tausend 1951

GRUSS DER INSEL AN HANS CAROSSA. Dem 15. Dezember 1948. 258 Seiten. Gebunden in Roma-Bütten mit Golddruck DM 9.—. 1949

COOLEN, ANTON: AUS DER KLEINEN WELT. Erzählung. 195 Seiten. In Leinen DM 7.50. 1950

FISCHER, EDWIN: MUSIKALISCHE BETRACHTUNGEN 67 Seiten. Gebunden DM 4.—. 1949; 11.—13. Tausend 1952

Digitized by Google

GOETHE: WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. 618 Seiten mit einer Landkarte. Dünndruckpapier. In Leinen DM 14.—. 1951

HAGELSTANGE, RUDOLF: VENEZIANISCHES CREDO 48 Seiten. Kartoniert DM 2.25. 1946; 21.—25. Tausend 1948

— STROM DER ZEIT. Gedichte. 76 Seiten. Kartoniert DM 2.50. 1948

HARDT, ERNST: DON HJALMAR. Bericht über vier Tage und eine Nacht. Erzählung. 176 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1946; 6.—10. Tausend 1949

— ERZÄHLUNGEN. 144 Seiten. Gebunden. 1947

HIOB: DAS GEDICHT VON HIOB UND SEINEN DREI FREUNDEN. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Gustav Hölscher. 128 Seiten. Gebunden DM 5.—. 1948

* HUCH, RICARDA: DER FALSCHE GROSSVATER. Erzählung. 66 Seiten. Kartoniert. 1947; 6.—15. Tausend 1950 als Insel-Buch Nr. 521

KASSNER, RUDOLF: DIE NACHT DES UNGEBORGENEN LEBENS. Aus den Schriften. (Auswahl aus den Essays und Gleichnissen.) 248 Seiten. Gebunden DM 9.50. 1950

— PHYSIOGNOMIK. 224 Seiten und 47 Abbildungen auf Tafeln. In Leinen DM 16.50. 1951

KÄSTNER, ERHART: ZELTBUCH VON TUMILAD. 264 Seiten. In Leinen DM 9.50. 1949; 6.—10. Tausend 1951

KIPPENBERG, KATHARINA: RAINER MARIA RILKES DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 200 Seiten. Gebunden DM 6.50. 1946; 6.—8. Tausend 1948

— KLEINE SCHRIFTEN. 142 Seiten. Gebunden DM 8.—. 1948

* LE FORT, GERTRUD VON: DIE CONSOLATA. Erzählung. 40 Seiten. Kartoniert. 1947; 12.—15. Tausend 1949

— GEDICHTE. 88 Seiten. Gebunden DM 4.—. 1949; 4.—6. Tausend 1950

— DIE TOCHTER FARINATAS. Vier Erzählungen. 204 Seiten. In Leinen DM 8.—. 1950

— UNSER WEG DURCH DIE NACHT. Worte an meine Schweizer Freunde. 20 Seiten. DM —.60. 1949; 9.—13. Tausend 1950

Digitized by Google

MARLOWE, CHRISTOPHER: DIE TRAGISCHE HISTORIE VOM DOKTOR FAUSTUS. Übertragen von Adolf Seebaß. 128 Seiten. Gebunden DM 4.50. 1949

MECKEL, EBERHARD: GESAMMELTE GEDICHTE. 192 Seiten. In Halbleinen DM 6.—. 1949

MENDELSSOHN, ARNOLD: GOTT, WELT UND KUNST Aufzeichnungen. Mit einem Bildnis. 388 Seiten. In Halbleinen DM 9.50. 1949

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. In sieben Büchern. Große Ausgabe. 344 Seiten. In Leinen DM 18.—. 1951

MÜHLBERGER, JOSEF: GEDICHTE. 240 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1948

PRANG, HELMUT: JOHANN HEINRICH MERCK. Ein Leben für andere. 332 Seiten mit einem farbigen Porträt. In Leinen DM 14.—. 1949

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE. Zwei Bände. Zusammen 1180 Seiten. In Leinen DM 30.—. 1950

— GEDICHTE IN FRANZÖSISCHER SPRACHE. Gesamtausgabe. 156 Seiten. In Leinen DM 8.—. 1949

AUS RAINER MARIA RILKES NACHLASS
Erschienen sind:

— — AUS DEM NACHLASS DES GRAFEN C. W. Ein Gedichtkreis. 42 Seiten. Gebunden DM 4.50. 1950

— — BRIEFWECHSEL IN GEDICHTEN MIT ERIKA MITTERER. 64 Seiten. Gebunden DM 5.—. 1950

— — AUS TASCHENBÜCHERN UND MERKBLÄTTERN 1925. Gedichte. 88 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1950

— — DIE BRIEFE AN GRÄFIN SIZZO. 92 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1950

SCHNEIDER, REINHOLD: PORTUGAL. Ein Reisetagebuch. 152 Seiten. Gebunden DM 6.50. 1947

— DER TRAUM DES EROBERERS / ZAR ALEXANDER 184 Seiten. Gebunden DM 12.50. 1951

— DIE NEUEN TÜRME. Sonette. 56 Seiten. Kartoniert DM 1.50. 1946; 6.—10. Tausend 1947

— DER GROSSE VERZICHT. Szenen aus dem 13. Jahrhundert. Dramatische Dichtung. 280 Seiten. In Leinen DM 11.50. 1950

SCHULT, FRIEDRICH: HERKUNFT UND LANDSCHAFT 176 Seiten. Kartoniert. 1947

Digitized by Google

SILLANPÄÄ, FRANS EEMIL: SCHÖNHEIT UND ELEND DES LEBENS. Roman. 224 Seiten. Gebunden DM 6.50. 1948

SKUTSCH, KARL LUDWIG: DICHTERISCHE WEISUNG. Gedichte. 144 Seiten. Kartoniert DM 5.—. 1947

— EUROPÄISCHE LEGENDE. Roman. 186 Seiten. Gebunden DM 6.—. 1948

* STIFTER, ADALBERT: ERZÄHLUNGEN. 605 Seiten. In Halbleinen. 1947

TAUBE, OTTO FREIHERR VON: VOM UFER, DA WIR ABGESTOSSEN. Gedichte. 72 Seiten. Kartoniert DM 1.80. 1947

TIMMERMANS, FELIX: ADAGIO. Gedichte. Flämisch und deutsch. 72 Seiten. Gebunden DM 4.—. 1949

— ADRIAAN BROUWER. Roman. 188 Seiten. In Leinen DM 9.80. 1951; 6.—11. Tausend 1952

UHDE-BERNAYS, HERMANN: IM LICHTE DER FREIHEIT Erinnerungen aus den Jahren 1880—1914. 536 Seiten. In Halbleinen DM 15.—. 1947

VALÉRY, PAUL: GEDICHTE. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 72 Seiten. Gebunden DM 8.—. 1949

VENESIS, ILIAS: ÄOLISCHE ERDE. Roman. 308 Seiten. In Leinen DM 9.80. 1949

WEISZ, JOSEF: ALPENBLUMEN. Zwei vielfarbige Blätter in Mappe DM 6.—. 1949

— DER GESTIRNTE HIMMEL. Die Sternbilder der Alten in 42 Holzschnitten. Mit einem Geleitwort von Thassilo von Scheffer. Handpressendruck des Künstlers in 300 Exemplaren auf eigens gefertigtem Hahnemühle-Büttenpapier. Als Blockbuch in Halbpergament gebunden. In Schatulle DM 80.—. 1950

Ferner erschienen in Gemeinschaft mit Schweizer Verlagen

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: LEBENSRÜCKBLICK. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Pfeifer. 386 Seiten mit 17 Abbildungen. In Leinen DM 18.70.
1951 mit Max Niehans Verlag, Zürich.

BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Vorgesehen sind neun Bände. — BAND I: Jugend und Schulzeit, erste Reisen nach Italien, Studium in Neuenburg, Basel, Berlin und Bonn (1818—1843). 376 Seiten. 16 Abbildungen. In Leinen DM 17.—.
1949 mit Benno Schwabe Verlag, Basel.

Digitized by Google

HAGELSTANGE, RUDOLF: BALTHASAR. Erzählung. Mit acht Holzschnitten von Frans Masereel. 600 numerierte, vom Dichter und vom Künstler signierte Exemplare. Gebunden DM 16.—. 1951 mit Henry Tschudy Verlag, St. Gallen.

RILKE, RAINER MARIA und MARIE VON THURN UND TAXIS: BRIEFWECHSEL. 1071 Seiten und 8 Bildtafeln. Zwei Bände. In Leinen DM 34.—.
1951 mit Verlag Niehans und Rokitanski, Zürich.

II. *Neu bearbeitete Ausgaben*

DACQUÉ, EDGAR: DIE URGESTALT. Der Schöpfungsmythus neu erzählt. 244 Seiten. In Leinen DM 11.50. 1951

GOETHES WERKE IN SECHS BÄNDEN (Der Volks-Goethe).
Jeder Band 700—750 Seiten. In Leinen.
Band 1: Goethes Leben. — Gedichte. Faust
Band 2: Dramen
Band 3: Die Leiden des jungen Werther. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Das Märchen
Band 4: Die Wahlverwandtschaften. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Novelle. Vers-Epen
Band 5: Dichtung und Wahrheit
Band 6: Vermischte Schriften 1949—1952

CHRONIK VON GOETHES LEBEN. Mit Verzeichnis der Erstausgaben, Personen- und Ortsregister. In Format und Ausstattung des Volks-Goethe. 196 Seiten. In Leinen DM 6.—. 1949

NOSTITZ, HELENE VON: AUS DEM ALTEN EUROPA
Erinnerungen an Menschen und Städte. 200 Seiten. Mit acht Bildtafeln. In Leinen DM 11.50. 1950

RENKER, ARMIN: DAS BUCH VOM PAPIER. Eine Darstellung vom Werden und Wesen des Papiers. Mit 46 Abbildungen auf Lichtdrucktafeln, zwei Landkarten, Proben von Papyrus, Pergament, verschiedenen Papiersorten und Wasserzeichen. Gedruckt auf Zerkall-Bütten. In Halbleinen DM 22.—.
1950; 10.—12. Tausend 1951

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE AN SEINEN VERLEGER 1906—1926. Neue erweiterte Ausgabe. 560 Seiten. Zwei Bände. In Leinen DM 14.—. 1949

— DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS
112 Seiten. Gebunden DM 6.50. 1950

Digitized by Google

SCHAEFFER, ALBRECHT: ELLI. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 288 Seiten. In Leinen DM 9.—. 1949

* SCHEFFLER, KARL: DER JUNGE TOBIAS. Eine Jugend und ihre Umwelt. Neue vom Verfasser durchgesehene und erweiterte Ausgabe. 400 Seiten. Kartoniert. 1946

Neuauflagen

ACKERKNECHT, ERWIN: GOTTFRIED KELLER. Geschichte seines Lebens. 14. Tausend. 395 Seiten. Gebunden.

BILLINGER, RICHARD: SICHEL AM HIMMEL. Gedichte. 5. Tausend. 168 Seiten. Gebunden DM 5.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI Übertragen von Rudolf G. Binding. Kapitel-Initialen von Carl Weidemeyer-Worpswede. 32. Tausend. 238 Seiten. Gebunden DM. 7.50.

BUCHWALD, REINHARD: DAS VERMÄCHTNIS DER DEUTSCHEN KLASSIKER. 20. Tausend. 192 Seiten. Kartoniert DM 4.50.

* CAROSSA, HANS: DER ARZT GION. Eine Erzählung. 101. Tausend. 282 Seiten. In Leinen.

* — FÜHRUNG UND GELEIT. Ein Lebensgedenkbuch. 71. Tausend. 190 Seiten. Gebunden.

— GESAMMELTE GEDICHTE. 51. Tausend. 186 Seiten. In Leinen DM 7.—.

* — GEHEIMNISSE DES REIFEN LEBENS. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. 97. Tausend. 237 Seiten. In Halbleinen.

— EINE KINDHEIT UND VERWANDLUNGEN EINER JUGEND. 113. Tausend. 382 Seiten. In Leinen DM 12.80.

CLAES, ERNEST: JUGEND. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. 18. Tausend. 291 Seiten. In Halbleinen DM 7.50.

COOLEN, ANTON: BRABANTER VOLK. Roman. 25. Tausend. 250 Seiten. In Leinen DM 9.—.

COOPER, DUFF: TALLEYRAND. 53. Tausend. 481 Seiten. Mit sechs Bildtafeln. In Leinen DM 15.—.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Zwei Bände. 45. Tausend. 1007 Seiten. In Halbleinen DM 15.—.

DEUTSCHE GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 181. Tausend. 143 Seiten. Gebunden DM 2.50.

Digitized by Google

DEUTSCHE WEIHNACHTSLIEDER. Zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha. In zweifarbigem Druck mit Vignetten von Willi Harwerth. 140. Tausend. 64 Seiten. In farbigem Pappband DM 3.—.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Ein Roman aus der Ming-Zeit. Mit 26 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. Übersetzt von Franz Kuhn. 36. Tausend. 369 Seiten. In Leinen DM 9.80.

GOETHE: FAUST. Gesamtausgabe. 225. Tausend. 648 Seiten. Dünndruckpapier. In Leinen DM 14.—.

— WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Kleine Ausgabe (ohne die Noten zum Divan). 128 Seiten. Kartoniert DM 2.—.

* — GEDICHTE. Auswahl in zeitlicher Folge. 456 Seiten. Gebunden.

* — GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. 798 Seiten. In Alkor gebunden.

— GESPRÄCHE OHNE DIE GESPRÄCHE MIT ECKERMANN In Auswahl herausgegeben von Flodoard Freiherr von Biedermann. 792 Seiten. In Alkor gebunden DM 14.—.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE Tagebuch-Aufzeichnungen. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. 112 Seiten. In Leinen DM 6.50.

— DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 61. Tausend. 312 Seiten. In Leinen DM 10.—.

— DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 19. Tausend. 100 Seiten. Gebunden DM 4.—.

HUCH, RICARDA: HERBSTFEUER. Gedichte. 25. Tausend. 76 Seiten. Kartoniert DM 2.50.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 29. Tausend. 264 Seiten. In Leinen DM 10.—.

* — MICHAEL UNGER. Roman. 420 Seiten. In Halbleinen.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Roman. 24. Tausend. Aus dem Chinesischen übersetzt von Franz Kuhn. 920 Seiten. Dünndruckpapier. In Leinen DM 25.—.

KIPPENBERG, ANTON: GESCHICHTEN AUS EINER ALTEN HANSESTADT. 88. Tausend. 216 Seiten. In Leinen DM 7.—.

Digitized by Google

KIPPENBERG, KATHARINA: RAINER MARIA RILKE. Ein Beitrag (Biographie). 20. Tausend. 384 Seiten. Gebunden DM 8.50.

KOCH, RUDOLF: DAS ABC-BÜCHLEIN. Zeichnungen von Rudolf Koch und Berthold Wolpe in Holz- und Metallschnitten von Fritz Kredel und Gustav Eichenauer. Gebunden DM 6.—.

* LAWRENCE, DAVID HERBERT: SÖHNE UND LIEBHABER Roman. 558 Seiten. Gebunden.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE MAGDEBURGISCHE HOCHZEIT. 50. Tausend. 352 Seiten. In Leinen DM 8.50.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS 280 Seiten und 12 Bildtafeln. In Leinen DM 12.50.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: ALLE GALGENLIEDER 164. Tausend. 333 Seiten. In Leinen DM 9.80.

MOY, JOHANNES: DAS KUGELSPIEL. Erzählungen. 15. Tausend. 188 Seiten. Kartoniert.

MÜHLBERGER, JOSEF: DIE KNABEN UND DER FLUSS. Erzählung. 8. Tausend. 108 Seiten. Kartoniert DM 3.75.

* PAPENTRIGK, BENNO: SCHÜTTELREIME. 64 Seiten. Kartoniert. 86.—95. Tausend wieder als Insel-Buch Nr. 219.

* PASCAL, BLAISE: GEDANKEN ÜBER GOTT UND DEN MENSCHEN. 96 Seiten. Kartoniert.

RILKE, RAINER MARIA: AUSGEWÄHLTE WERKE. Zwei Bände zusammen 840 Seiten. 61. Tausend. In Leinen DM 30.—.

— DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE Roman. 52. Tausend. 305 Seiten. In Leinen DM 10.—.

— DAS BUCH DER BILDER. Gedichte. 46. Tausend. 178 Seiten. In Leinen DM 8.50.

* — DUINESER ELEGIEN. 44 Seiten. Gebunden.

* — GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 68. Tausend. 186 Seiten. In Leinen.

— DAS MARIENLEBEN. 146. Tausend. 28 Seiten. Kartoniert DM 2.—. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier in Halbpergament gebunden DM 10.—.

— NEUE GEDICHTE. 40. Tausend. 276 Seiten. In Leinen DM 8.50.

— AUGUSTE RODIN. 75. Tausend. 124 Seiten und 97 Bilder auf Tafeln. In Leinen DM 14.—.

— DAS STUNDENBUCH. 198. Tausend. 108 Seiten. In Halbleinen DM 5.—.

Digitized by Google

* SALMINEN, SALLY: KATRINA. Roman. 113. Tausend. 424 Seiten. In Leinen.

SCHAEFFER, ALBRECHT: GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Erzählung. 208 Seiten. Gebunden DM 5.—.

SCHILLER: GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 128 Seiten. Kartoniert DM 1.50.

* SCHNACK, FRIEDRICH: CLARISSA MIT DEM WEIDENKÖRBCHEN. Naturdichtung. 118 Seiten. Gebunden.

— DAS LEBEN DER SCHMETTERLINGE. Naturdichtung. 208 Seiten. Gebunden.

— DAS WALDKIND. Roman. 107. Tausend. 104 Seiten. Gebunden DM 3.—.

SCHNEIDER, REINHOLD: LAS CASAS VOR KARL V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. 25. Tausend. 206 Seiten. In Leinen.

* — MACHT UND GNADE. Gestalten, Bilder und Werte in der Geschichte. 376 Seiten. In Halbleinen.

SPRANGER, EDUARD: GOETHES WELTANSCHAUUNG 13. Tausend. 256 Seiten. In Halbleinen DM 8.50.

STENDHAL: ROT UND SCHWARZ. Zeitbild von 1830. 712 Seiten. Dünndruckausgabe in schmiegsamem Leinenband DM 8.50.

TERRY, CHARLES SANFORD: JOHANN SEBASTIAN BACH Eine Lebensgeschichte. 17. Tausend. 250 Seiten und 33 Bilder. In Leinen DM 12.50.

* TIMMERMANS, FELIX: DAS JESUSKIND IN FLANDERN 79. Tausend. 232 Seiten. In Leinen.

— PALLIETER. Roman. 242. Tausend. 292 Seiten. In Leinen DM 9.80.

— PIETER BRUEGEL. 61. Tausend. 324 Seiten. In Leinen DM 12.—.

DER TRAUM DER ROTEN KAMMER. Ein Roman aus der Tsing-Zeit. Übersetzt von Franz Kuhn. 21. Tausend. 796 Seiten. Dünndruckausgabe. In Leinen DM 20.—.

VALÉRY, PAUL: HERR TESTE. 124 Seiten. Gebunden DM 5.—.

* WAGGERL, KARL HEINRICH: DAS JAHR DES HERRN Roman. 75. Tausend. 320 Seiten. In Leinen.

— WAGRAINER TAGEBUCH. 99. Tausend. 140 Seiten. Gebunden DM 4.50.

Digitized by Google

INSEL-BÜCHEREI

Das folgende Verzeichnis nennt alle seit 1945 bei der Zweigstelle Wiesbaden erschienenen, also auch die zeitweise nicht lieferbaren Bände. Die Insel-Bücher erschienen bis 1951 kartoniert (DM 1.20), seit 1952 einzelne Bände in Pappband (DM 2.—).

I. *Neuerscheinungen*

49 Heraklit: Fragmente. *Griechisch und deutsch*
53 Carossa, Hans: Wirkungen Goethes in der Gegenwart
76 Molière: Tartuffe
110 Kassner, Rudolf: Von der Eitelkeit. *Zwei Essays*
111 Le Fort, Gertrud von: Das Reich des Kindes. Die Vöglein von Theres. *Zwei Legenden*
154 Bertram, Ernst: Gedichte und Sprüche
162 Marcus Aurelius: Selbstgespräche. *Auswahl und Nachwort von Karl Preisendanz*
169 Der König und der Bettler. *Indische Märchen. Übertragen von Friedrich von der Leyen*
218 Molière: Der Menschenfeind
253 Lau-Dse: Führung und Kraft aus der Ewigkeit. *Übertragen von Erwin Rousselle*
256 Euripides: Elektra. *Übertragen von Ernst Buschor*
294 Klee, Paul: Handzeichnungen. *Mit einem Nachwort von Will Grohmann*
331 Burckhardt, Jacob: Briefe
415 Der Magus im Norden. *Aus den Schriften und Briefen von J. G. Hamann. Auswahl und Nachwort von W. Ziesemer*
427 Hoerner, Herbert von: Die letzte Kugel. *Erzählung*
446 Worte Meister Leonardos. *Ausgewählt von Ernst Bertram*
463 Brentano, Clemens: Baron Hüpfenstich. *Märchen. Mit Zeichnungen von Hanna Preetorius*
486 Schneider, Reinhold: Die Tarnkappe. *Drama*
502 Hesse, Hermann: Klingsors letzter Sommer. *Erzählung*
521 Huch, Ricarda: Der falsche Großvater. *Erzählung*

II. *Neue Auflagen*

1 Rilke, Rainer Maria: Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke
8 Hofmannsthal, Hugo von: Der Tod des Tizian — Idylle. *Zwei Dichtungen*

Digitized by Google

10 Goethes Briefe an Auguste zu Stolberg
13 Hardt, Ernst: An den Toren des Lebens. *Novelle*
21 Novalis: Hymnen an die Nacht
Die Christenheit oder Europa
22 Huch, Ricarda: Liebesgedichte
23 Binding, Rudolf G.: Der Opfergang. *Eine Novelle*
24 Gogol, Nikolaj: Der Mantel. *Novelle*
27 Sophokles: Antigone. *Eine Tragödie*
28 Hofmannsthal, Hugo von: Der Tor und der Tod
30 Rilke, Rainer Maria: Requiem
37 Björnson, Björnstjerne: Synnöve Solbakken. *Erzählung*
40 Jacobsen, Jens Peter: Erzählungen
50 Hölderlin, Friedrich: Gedichte
58 Huch, Ricarda: Lebenslauf des heiligen Wonnebald Pück
67 Bahr, Hermann: Dialog vom Marsyas
69 Stifter, Adalbert: Nachkommenschaften. *Erzählung*
74 Rilke, Rainer Maria: Portugiesische Briefe
78 Hofmannsthal, Hugo von: Das kleine Welttheater
82 Grillparzer, Franz: Der arme Spielmann
87 Bertram, Ernst: Persische Spruchgedichte
88 Büchner, Georg: Dantons Tod
92 — Woyzeck / Lenz
96 Carus, Carl Gustav: Gedanken über große Kunst
105 Walther von der Vogelweide: Gedichte
109 Gunnarsson, Gunnar: Der Königssohn. *Eine Geschichte aus dem alten Norwegen*
112 Morgenstern, Christian: Zeit und Ewigkeit. *Gedichte*
113 Huch, Ricarda: Gottfried Keller
115 Rilke, Rainer Maria: Die Sonette an Orpheus
123 Whitman, Walt: Hymnen für die Erde
126 Burckhardt, Jacob: Größe, Glück und Unglück in der Weltgeschichte
134 Hofmannsthal, Hugo von: Alkestis. *Drama*
143 Gide, André: Der verlorene Sohn. *Übertragen von Rainer Maria Rilke*
147 Scheffler, Karl: Du sollst den Werktag heiligen. *Neun Essays*
149 Dostojewski: Der Großinquisitor
155 Deutsche Choräle. *Herausgegeben von Katharina Kippenberg*
165 Zweig, Stefan: Sternstunden der Menschheit. *Fünf historische Miniaturen*
167 Mell, Max: Das Apostelspiel
172 Huch, Ricarda: Der letzte Sommer. *Eine Erzählung in Briefen*
174 Zweig, Stefan: Ausgewählte Gedichte
175 Brentano, Clemens: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. *Mit Zeichnungen von Hans Meid*

Digitized by Google

177 Hebel, Johann Peter: Die schönsten Erzählungen aus dem Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes
180 Hauptmann, Gerhart: Hanneles Himmelfahrt
181 Mombert, Alfred: Musik der Welt
186 Claudius, Matthias: Der Wandsbecker Bote
187 Fechner, Gustav Theodor: Das Büchlein vom Leben nach dem Tode
193 Huch, Ricarda: Das Judengrab. Aus Bimbos Seelenwanderungen. *Zwei Erzählungen*
195 Stieler, Karl: Ein Winteridyll
203 Gilgamesch. *Eine Erzählung aus dem alten Orient*
204 Waggerl, Karl Heinrich: Du und Angela. *Fünf Erzählungen*
207 Stifter, Adalbert: Briefe
210 Le Fort, Gertrud von: Das Gericht des Meeres
216 Das Perlenhemd. *Eine chinesische Liebesgeschichte*
219 Papentrigk, Benno: Schüttelreime
220 Wilde, Oscar: Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading
222 Die vierundzwanzig Sonette der Louïze Labé. *Übertragen von Rainer Maria Rilke*
223 Alarcón: Der Dreispitz. *Eine spanische Novelle*
230 Mörike, Eduard: Mozart auf der Reise nach Prag. *Novelle*
235 Lenau, Nikolaus: Dichtung und Selbstbildnis. *Ausgewählt von Ernst Bertram*
239 Aus Minnesangs Frühling. *Mittelhochdeutsche Dichtungen*
252 Barrett-Browning, Elizabeth: Sonette aus dem Portugiesischen. *Übertragen durch Rainer Maria Rilke*
264 Hello, Ernest: Ludovik. *Erzählung*
268 Eichendorff, Joseph von: Gedichte
271 Droste-Hülshoff, Annette von: Die Judenbuche. *Erzählung*
274 Okakura, Kakuzo: Das Buch vom Tee
278 Stifter, Adalbert: Brigitta. *Erzählung*
280 Meister Eckhart: Ein Breviarium aus seinen Schriften
285 Lagerlöf, Selma: Das Mädchen vom Moorhof. *Erzählung*
300 Meyer, Conrad Ferdinand: Huttens letzte Tage
301 Stevenson, R. L.: Der seltsame Fall von Doktor Jekyll und Mr. Hyde
302 — Das Flaschenteufelchen. *Erzählung. Mit Holzschnitten von Hans Alexander Müller*
314 Puschkin, Alexander: Pique Dame. *Novelle*
318 Morgenstern, Christian: Palmström
324 Keller, Gottfried: Romeo und Julia auf dem Dorfe
334 Carossa, Hans: Die Schicksale Doktor Bürgers — Die Flucht
339 Hofmannsthal, Hugo von: Reden und Aufsätze
349 Zweig, Stefan: Die Augen des ewigen Bruders
355 Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten

Digitized by Google

358 Busch, Wilhelm: Platonische Briefe an eine Frau
360 Es war einmal. *Ein Bilderbuch von Ludwig Richter*
361 Nietzsche, Friedrich: Gedichte
362 Timmermans, Felix: Das Triptychon von den Heiligen Drei Königen. *Mit Zeichnungen des Dichters*
372 Annette von Droste in ihren Briefen
383 Brehm, Alfred: Die Singvögel des deutschen Waldes
387 Chinesische Meisternovellen. *Übertragen von Franz Kuhn*
389 Plato: Ein Gastmahl
400 Rilke, Rainer Maria: Der ausgewählten Gedichte erster Teil
406 — Briefe an einen jungen Dichter
407 Omar-i-Khajjam: Die Sinnsprüche Omars des Zeltmachers
409 Rilke, Rainer Maria: Briefe an eine junge Frau
417 Huxley, Aldous: Das Lächeln der Gioconda — Jung Archimedes. *Zwei Novellen*
418 Mell, Max: Ein altes deutsches Weihnachtsspiel
419 Lawrence, D. H.: Die Frau, die davonritt. *Novelle*
420 Timmermans, Felix: Sankt Nikolaus in Not und andere Erzählungen. *Mit Zeichnungen des Dichters*
423 Gracian, Balthasar: Hand-Orakel und Kunst der Weltklugheit
426 Waggerl, Karl Heinrich: Das Wiesenbuch. *Mit 16 Scherenschnitten des Verfassers*
432 Älteste deutsche Dichtungen. *In Urtext und Übertragung*
436 Trakl, Georg: Gesang des Abgeschiedenen. *Gedichte*
454 Hesse, Hermann: Vom Baum des Lebens. *Gedichte*
455 Die Briefe der Diotima an Hölderlin
456 Nebelthau, Otto: Mein Gemüsegarten. *Eine nützliche Unterweisung*
461 Hofmannsthal, Hugo von: Gedichte
469 Huch, Ricarda: Quellen des Lebens. *Umrisse einer Weltanschauung*
475 Binding, Rudolf G.: Die Geliebten. *Gedichte*
478 Busch, Wilhelm: Schein und Sein. *Gedichte*
479 Hauff, Wilhelm: Das kalte Herz. *Mit Zeichnungen von Fritz Fischer*
480 Rilke, Rainer Maria: Der ausgewählten Gedichte anderer Teil
482 Goethes Spruchweisheit. *Sprüche in Prosa*
483 Claes, Ernest: Die Heiligen von Sichem. *Mit 12 ganzseitigen Zeichnungen von Felix Timmermans*
487 Goethes schönste Briefe
491 Voigt-Diederichs, Helene: Sonnenbrot. *Erzählung. Mit Holzschnitten von Josua Leander Gampp*
494 Das kleine Rätselbuch. *Deutsche Volksrätsel*

Digitized by Google

496 Dichtungen des Michelangelo. *Übertragen von Rainer Maria Rilke*
498 Schnack, Friedrich: Geschichten aus Heimat und Welt
500 Carossa, Hans: Gedichte. *Vom Dichter ausgewählt*
506 Hölderlin, Friedrich: Briefe
508 Timmermans, Felix: Beim Krabbenkocher. *Erzählung*
510 Schaumann, Ruth: Der Petersiliengarten. *Ein Märchen*
511 Conrad, Joseph: Jugend. *Erzählung*
518 Stifter, Adalbert: Der Heilige Abend (Bergkristall). *Erzählung*
519 Kierkegaard-Brevier
522 Waggerl, Karl Heinrich: Kalendergeschichten
529 Latinische Gärten. *Römische Lyrik in deutscher Übertragung von Karl Preisendanz*
531 Coolen, Anton: Weihnachten in Brabant. *Erzählungen*
532 Ritter, Johann Wilhelm: Fragmente aus dem Nachlaß eines jungen Physikers
533 Le Fort, Gertrud von: Die Opferflamme. *Erzählung*
543 Ebner-Eschenbach, Marie von: Aphorismen
544 Briefe der Frau Rat Goethe
548 Guérin, Maurice de: Der Kentauer. *Übertragen von Rainer Maria Rilke*

Digitized by Google

INHALT

Jean Paul: *Vorspruch* 5

Goethe: *Selbstschilderung* 7
Aus dem sechsten Band der neuen Ausgabe des ‚Volks-Goethe'

Anton Kippenberg: *Goethe und Weimar* 10
Aus einer kommenden Sammlung der Reden und Schriften

Hans Carossa: *Begräbnistag* 16

Gertrud von le Fort: *An die Natur.* Zwei Gedichte 25

Lou Andreas-Salomé: *Paris, Wien und München* 26
Aus dem Buch ‚Lebensrückblick'

Rainer Maria Rilke: *Gedichte aus dem Nachlaß* 36

Erhart Kästner: *Phaeton* 41
Aus dem kommenden Buch ‚Griechenland'

Ernst Bertram: *Sieben Spruchgedichte* 48

Ilias Venesis: *Summe des Lebens.* Novelle 51

Rudolf Hagelstange: *Drei Gedichte* 62

Christian Morgenstern: *Zwei Briefe* 64
Aus der kommenden Ausgabe der Gesammelten Briefe

Georg Munk: *Die Verlobung* 71
Aus dem Roman ‚Am lebendigen Wasser'

Lia Timmermans: *Die letzten Werke* 79
Aus dem Buch ‚Mein Vater'

Aus dem Spanischen Liederbuch von Emanuel Geibel und Paul Heyse 90

Reinhold Schneider: *Die Buße des Grafen von Toulouse* 94
Aus dem Drama ‚Innozenz'

Digitized by Google

Friedrich Schiller: *Die Kunst im politischen Zeitalter* 101
Aus ‚Ästhetische Erziehung des Menschen'

Walther Ziesemer: *Der Magus im Norden* 107
Nachwort zu Band 415 der Insel-Bücherei

Rudolf Kassner: *Hochzeit zwischen Himmel und Hölle* 123
Aus dem Buch ‚Die Nacht des ungeborgenen Lebens'

Friedrich Schult: *Gedichte* 141

Paul Valéry: *Unsterblichkeit* 143
Aus ‚Eupalinos oder Der Architekt'

Adalbert Stifter: *Briefe* 153
Aus dem vorbereiteten siebenten Band der Stifter-Ausgabe

Wladimir Porché: *Liebe im Vallespir* 164
Aus dem Buche gleichen Titels

Hans Carossa: *Zwei Gedichte* 172

Anhang 174

VERZEICHNIS DER BILDTAFELN

Vor Seite

Josef Weisz: *Holzschnitt aus dem ‚Gestirnten Himmel'* 17

Lou Andreas-Salomé: *Bildnis* 33

Christian Morgenstern: *Bildnis* 65

Felix Timmermans vor seinem Haus in Lier 81

Fritz Kredel: *Zeichnung zu Bürgers ‚Münchhausen'* 113

Paul Klee: *Vogeldrama.* Zeichnung 129

Paul Valéry: *Bildnis* 145

Friedrich von Baden und sein Bruder 161
Aus der neuen Ausgabe des Werkes ‚Die Jugend großer Deutscher'

Digitized by Google

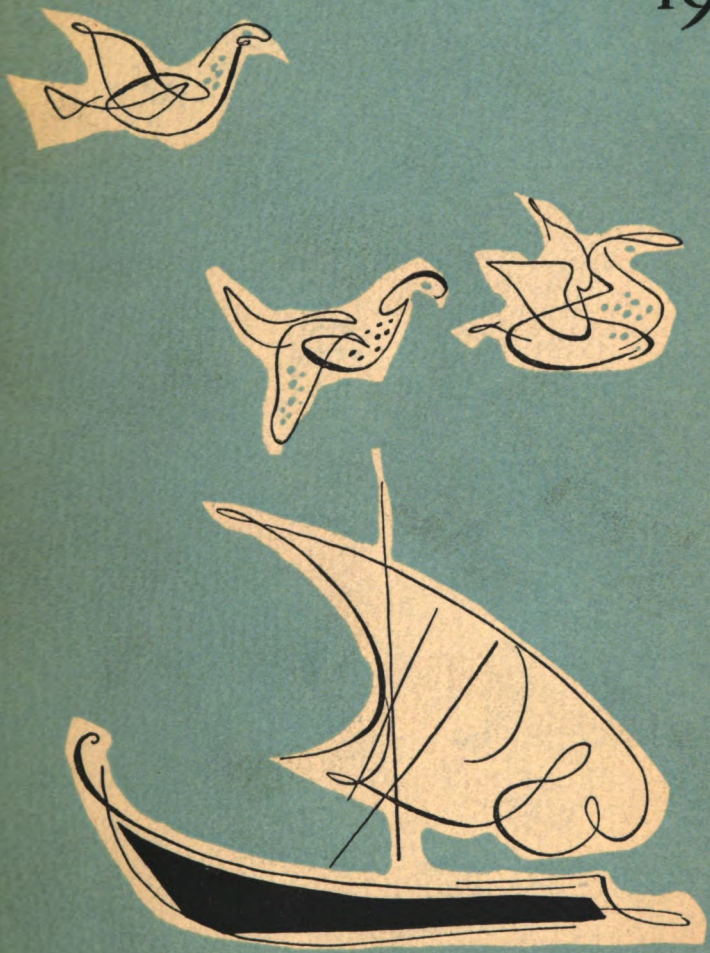
Zeichnung des Umschlags und des Titels von Wilhelm Neufeld
Schrift: Palatino und Palatino-Kursiv
Druck von Ludwig Oehms, Frankfurt am Main

Digitized by Google

830.6
I58
1953

INSEL ALMANACH

1953



Digitized by Google
UNIVERSITY OF M

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

INSEL ALMANACH 1953

IM INSEL-VERLAG

Digitized by Google

Digitized by Google

B - 13565

DIE KUNST,
DIE DU GELERNT HAST, BEHALTE LIEB,
UND BEI IHR SUCHE DEINE RUHE.
DEN REST DEINES LEBENS
DURCHWANDERE WIE EINER, DER ALLES
VON GANZEM HERZEN
DEN GÖTTERN ÜBERLASSEN HAT,
KEINES MENSCHEN HERR,
KEINES MENSCHEN SKLAVE.

Marc Aurel

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Gottlieb Klopstock · Die Frühlingsfeier

Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht,
Wo die ersten Erschaffenen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur, will ich schweben, und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen,
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Da ein Strom des Lichts rauscht', und unsre Sonne wurde,
Ein Wogensturz sich stürzte wie vom Felsen
Der Wolk' herab und den Orion gürtete,
Da entrannest du, Tropfen, der Hand des Allmächtigen!

Wer sind die tausendmal tausend, wer die Myriaden alle,
Welche den Tropfen bewohnen, und bewohnten? und wer bin ich?
Halleluja dem Schaffenden! mehr wie die Erden, die quollen!
Mehr wie die Siebengestirne, die aus Strahlen zusammenströmten!

Aber du Frühlingswürmchen,
Das grünlichgolden neben mir spielt,
Du lebst; und bist vielleicht
Ach nicht unsterblich!

Digitized by Google

Ich bin heraus gegangen anzubeten,
Und ich weine? Vergib, vergib
Auch diese Träne dem Endlichen,
O du, der sein wird!

Du wirst die Zweifel alle mir enthüllen,
O du, der mich durch das dunkle Tal
Des Todes führen wird! Ich lerne dann,
Ob eine Seele das goldene Würmchen hatte.

Bist du nur gebildeter Staub,
Sohn des Mais, so werde denn
Wieder verfliegender Staub,
Oder was sonst der Ewige will!

Ergeuß von neuem du, mein Auge,
Freudentränen!
Du, meine Harfe,
Preise den Herrn!

Umwunden wieder, mit Palmen
Ist meine Harf umwunden! ich singe dem Herrn!
Hier steh ich. Rund um mich
Ist alles Allmacht! und Wunder alles!

Mit tiefer Ehrfurcht schau ich die Schöpfung an,
Denn du!
Namenloser, du!
Schufest sie!

Lüfte, die um mich wehn, und sanfte Kühlung
Auf mein glühendes Angesicht hauchen,
Euch, wunderbare Lüfte,
Sandte der Herr! der Unendliche!

Digitized by Google

Aber jetzt werden sie still, kaum atmen sie.
Die Morgensonne wird schwül.
Wolken strömen herauf.
Sichtbar ist, der kommt, der Ewige!

Nun schweben sie, rauschen sie, wirbeln die Winde!
Wie beugt sich der Wald! wie hebt sich der Strom!
Sichtbar, wie du es Sterblichen sein kannst,
Ja, das bist du, sichtbar, Unendlicher!

Der Wald neigt sich, der Strom fliehet, und ich
Falle nicht auf mein Angesicht?
Herr! Herr! Gott! barmherzig und gnädig!
Du Naher! erbarme dich meiner!

Zürnest du, Herr,
Weil Nacht dein Gewand ist?
Diese Nacht ist Segen der Erde.
Vater, du zürnest nicht!

Sie kommt, Erfrischung auszuschütten,
Über den stärkenden Halm!
Über die herzerfreuende Traube!
Vater, du zürnest nicht!

Alles ist still vor dir, du Naher!
Rings umher ist alles still!
Auch das Würmchen, mit Golde bedeckt, merkt auf!
Ist es vielleicht nicht seelenlos? ist es unsterblich?

Ach, vermöcht ich dich, Herr, wie ich dürste, zu preisen!
Immer herrlicher offenbarst du dich!
Immer dunkler wird die Nacht um dich,
Und voller Segen!

Digitized by Google

Seht ihr den Zeugen des Nahen, den zückenden Strahl?
Hört ihr Jehovas Donner?
Hört ihr ihn? hört ihr ihn,
Den erschütternden Donner des Herrn?

Herr! Herr! Gott!
Barmherzig und gnädig!
Angebetet, gepriesen
Sei dein herrlicher Name!

Und die Gewitterwinde? sie tragen den Donner.
Wie sie rauschen! wie sie mit lauter Woge den Wald durch-
Und nun schweigen sie. Langsam wandelt [strömen!
Die schwarze Wolke.

Seht ihr den neuen Zeugen des Nahen, den fliegenden Strahl!
Höret ihr hoch in der Wolke den Donner des Herrn?
Er ruft: Jehova! Jehova!
Und der geschmetterte Wald dampft.

Aber nicht unsre Hütte!
Unser Vater gebot
Seinem Verderber,
Vor unsrer Hütte vorüberzugehn.

Ach, schon rauscht, schon rauscht
Himmel und Erde vom gnädigen Regen.
Nun ist, wie dürstete sie! die Erd erquickt,
Und der Himmel der Segensfüll' entlastet.

Siehe, nun kommt Jehova nicht mehr im Wetter,
In stillem, sanftem Säuseln
Kommt Jehova,
Und unter ihm neigt sich der Bogen des Friedens!

Digitized by Google

JEDE Jugend strebt bewunderten Vorbildern nach, jeder neue Anfang erwächst aus einer lebendigen Überlieferung. Zwei Begegnungen haben der Lyrik Schillers in der Frühzeit ihr Gepräge gegeben: die mit Gellert und mit Klopstock. Von ihnen ist die zweite die nachhaltigere gewesen; sie hat ihn für die Jahre seines ersten eigenen Schaffens zur Nachfolge aufgerufen, und so mündete auch die kritische Rechenschaft, die er nach einem Jahrzehnt beim Abschluß seiner philosophischen Studien über seine dichterischen Anfänge ablegte, notwendig in eine Auseinandersetzung mit Klopstock ein. Beide aber, Gellert wie auch Klopstock, haben in erster Linie als religiöse Dichter auf den jungen Schiller eingewirkt und dadurch die Wesensart seiner frühen Lyrik bekräftigt. Ist es uns doch glaubwürdig überliefert, daß sein erstes dichterisches Erwachen mit einer religiösen Erweckung zusammengefallen war.

Wir verdanken diese Nachricht einem Jugendfreunde Schillers, der sie 1792 in Jena oder 1793 in der schwäbischen Heimat von ihm selber gehört hat. Als die Mutter ihn am Tage vor der Konfirmationshandlung sorglos nach Knabenweise auf der Straße umherschlendern sah, rief sie ihn zu sich, machte ihm sanfte Vorwürfe wegen seines Leichtsinns, und indem sie ihm eindringlich die Wichtigkeit des morgigen Tages vorstellte, war die Frucht davon beim gerührten Sohn ein frommes Gedicht. So sei also – soll Schiller dazu geäußert haben – sein erstes lyrisches Gedicht unmittelbar auf ihre Mahnung hin entstanden und – ein religiöses Gedicht gewesen. Ein Durchbruch der dichterischen Kraft also im Augenblick eines hochgesteigerten religiösen Gefühls.

In der Karlsschule gehörte dann ebensoviel dazu, sich als jungen Dichter zu bekennen, wie an seinen theologischen Berufswünschen festzuhalten. »Neigung für Poesie beleidigte

Digitized by Google

die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plan seines Stifters« – so begann Schiller 1784 in der Ankündigung seiner ›Rheinischen Thalia‹ die Schilderung der Karlsschule. Das muß man sich vor Augen halten, um zu verstehen, was es heißt, wenn in den oft gegenseitigen Charakterisierungen der Eleven für den Herzog fast von allen Kameraden als hervorstechender Charakterzug Schillers seine Neigung für die Poesie hervorgehoben wurde. Und diese tief erlebte, mit den besten Erinnerungen an seine geraubte Kindheit verbundene und eigensinnig verteidigte Dichtung erlebte alsbald eine fruchtbare Entwicklung.

Wir dürfen vermuten, daß schon jener erste dichterische Versuch sich an den Dichter angeschlossen hatte, der der Lieblingsdichter seiner Mutter war und überhaupt sein Elternhaus beherrschte: Gellert. Schiller hat ihn später als »einen wahrhaft naiven Dichter« gerühmt. Gellertsche Gedanken und Wortprägungen hat man sowohl in den überlieferten Gebeten des Vaters Schiller als auch in Schillers eigenen Jugendgedichten nachgewiesen. In Gellerts Hymne ›Die Ehre Gottes in der Natur‹ geht die Sonne ihren Weg »als wie ein Held«. Das ist in Schillers Gedicht ›Der Abend‹ und noch in ›Die Räuber‹ eingegangen. Die Meininger Landesbibliothek verwahrt noch einen Gellertband mit seinem Namenszug; er mag ihn 1783 in Bauerbach zurückgelassen haben.

Jedoch eines Tages erhielt seine Dichtung eine neue Richtung durch ein zweites würdiges und großes Vorbild: Klopstock. Daß er Klopstock erst jetzt als Fünfzehnjähriger am Anfang seiner Karlsschulzeit auf der Solitüde kennen gelernt hat, darüber stimmen alle Zeugnisse ganz klar überein.

Wie gewaltig der Schritt war, den der junge Schiller damals tat – vom Kirchenliederdichter der Aufklärung, der die Macht des Schöpfers »anbetend überlegte«, zum Sänger des ›Messias‹, das können wir Heutigen uns am besten nach-

Digitized by Google

erlebbar machen, indem wir uns jenes schon erwähnte Gellertsche Gedicht ›Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre‹ erst in seiner bloßen Versgestalt, dann aber in seiner Vertonung durch Beethoven vergegenwärtigen, worin es erst die uns vertraute großartige Steigerung erfahren hat. Jedoch dieser Vergleich weist uns nur die Richtung und darf uns nicht genügen. Kein anderer großer Dichter ist dem Bewußtsein und unmittelbaren Empfinden der späteren Generationen so sehr verloren gegangen wie Klopstock. Wodurch dies geschehen konnte und worin die Tat seines Genius bestand, wodurch seine Leistung in seiner Zeit die Jugend hinriß, aber dem 19. Jahrhundert unerfaßbar wurde, wird uns einigermaßen verständlich, wenn wir uns die Würdigung des ›Messias‹ durch Wilhelm Scherer vor Augen halten. Scherers Literaturgeschichte (1883), die sonst sowohl in den Einzelzügen als auch im ganzen bis heute unerreicht geblieben ist, trägt doch gerade in den Abschnitten über Klopstock alle Züge ihrer naturwissenschaftlich befangenen Entstehungszeit. Ihr Verfasser erklärt es für den schlimmsten Mangel an Klopstocks christlichem Epos, daß er sich weder den alten Zustand Palästinas vergegenwärtigt, noch Reisebeschreibungen studiert habe; auch nicht das Volk in seiner eigenen Umgebung, um naive Züge zu finden, womit er das Volk von damals charakterisieren konnte; und nicht die Geistlichen und Fanatiker des 18. Jahrhunderts, um Züge für die Schriftgelehrten und Pharisäer zu bekommen.

Von solchen Gedanken führt nun freilich keine Brücke zu Geist und Form der Klopstockschen Dichtung. Diesem liegen psychologische und kulturgeschichtliche Erklärungen so meilenfern wie äußerliche Kostümtreue. Alles ist bei ihm Innerlichkeit; in seinem Epos verläuft alles Geschehen in den Seelen der Personen. Dieses Seelische äußert sich ebensooft mit zarter Vertiefung wie mit großartiger Gewalt. Da zieht sich zu Beginn der Handlung Jesus in ein Gebirge im Osten

Digitized by Google

von Jerusalem zurück, wo er auch sonst »einsame Nächte / unter des Vaters Anschaun ernst in Gebeten durchwachte«. Er erinnert seinen göttlichen Vater daran, wie sie einst gemeinsam die Schöpfung vollbrachten und schon damals das größere Werk, die Erlösung, beschlossen. Das Gebet wird zum monumentalen Zwiegespräch der Gottheit mit sich selbst.

Weiter sagt' er, und sprach: »Ich hebe gen Himmel mein
Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken, und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du: Ich will die Menschen erlösen.«

Und darauf mit derselben Wucht, den Fluß des Hexameters gestaut, einsilbige Wörter aufeinander getürmt (wie in den erhabensten Versen der Oden):

Aber unhörbar den Engeln, nur sich und dem Sohne
vernommen,
Sprach der ewige Vater, und wandte sein schauendes Antlitz
Nach dem Versöhner hin: »Ich breite mein Haupt durch die
Himmel,
Meinen Arm aus durch die Unendlichkeit, sage: Ich bin
Ewig! und schwöre dir Sohn: Ich will die Sünde vergeben.«

Man muß sich solche Verse laut vorlesen, um zu begreifen, welch grandiose Anschauung Gottes der deutsche Geist hier erreicht und welche großartigen Wirkungen er zugleich der deutschen Sprache abgewonnen hatte.
Und doch muß sich, was die Menschen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts am ›Messias‹ empfanden, noch gesteigert haben, als seit 1771 auch Klopstocks Oden allgemein zugänglich wurden. Wir erinnern uns dafür an jene Szene aus Goethes ›Werther‹, wo der Dichter seinen Helden mit Lotte in einem ländlichen Gasthof ein Gewitter erleben und im Gedanken an die Ode ›Die Frühlingsfeier‹ nur das eine Wort »Klopstock« aussprechen läßt. Was jene Genera-

Digitized by Google

tion zuerst durch ein vertieftes Christentum an seelischen Kräften entbunden hatte, das wandte sie nun an eine Beseelung und Erhöhung der Diesseitswelt. Der Sänger der Erlösung erwies sich auch als der Führer zu dieser neuen Wirklichkeit. Auch hier freilich bleibt alles Anbetung, Bewunderung, Seligkeit, Ahnung, Erstaunen, heiliges Feuer, Aufflammen in Entzückungen, Überströmen der ganzen Seele durch der Seligkeiten höchste. Auch die Schöpfung einer deutschen Dichtersprache, die ja fast allein das Werk Klopstocks gewesen ist, wurde in den Oden zur letzten Höhe getrieben. Hatte er zuerst den epischen Vers Homers, als einer der wenigen in unserer Geschichte, die den Formwillen der deutschen Sprache zu erfüllen wagten, eingedeutscht, so glaubte er jetzt, Pindars geheimnisvolle Versgebilde als freie Rhythmen verstehen zu dürfen, und gewann dadurch das empfindsamste Instrument für seine zartesten und erhabensten Ideen.

Wer Schiller zuerst von Gellert zu Klopstock geführt hat, wissen wir nicht. Wohl aber verdanken wir seinem Akademiegenossen Petersen eine Schilderung davon, wie er damals von dieser neuen Begegnung überwältigt wurde. »Diese Lesebeschäftigung«, heißt es da, »war keineswegs nur ein flüchtiges, gleichsam naschendes Genießen; nein, es war ein ernstes, tagtäglich fortgesetztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen, Aneignen. Unstreitig ist es, daß diese warme volle Einsaugung der Klopstockschen Anschauungen, Gefühle, Bilder und Vorstellungen die bestimmteste Wirkung auf Schillers Bildung hatte. Sie war es, die seine Empfänglichkeit für das Weiche und Zarte und zumal das Innige und Geistige weckte und belebte; sie befruchtete die Keime der schönsten Eigentümlichkeiten, die uns in seinen gelungensten späteren Arbeiten so zauberisch anziehen.« Denselben Mitteilungen verdanken wir auch die Nachricht, daß Schiller damals Moses, den »mächtig hervorragenden

Digitized by Google

Seher, Gesetzgeber, Heerführer und Staatsordner der Urwelt«, zum Helden eines eigenen Epos gewählt hat; aber das Werk sei »mühevolles Nachstreben und Nachbilden« gewesen, eben nach dem erdrückenden Vorbild des ›Messias‹.

Wir selbst können die Wirkung seiner ersten Klopstock-Begeisterung und ebenso sein langsames Hinauswachsen über den Meister an den frühesten Gedichten beobachten, die uns von ihm erhalten sind. Es sind vor allem die folgenden: ›An die Sonne‹ (das nach einer Angabe seiner Schwester Christophine aus seinem vierzehnten Jahre stammen soll), ›Der Abend‹, ›Hymne an den Unendlichen‹, ›Der Eroberer‹, ›Die Herrlichkeit der Schöpfung‹. Davon wurden ›Der Abend‹ und ›Der Eroberer‹ vom Professor Haug, der in der Akademie der »Deutschlehrer« war und der in der Literaturgeschichte als der schwäbische Gottsched gilt, einem fruchtbaren Poeten und noch fruchtbareren Kritiker und Zeitschriftenherausgeber, im September 1776 und Januar 1777 in seinem ›Schwäbischen Magazin‹ abgedruckt und, wie es seine Gewohnheit war, mit kurzen Begleitworten versehen. Zum ›Abend‹ bemerkte er: es dünke ihn, der Verfasser habe schon gute *Autores* gelesen und bekomme mit der Zeit ein *»os magna sonaturum«* (ein Vergil-Zitat: einen Mund, der große Dinge erklingen lassen wird). Und zum ›Eroberer‹: »Von einem Jüngling, der allem Anschein nach Klopstocken liest, fühlt und beinahe versteht. Wir wollen sein Feuer beileibe nicht dämpfen; aber *nonsense*, Undeutlichkeiten, übertriebene Metathesen – wenn einst vollends die Feile darzu kommt, so dörfte er mit der Zeit doch seinen Platz neben – einnehmen und seinem Vaterlande Ehre machen.« Der Strich bedeutete Schubart, der im selben Monat, da dieses Heft erschien, auf württembergisches Gebiet gelockt und auf den Asperg geschleppt wurde.

Wie Klopstock, so fühlt sich auch der Jüngere als der erwählte Sänger Gottes. Er hat von seinem Meister gelernt, welche

Digitized by Google

Würde und Magie dem Gesang des seraphischen Dichters eignen. So verkündet er denn:

Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen,
Laß strömen sie, o Herr, aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen,
Zu dir, zu dir, des hohen Fluges Ziel,
Mich über Sphären, himmelan gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl ...

Den Preis Gottes in der Natur hatte er auch bei Gellert und Haller vernommen; als Schüler Klopstocks aber ruft er ihr zu:

Verstumm Natur umher und horch der hohen Harfe,
Dann Gott entzittert ihr ...

Und ebenso folgt er Klopstock, der in seiner Ode auf Friedrich V. von Dänemark diesen Friedensfürsten im Gegensatz zu dem wilden Eroberer gepriesen und im sechzehnten Gesang des ›Messias‹ ein Weltgericht über die Könige geschildert hatte, unmittelbar, wenn er eine eigene Ode beginnt:

Dir, Eroberer, dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedursts,
Vor dem Auge der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht.

In der Vision des Weltgerichts am Ende der ›Räuber‹ ist es des Vaters weiße Locke, durch die die Waagschale des Franz Moor belastet und herabgedrückt wird; beim Weltgericht über den Eroberer ist es der Fluch des Dichters, der die Waage »tiefer, tiefer zur Höll hinab reißen« soll; dann wird sein »gefluchtester wärmster heißester Fluch ganz gesättigt sein«.

Schiller selbst hat später von seinem Klopstock-Erlebnis eingehender berichtet als von irgendeinem anderen Vorgang seiner Entwicklung. Er hat dies getan, als er sich am Ende

Digitized by Google

des langen Weges wußte, den er in der Begeisterung für Klopstock zuerst beschritten und der ihn dann weit über ihn hinausgeführt hatte. Wenn wir jetzt diese seine Urteile anhören, müssen wir also bedenken, daß Schiller vom erreichten Ziele her auf seinen Anfang zurückblickt: der Dichter, der sich zum ›Wallenstein‹ rüstet, schreibt über den Jüngling, der noch nicht einmal ›Die Räuber‹ dichtete, und über seine Begeisterung für den Dichter des ›Messias‹, der Oden, des biblischen Dramas ›Salomo‹.

Diese späte Würdigung Klopstocks steht in den Horen-Aufsätzen aus dem Jahre 1795 ›Über naive und sentimentalische Dichtung‹. Als er die Begriffe dieses Titels prägte, fühlte er sich mitten hineinversetzt in ein sehr kompliziertes und ihm sehr problematisches modernes Leben. Die Wesensart des *modernen* Menschen sah er im Gegensatz zum *antiken*. Der antike Mensch hatte unbefangen die Gotteswelt, sein eignes Lebenslos, sein eignes Wesen bejaht; und ebenso unbefangen und selbstverständlich hatten alles das die antiken Dichter dargestellt. Dieser Einklang mit der Natur ist es, was Schiller unter »naiv« versteht. Ganz anders das »Sentimentalische«. Der moderne Mensch stand kritisch zu seiner Umwelt und zu sich selbst. Er hielt die Lebensformen in Staat, Wirtschaft, Geselligkeit für künstliche und meist unwürdige Gebilde; er hielt sich selbst für unvollkommen, durch den Zwang des gesellschaftlichen Lebens und einer unvernünftigen Erziehung entartet. Aber diesem modernen Dasein stellte er eine bessere Welt gegenüber: eine Welt der Idee und des Ideals. Erst die Sprachverflachung der nachklassischen Zeit hat diese Worte ihres ganz bestimmten Sinnes beraubt. Bei Schiller bedeutet Idee immer die freie Schöpfung des selbständigen Geistes (der Vernunft); wenn die Idee zur Verwirklichung aufruft, heißt sie Ideal. An Idee und Ideal mißt nach Schiller der sentimentalische Dichter die Wirklichkeit. Er straft ihre Unvollkommenheit als Satiriker; oder er stellt

Digitized by Google

begeisternd eine bessere Welt dagegen, mag er diese nun rückblickend in einem auf immer verschwundenen idyllischen Hirtendasein, oder mag er sie in einer fernen, nie erreichbaren Zukunft erblicken.

Freilich hat sich Schiller keineswegs mit dieser Alternative zufrieden gegeben und sich nicht dabei beruhigt, selber ein »sentimentalischer« Dichter zu sein. Vielmehr sah er noch ein drittes: es brauchte ja auch für den modernen Menschen und Dichter gar nicht nur ein Entweder-Oder zu geben zwischen wertloser Wirklichkeit und wertvollen Idealen, die in einer unerreichbaren Höhe thronten. Konnte es denn nicht auch jetzt noch eine echte Natur geben, die mit der Idee übereinstimmte (nicht bloß eine gemeine »Wirklichkeit«, die als solche schon der »Idee« widersprach)? Daß es dieses Dritte gab, das war Schillers entscheidende Entdeckung, und indem er in einer jahrelangen Selbsterziehung sich diese »gesunde Natur« zurückgewann und sich der »Naivetät« Goethes näherte, bahnte er sich den Weg zu dem klassischen Stil seiner reifsten Werke. Wenn er nun von dieser erreichten Höhe her auf seine Entwicklung zurückblickte, so mußten vor allem zwei Vorgänge in den Vordergrund treten: daß er »sentimentalischer Dichter« geworden und daß er darüber hinausgelangt war.

Aber wir stehen erst an der Stelle in seinem Lebensgang, wo jene erste entscheidende Prägung geschah. Der junge Schiller fühlte seine Entwurzelung und fühlte sich zugleich als Dichter. Und damit traf, im fruchtbarsten Augenblick, seine geistige Begegnung mit dem größten »sentimentalischen« Dichter zusammen. Er wurde für einige Zeit Schüler, ja »Sklave« Klopstocks. Dieser löste den »wahrhaft naiven« Gellert bei ihm ab, und er konnte ein Stück Weges mit ihm gehen.

In Schillers abschließender Rückschau wird Klopstock daher zuerst gewürdigt als der glänzendste Vertreter der *Ideendichtung*. Seine Sphäre, so wird festgestellt, ist das Ideenreich

Digitized by Google

und – da ein wirkliches Ideal nie erreichbar sein kann – *das Unendliche*. Mit den höchsten Ruhmestiteln wird er deshalb gefeiert: Ernst, Kraft, Schwung, Tiefe zeichnen alles aus, was von ihm kommt. Aber gerade hier setzt das Bedenken des späteren, auf seine Anfänge zurückblickenden Schiller ein: Klopstock *führe immer aus dem Leben heraus;* er »rufe immer nur den Geist unter die Waffen«; eine solche Haltung sei auf die Dauer keine Kraftquelle, sondern eine Gefahr; sie sei übermenschlich und darum nicht menschenmöglich. Schillers ganzes Drängen wird, sobald er den ersten Klopstock-Rausch überwunden hat, gerade auf die Entdeckung des *Menschen* gehen.

Von Klopstock werde der Mensch – so lautet Schillers späte Kritik – gerade davon abgehalten, seine Grenzen und Aufgaben *als Mensch* zu bejahen, und statt dessen in einer »immerwährenden Spannung des Gemüts« gehalten. Und das sei um so bedenklicher, als Klopstock in seiner Art so groß sei. »Keusch, überirdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirrt, doch niemals davon herabgesunken ist.« Aber nun beachte man, wie Schiller fortfährt; denn darin liegt nicht nur seine spätere Stellungnahme, sondern es bezeichnet zugleich auch seine nächste Jugenderfahrung. »Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann ... Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüts kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form flieht und jede Grenze zu enge findet,

Digitized by Google

ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgetan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird und aus dem Reich der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.«

Also die Zeit seiner Klopstock-Nachfolge war eine Zeit der Exaltation und jenes Hinausstrebens über das Leben und alle Grenzen hinaus, die wir aus dem ersten Faust-Monologe so gut kennen; denn auch Faust ist, wie Schiller selbst es einmal ausdrücklich festgestellt hat, ein »moderner«, »sentimentalischer« Mensch, dargestellt in all der inneren Notwendigkeit seiner Entwicklungen von dem »naiven« und realistischen, d. h. auch eine solche Wirklichkeit in ihrer individuellen Wahrheit erfassenden Dichter Goethe. Es muß daher ein naturgesetzlicher Schritt im Leben geschehen, wo man »in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt«. Nun bestand aber die Größe Klopstocks gerade darin, daß in ihm zugleich auch die Ansätze zur Überwindung der angedeuteten Gefahren lagen. Er war ja gar nicht nur der Messiasdichter und der seraphische Sänger Gottes. Er hatte zwei Seelen in seiner Brust, und eine davon »hielt sich an die Welt mit klammernden Organen«. Das war seine überschäumende Daseinsfreude, durch die er seine verzückten Verehrer gelegentlich so sehr enttäuschte. Und diese wirkt sich auch in seiner Dichtung aus, an der Schiller rühmt: »Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem ›Messias‹ stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reizende Naivität bewiesen.«

Digitized by Google

Klopstock war also, wie Schiller ihn später sah und wie er den Ertrag seiner jugendlichen Begeisterung beurteilte, beides: Gefahr und Hilfe zu ihrer Überwindung. Denn seine Dichtung war »Schwärmerei«, welche die Natur nicht veredelt, sondern verläßt; sie war aber auch Veredelung, d. h. Entdeckung der wahren Natur, an Stelle der gemeinen Wirklichkeit. In Gedichten wie der Ode ›Der Zürcher See‹ konnte die nachfolgende Generation jenen idealen Realismus finden, in dem sich eines Tages Schiller und Goethe trafen. Ja, auch das, was man erst recht erobern mußte: ganzes volles Menschsein, das empfand man vorbildlich in Klopstock. Als Goethe in seiner dramatischen Satire die griechischen Helden des Euripides mit ihrem Verbalhorner Wieland abrechnen ließ (1773), rühmte seine Alceste gerade ihn im Gegensatz zu dem sentimental-modernen Wieland: ... »Euer Klopstock, der doch immer unter euch ein Mensch ist.« So konnte denn Schiller gerade an Klopstock in seine nächste dichterische Epoche hineinwachsen.

Über dieses Weiterkommen und das kritische Ringen mit seinem großen Vorbilde liegen uns einige Zeugnisse vor, mit denen wir diese Betrachtung schließen wollen. Dabei scheint in seiner Zustimmung zuerst der ›Messias‹ hinter die Oden zurückgetreten zu sein, und der christliche Gehalt hinter die dichterische Gestaltung. Das beweisen in der ›Anthologie‹ auf 1782 ein kleines Sinngedicht ›Die Messiade‹ und ein größeres: ›Klopstock und Wieland (als ihre Silhouetten neben einander hiengen)‹. Klopstock werde für ihn geschrieben haben, wenn er erst »überm Strome drüben« sein werde; für *Menschen* sei Wieland der rechte Dichter. Es ist deutlich, daß diese Wendung zum ironisch-freien Lebenskünstler, der dazu der berühmteste Schwabe auf dem Parnaß war, sich im weltanschaulichen Bereich vollzog.
Dagegen war die dichterische Auseinandersetzung mit dem

Digitized by Google

alten Vorbild viel schwieriger. Von den Besuchen, die der junge Karl Philipp Conz, Schillers einstiger Lorcher Spielkamerad, als Bebenhausener Seminarist 1782 in Stuttgart abstattete, erzählt er: »Einmal traf ich auf seinem Schreibtisch — er hatte meist wenige Bücher um sich her — Klopstocks Oden an, den Karlsruher Nachdruck. Als ich sie eröffnete, fand ich mit Befremdung, daß eine nicht gar unbeträchtliche Anzahl mit großen, quer ins Kreuz gezogenen derben Tintenzügen rein durchstrichen war. Als ich ihn lächelnd fragte, was dies zu bedeuten habe, sagte er: ›Diese gefallen mir nicht.‹ Ich blätterte nach und freute mich, daß meine Lieblingsoden: ›Der Zürcher See‹, die an Cidli, an Fanny, an Ebert, ›Wingolf‹ u. a. von dieser strengen Kritik waren verschont geblieben und sie doch meist nur diejenigen getroffen hatte, worin der Geist der Reflexion und eine oft grammatisch-wissenschaftliche Tendenz vor der eigentlich begeistert-lyrischen voranherrscht.« (Eine ähnliche Auswahl der schönen und anerkannten Oden gibt Schiller am Ende seiner großen Rückschau in den Aufsätzen ›Über naive und sentimentalische Dichtung‹.)

Von Conz stammt wohl auch ein anderer Bericht, in dem es heißt: »Ich erinnere mich, daß Schiller in seinem Exemplare von Klopstocks Oden in der Ode: ›So schweigt der Jüngling lange‹ nach den Worten: ›Ich liebe dich, mein Vaterland!‹ die übrigen Strophen durchstrich, weil sie den großen Eindruck sonst nur schwächten. ›Die Genesung‹ durchstrich er ganz, weil der Inhalt trotz der pompösen Worte doch nur sei: Wär ich nicht genesen, so wär ich gestorben und hätte meine ›Messiade‹ nicht vollenden können.«

Aber diese Kritik war zugleich ein schöpferisches Ringen. Ein dritter Bericht versetzt uns in den Vormittag von Schillers Flucht aus Stuttgart. Um zehn Uhr sollte nach der Abrede alles bereit sein, was aus Schillers Wohnung noch wegzubringen war, und der treue Genosse Streicher stellte sich

Digitized by Google

mit der Minute ein. »Allein,« so hat dieser erzählt, »er fand nicht das mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuch in dem Lazarett nach Hause zurückgekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen eine ihn schon oft besonders angezogen hatte und jetzt aufs neue so aufregte, daß er sogleich« — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick! — »ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile mußte Streicher dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter, von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte.«

Katharina Kippenberg und Rainer Maria Rilke: Briefwechsel

Villingen, Augustmond 1919
(12. 8.)

Bester Freund!

Daß Sie an diesem Tage mir ›den graden Weg von Villingen nach Soglio‹ angeben — daß ich an Sie abgeben kann, was ist wie die Zwetsche vor dem Platzen. — Glücklich sag ichs — Worte wie Halde, Bergwiese, Vollmondschein, Tannenwald, Sternenhimmel, sie sind keineswegs ersonnen, sie sind erlebt. Seit früher Kindheit habe ich den Mond gefeiert — ein Fest der Nacht ist er, der in der Stadt die Steine fühlen macht, die ärmsten Dachkammern am meisten, doch alle alle mit Seligkeit beschenkt. Gestern verzauberte er Wald und Wiese zu einem glücklichen Geheimnis, ein Glanz lag auf dem Grase, man wußte nicht, wo solls hinaus, da flutete es gegen die Tannenwand. Die Tannen, die mächtigsten Geschöpfe jetzt der Erde, da das Tiergeschlecht elend klein geworden und

Digitized by Google

der Elefant fern von uns stampft, nahmen den Andrang, verwandt mit dem leidenschaftlichen Gewelle ihres herrlichen Körpers strahlend auf und nun flog der große Schuhu plötzlich in den Mondschein, so vollkommen lautlos, daß es zwei Vögel wurden, sein Schatten und er, beide schwebend auf dem Licht, es höhlend, schlagend und zerreißend mit dunklen Schwingen, wie ein Spiel der Nacht und des Satans. Nun fing er an zu wachen, während alles schlief, und flog, den Mondstrahl spukhaft um die mächtigen Flügel wirbelnd, schließlich in den Schatten der höchsten Tanne, wo er auslöschte. Und wir mischten uns ganz unter die Natur und badeten und tanzten im Mondschein auf der hellen Wiese, wie die spartanischen Jungfrauen, was mir immer so wunderbar erschienen ist — und wie wir selbst schimmerten und glänzten! — In hohen Augenblicken, kennen Sie es, Dichter — und wie kommts? — so als ob man fliegend, auffliegend gegen die Decke stößt — dieses Begehren nach dem Tod — ists die Prophetie, daß er eine Stufe zu noch höherem Kreise ist? — Heute nun werde ich traurig und sage mir: was uns eine herrliche Ausnahme ist, ein Zustand, den wir nur durch Opfer, durch tagelange Entfernungen von unserm Wohnort herbeiführen können, das haben die Menschen vor hundert Jahren jeden Tag besessen. Ha, einen Grund hats ja auch, das innere Elend! Es mag ein Unterschied sein, ob, wo man erwacht, die Gardinen gebläht werden vom Sommerwind, der über Heu gelaufen, ob man zum Tagesgeschäft durch den Morgen mit seinen Ahnungen geht oder durch stundenlose Häusermauern. Der Morgen der Tanne, das ist ihr kühler, starker Atem, das ist der gute Geruch des heiligen Grundes, in den sie die Nacht über versunken war, ihr Mittag, das ist die warme Güte ihres Nadelduftes, ihr Abend der himmelblaue Stern über ihrer Spitze. — Nicht immer sichtbar, aber doch wirkend und seiend, so wehen Frühe, Luft und die leibhafte Feuchte des Erdbodens durch das Gedichtwerk jener

Digitized by Google

Zeit – heißgeliebte, teure Natur, Dank dir, daß du den größten Genius in einem Jahrhundert erwecktest, in dem es möglich wurde, ganz zu werden, was er war, das Göttliche vollkommen aus sich herauszurollen. –

Ich habe von Ihnen geträumt, lieber Freund. Erst gingen Sie unruhig auf und ab, dann waren Sie plötzlich weg. Dann fuhr aus hoher, blauer Luft etwas Leuchtendes grade Ihnen in den Schoß. Sie waren wieder da und – kennen Sie das so häufig geübte Kunststück des Zauberers, daß aus einem einzigen Papierstreifen ein ganzer Berg wird? – so schoß Glanz auf Glanz von dem Ding aus, immer dichter, immer dicker, auf uns alle zu, jeder nahm, jeder bekam, des Sprühens, Gebens und Wachsens war kein Ende. Ist das nicht ein schöner Traum? – Man kann ihn ja auch auf den Grünewald deuten, an den ich so fest geglaubt habe, – an den ich noch glaube. – – – Wenn Sie ihn schreiben, o so schreiben Sie hinein, daß das Beste des deutschen Menschen aus dem Walde kommt, ja, daß er seine Mutter war. So tief wie das Dunkel seines Dickichts, so ist sein Grauen und faustisches Suchen nach dem Ausgang, so willig und allem Samen offen ist sein Wesen wie der blumen-, moose-, sträucher- und bäumetragende Boden. Die alten Mystiker zogen die Tannen nach oben, den lyrischen und romantischen Zug hat er von den Waldwiesen mit murmelndem Quell. Abends braut schauriger Spuk zwischen den Bäumen, das war früher Rübezahl und wurde später E. T. A. Hoffmann und Josef Montfort. Im wörtlichsten Sinne: uns hat der Wald geschaffen, wie die (gewiß) gespenstische, scharfe, weiche Landschaft den Spanier, das edle Gebirge den Griechen.

– Wie begreifen wirs, was Sie über das ›Dumme‹ der Schweiz sagen, (für mich mit Ausnahme des Engadins) und über das Bergell, das Sie so herrlich schilderten. *Ja, ja!* Die Kastanien. Aber jetzt zürne ich ihm sehr. – Wenn Sie doch hätten hierherkommen können! – Einige Tage hier zusammen. –

Digitized by Google

Das erste Exemplar der ›Elli‹ ist schon für Sie bestellt. Haben Sie einen Brief von mir in die Münchener Revolution hinein bekommen, in dem ich weiß nicht was stand?
Mein Mann grüßt herzlich, er erholt sich zu meiner Freude gut, wie nötig hatte ers. Herzlich auch und dankbar

Ihre Katharina Kippenberg

Soglio (Bergell, Graubünden), am 17. August 1919
Sonntag

GUTE, VEREHRTE FREUNDIN,
Gnade, daß Ihnen dies so rein erreichbar ist, diese An-Schauung, die gleich darauf Andacht wird, unmittelbarstes Denken des Herzens an unsere unendlichen Verwandtschaften, Anschluß an das bewußtlos Freudige von Wiese und Baum und Mond, das sich nie besinnt und erst, gemeinsam, in Gott zu sich kommt. Erlebnis des Nacht-Vogel-Flugs, dem dann ein reinstes Blatt in uns aufgeschlagen ist, eine große Seite, auf die nichts anderes kommt. Und wie unser Gehör sich ausgegossen hat und ein reiner Becher ist, ein Maß-Becher, der sich anfüllt mit den durchhörigen Geräuschen der Nacht, hinter deren jedem die ganze Stille der Schöpfung zur Wahrheit wird. ›Erbauung‹ wie dieses Wort sich einem wiedergibt, kaum noch Wort, ein Raum voll Bedeutung im Dunkel des Mundes, der es ausspricht und zurückhält. Das ist ja nicht, daß wir *uns* erbauen, denn nach welchem Bilde – ? Aber das Ganze erbaut sich, das Sichtbare und Unsichtbare, und nimmt uns hinzu, sichtbar und unsichtbar wie wir sind; eingefügt-sein, das ist unsere Erfüllung, *mit* unserer Einsamkeit eingebracht sein ins Gemeinsame, dastehen in einer der Säulenordnungen Gottes, auf unsäglichen Unterbauten aufruhend nicht mit der Schwere des Herzens, nicht mit dem irdischen Gewichte des Todes, sondern die eigene Last auf-

Digitized by Google

lösend in Aufstieg und Trage-Lust: denn vielleicht ist das nächste Gebälk schon die Unterlage des Giebelfelds, der vollkommenen Krönung, der Herrlichkeit!

Was ich da schreibe, liebe Freundin, *Ihre* Begeisterung gibt mir die Vollmacht dazu, nicht, noch nicht, das eigene Ergriffensein, denn *mir* geht der Mond immer noch in einem Bilde vor, aus dem ich eigentümlich ausgeschlossen bin; wann wird sich das ändern? Ich bin eben langsam, aber die geistige Geduld gehört zu den Fähigkeiten, die ich mir leistend und dienend errungen habe, und so leb ich aus ihren unscheinbaren Vorräten. Aber hier ist so viel Vergünstigung für mich, das alte Haus, der melodische Garten, in dem man die Notenzeilen noch erkennt unter der verwilderten Musik seiner Blumen, und nun zu allem dieses Bibliothekszimmer (ich glaube ich beschrieb es Ihnen): Ähnliches müßte mir gewährt sein ein Jahr lang, aber mir allein; wie weiß ich das nun genau, seit ich hier bin, *was* mir not täte: so ein kleines Haus, in dem die Essenz angestammter Vergangenheiten das Menschliche darstellte (Bücher, Bilder von Generationen, der Geruch aus den Schubladen und der sanfte Staub, der aus irgend einem Hinschwinden stammt, das nicht zu entdecken ist), alles das als Ersatz, ein Jahr lang, für menschlichen Umgang –, und dafür die Dinge mit ihrer ununterbrochenen sublimen Mitteilung, dafür draußen der Garten, der tägliche Weg, auf dem kein anderer Schritt das grüne Zuwachsen aufschiebt, der Himmel über der umgrenzenden Mauer und in ihr vielleicht eine Nische, die einmal bemalt war, die einmal eine Steinfigur einrahmen mochte, eine Urne, was weiß man, oder die unten ein ausgetrockneter Brunnenstein abschloß, den der fröhlich sanfte Rand des Wassers innen gemildert hat ... (›Stimmen, Stimmen ...‹: erinnern Sie diese Stelle, in den noch immer unterbrochenen Elegien?)

Nun seit mir hier so Günstiges geworden ist, hoffe ich wieder ein wenig, es möchten sich bald irgendwo die Bedingun-

Digitized by Google

gen finden, zu denen ich jenes unverkenntliche Ja sage, wie damals zu dem einsamen Winter auf Duino ...

Sie nennen einen Brief, den Sie mir in die Münchner Revolution sandten. Mit Anstrengung erinner ich ihn, aber, wie konnte das geschehen, er ist mir völlig verdrängt gewesen, und ich kann ihn auch gar nicht beantworten. Denn aus Scheu vor der damals noch amtierenden Zensur, hab ich gar keine Korrespondenzen mitgenommen, sie liegen in München: bestimmen Sie selbst die Zahl der Vorwürfe, die ich mir für solche Nachlässigkeit zu machen habe.

Die zwei Zeilen am Schluß, die mir versichern, daß auch Dr. Kippenberg sich gut erhole, wiegen mir vieles Einzelne auf, was ich sonst noch zu erfahren mich gedrängt fühle; hoffentlich haben Sie noch einige Ferien-Zeit vor sich –, hier nimmt der Zudrang der Touristen sehr ab, und so möchte man jeden Tag erst recht anfangen.

In der Beilage, beste Freundin, ein Manuskript, vorgestern niedergeschrieben. Ich würde es gerne zunächst abgeschrieben haben; falls die Anregung zum Experiment, die es sich anmaßt, nicht ganz skurril ist, möcht ichs wohl in die Hände eines erfahrenen, zu solchem Versuche aufgelegten Menschen geleitet wissen. Oder, was meinen Sie?, sollte es meine Teilnehmung am ›Insel-Schiff‹ einleiten und sich von dort aus, sei es den Experimentator und Laboranten, sei es den – Romancier, herbeirufen? Da müßte es ganz als Anmerkung behandelt und nur R.M.R. gezeichnet sein. Zunächst aber erbäte ich zwei, drei Abschriften durch die ›Insel‹ (d. g.!), an die Sies gütigst weitergeben wollen. Grüße, viele, alle –,

Ihres Rilke

[Die im Brief erwähnte Beilage erschien unter dem Titel ›Ur-Geräusch‹ im ersten Heft des ›Inselschiffs‹, Oktober 1919; wieder abgedruckt im zweiten Band der ›Ausgewählten Werke‹.]

Digitized by Google

Leipzig, 15. Februar 24

LIEBER BESTER FREUND!

Mit großer Scheu trete ich heute vor Sie und bitte Sie, mir ganz aufrichtig zu sagen, ob die beifolgenden Blätter es wert sind, als Einleitung zur Festschrift für meinen Mann zu dienen. Eine Einleitung mußte ja geschrieben werden. Die es gut und richtig hätten tun können, hätten es nicht getan, und die es getan hätten, waren nicht die richtigen. So faßte ich mir denn ein Herz, in Masserberg damals. — Ich muß sagen, die Anwesenheit von Rilke und Hofmannsthal in demselben Bande, wenn auch durch so und so viel minores spiriti, Überschriften und leere Blätter getrennt, jagt mir solches Gruseln ein, daß ich ganz blaß werde, wie wenn ein gänzlich obskurer Klavierspieler an demselben Abend wie etwa Mozart auftreten sollte — ich muß lachen, aber ich möchte nicht belächelt werden, und so werden Sie mir schreiben ob —

Ich habe mich natürlich wieder über den Dichter ausgelassen, ich hätte viel, viel ausführlicher werden mögen. Daß aber mit dem dritten Dichter Sie *nicht* gemeint sind, werden Sie sogleich wissen, ich hätte über Sie in diesem engen Rahmen nichts sagen können. Den Satz mit den Ahnen habe ich nicht aus der 3. Elegie, sondern die Erblehre beschäftigt mich schon lange. — Ist es auch nicht an irgend einer Stelle unbescheiden? Das Geschreibe ist ganz jungfräulich, es hat es noch niemand gesehen.

Ich bin so unendlich glücklich, daß Sie besser sind. Es durfte auch gar nicht anders sein, Sie dürfen nicht von einer Krankheit an sich selber verhindert werden. Wieder in Muzot! — Wenn die letzten Wochen nicht so überaus angefüllt gewesen wären, so hätte ich längst gefragt, wie es geht. — Diese Wochen! Freund: Verdienst und Schuld sind in meinen Augen noch kindlichere Begriffe geworden — wenn der Tag nicht alle werden darf, weil zu viel Kraft ihn zu verbrauchen übrig bliebe, ist das lobenswerter Fleiß? wenn das einfach Zu-

Digitized by Google

sagende quillt und quillt, daß eine große Freude dasteht, überall, in jeder Stunde; wenn man in heißer Not gebadet frisch in den Tag tritt, sich ihm entgegenwirft, ihn erdrücken will — ich habe gedacht, zu großer Glückseligkeit gehöre eine große Ursache — (wenn auch vielleicht nicht immer die Liebe) — sie kann auch anders entstehen, die tausend kleinen Blumen machen die Wiese, die Wiese ist Glück. Wenn ich zur Insel gehe, morgens durchs Rosenthal, so trage ich durch die Kälte ein warmes Bündel Gedanken verschiedenster Art: Sie sollten unsere Tochter Jutta sehen, groß, schlank — sie tanzt und ich amüsiere mich auf den Bällen, wo sie ist und ich nicht, *viel* besser wie auf denen früher, wo ich war und sie nicht. Ich habe einen Zeisig, der ist so zahm, daß er vom Teppich aus auf meine ausgestreckte Hand fliegt, wo er eine Zeitlang drüber schwirrt, wie wenn man die Federn einer Kinder-Windmühle angepustet hat. Mit der Festschrift hatte ich die letzten Wochen das meiste zu tun. Die Briefe machen bereits einen strotzenden Soennecken-Apparat. Wenn die Manuskripte (die, auf die ein inneres Recht da war und ein Interesse auch der Verfasser) durch Mahnbriefe, Telegramme, Reisen (nach Berlin bin ich mit deswegen gefahren) glücklich angekommen waren, so war manchmal *so* viel zu redigieren, und manche Herren sind außerordentlich eitel und sie dürfen nicht merken, was zu ergreifen ist und was zu fliehn. Über dreißig Beiträge sind zusammengekommen, doch manche ganz kurz, die meisten sehr schön.

Nun sei noch das Erfreuliche erzählt, daß ich schon neun Impfungen der zweiten Kur hinter mir habe und daß die Reaktionen jetzt ganz schwach sind. Die Hypothese, von der ausgegangen ist, gewinnt die Stärke eines Beweises. Dr. Pfeifer heißt mein Retter, ich muß es wiederholen!

Lieber, bester Freund, schreiben Sie mir Ihre Antwort, Ihre offne Antwort, an folgende Deckadresse und das Manuskript gleich dabei — halt, ich lege ein Couvert ein. Mein Mann läßt

Digitized by Google

tausendmal grüßen und wenn das Frühjahr kommt, besuchen wir Sie – soll es das geben? Von Herzen

Ihre Katharina Kippenberg

Wie gefällt Ihnen der Titel? der Festschrift.

Château de Muzot s/Sierre (Valais) Schweiz,
am 18. Februar 1924

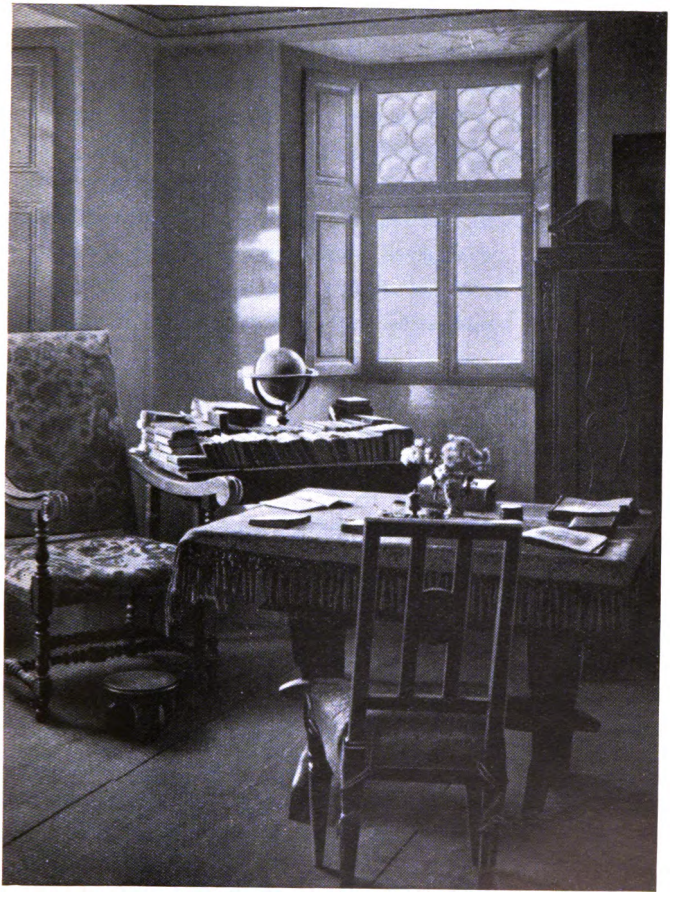
VEREHRTE UND GUTE FREUNDIN,

hier: ich habe die Ambition, rasch zu sein in diesem Fall, möglichst postwendend rasch. Und ich darf, angesichts Ihres Manuskripts, kurz sein. Es ist schön; es wird seinen Platz mit Bedeutung und Verantwortung einzunehmen wissen. Ich stelle es mir schon *dort* vor, als Zugang gewissermaßen zu dem festlich eröffneten Garten der Gesinnungen und den darin verteilten Lusthäusern und Gedächtnissen.

Es ist nicht zu bedauern, nein, daß niemand anderer die ›Anrede‹ leisten konnte, oder sich getraute, sie zu leisten. Denn nun kommt das unvergleichlich Ergreifende hinzu, daß Sie fähig waren, innerhalb der natürlichsten Nähe (und ohne diese je zu verleugnen und die Dimension zu fälschen) den reinen Abstand zu nehmen. Diese Genauigkeit, dieses glückliche Maß mitten im Mitwissen und Verbundensein, ergibt eine Perspektive, die die Verkürzung des langen Weges wirklich wie zur profilierten Tiefe eines Portals zusammenfaßt. Konnte man Angemesseneres wünschen?

Gewisse Stellen (wie der Eingang, mit dem man am liebsten eine Erzählung beginnen möchte –, oder die Zeilen, die das Allgemeine über das Entstehen von Dichtung enthalten) sind von vollkommener Arbeit, andere haben die nachdenkliche Ergiebigkeit Ihrer schönsten Briefzeilen; die Verbindungen sind sauber hergestellt, und das Ganze lebt irgendwie in einer bettinischen Gültigkeit, indem die Begeisterung überall, ins

Digitized by Google



Rilkes Arbeitszimmer in Soglio

Digitized by Google

Digitized by Google

Erlebnis elementar einbezogen, zu einem Beweis des Geistes geworden ist.
Für alles also – auch für den Titel – hätte ich Zustimmung. Ich schreibe heute, unter Deckung, nur das ganz Zugehörige, um die Gefahr auszuschließen, daß Sie mein Mitteilendgewesensein gesprächsweise verrieten, ohne es wahrhaben zu dürfen. Alles Weitere bald in die Richterstraße. Nur dazu fehlt es mir an Geduld, liebe Freundin, den Aufschub auf die Freude zu erstrecken, mit der ich Ihre sich bewährende Genesung, auf unser Wiedersehen zu, begleite!
Und dann, gelegentlich, erinnern Sie mir doch noch einmal das genaue Datum unseres großen Geburtstags.

Ihr Rilke

Hans Carossa · Erste Begegnung mit der Insel

Es mußte mit meinem anämisch benommenen Zustand zusammenhängen, daß ich immer vieles wollte, wenig vollbrachte, überall suchte, nur selten dort, wo das Gesuchte zu finden war, und eine unüberwindliche Abneigung empfand, fremde Menschen anzusprechen oder gar um Rat zu fragen.
Über Frauenkrankheiten und Geburtshilfe las um die Jahrhundertwende in Leipzig Paul Zweifel, ein wahrhaft glänzender Lehrer, bei dem ich später auch promovierte. Zur Zeit meiner Ankunft hatte ich noch keine klare Vorstellung von seinen außerordentlichen Verdiensten, und als ich flüchtig und sehr zerstreut die Verzeichnisse der sämtlichen Vorlesungen durchsah, entschloß ich mich aufs Geratewohl, ein Privatissimum des Geheimrats Hennig zu belegen, ohne zu wissen, daß er steinalt, längst emeritiert und außerdem zu einem höchst verschrobenen Sonderling geworden war. Ich suchte lang nach dem Gebäude, in dessen Erdgeschoß er seine Vorlesungen halten wollte, und als ich es endlich fand, lag es

Digitized by Google

außerhalb des Medizinerviertels, ein bescheidenes Haus, in welchem auch eine Kleinkinderbewahranstalt untergebracht war. Eine evangelische Schwester von ungemein langer Statur mit verschlossenem gelblich dunklem Gesicht und brennend schwarzen Augen führte mich in das Zimmer, wo die Liste zum Einzeichnen auflag. Sie mußte aber Tinte, Feder und den sogenannten Inskriptionsbogen erst suchen. Dieser war vorderhand leer, und als ich eine Woche später zum Beginn der Vorlesungen erschien, stand mein Name noch immer als einziger auf der Liste. Zugleich bemerkte ich, daß dieses Kolleg nicht nur privatissime, sondern auch gratis war, und diese Bekundung der Vornehmheit schüchterte mich ein wenig ein. Ich fragte die Schwester nach dem Hörsaal, da glitt ein Lächeln um ihre Mundwinkel, sie sagte, der Herr Geheimrat lese meistens hier im Zimmer. Die Einrichtung war dürftig; an den kahlen Wänden hingen außer einem Kruzifix nur die Bilder des Königs von Sachsen und des deutschen Kaisers; in einer Ecke aber stand ein sogenanntes Phantom, das mir schon von München her bekannt war: es ahmte ungefähr einen weiblichen Unterleib nach und war zum Erlernen und Üben operativer Eingriffe bestimmt. Von den Studenten wurde es einfach die Lederhure genannt, eine Bezeichnung, mit der durchaus nichts Verächtliches gemeint war.

Indem ich überlegte, ob es nicht am Ende doch vernünftig wäre, meinen Namen auszustreichen und das Weite zu suchen, hörte ich draußen Schritte, und eine alte Stimme fragte nach kräftigem Räuspern: Ist er da?, worauf ein weibliches Organ erwiderte: Gewiß, Herr Geheimrat, der Herr ist soeben angekommen. Und nun trat ein eisgrauer, aber noch rüstiger Greis herein: Ich bin Geheimrat Hennig, lachte mich mit blauen Kinderaugen an, fragte nach der Herkunft meines Namens, schwärmte von einer italienischen Reise seiner Jugendzeit und drückte mir wie einem längst Erwar-

Digitized by Google

teten, bestens Empfohlenen die Hand. Mantel und Pelzmütze legte er auf das Phantom, lud mich ein, auf einem Stuhle Platz zu nehmen und begann sogleich, ohne weiter nach persönlichen Verhältnissen zu fragen, einen lebhaften Vortrag über Placenta praevia und die bedenklichen Folgen, die eine solche Verwicklung herbeiführen konnte, sprach von Verblutungsgefahr, Luftembolie, Fehlgeburten und dergleichen. Ich bemühte mich ehrlich, alles zu verstehen; aber seine Darlegungen waren für hohe Semester bestimmt, keineswegs für einen Neuling, der eben zur Not sein Physikum bestanden hatte, und so blieb das Meiste im äußeren Gehörgang liegen.

Eines Tages kam ein zweiter Besucher, ›bejahrt und noch Student‹, in würdevollem Gehrock, hörte, die Hände in den Hosentaschen, den Vortrag an, ging fort, ohne sich eingeschrieben zu haben, und kam nie wieder.

Es war Anfang November, das kleine Zimmer schon gut geheizt; ich sah zu dem Vorgärtchen hinaus, wo man den zahlreichen Knospen der hohen Rosenstöcke anmerkte, daß ihnen die Kraft fehlte, sich jemals zu entfalten; dafür schimmerten wilde junge Triebe ähnlich den Rosen selbst in einem achatenen Rot, und ein mächtiger Ahorn ließ gelbe Blätter auf sie niederfallen.

Daß diese Kollegienbesuche für mich wenig Sinn hatten, sah ich ein; aber den alten Emeritus, dem ich ein ganzes Auditorium ersetzen mußte, durch mein Fernbleiben zu kränken, hätte ich nicht über das Herz gebracht. Außerdem roch der kleine Raum auf eine heimweherregende Weise nach der gleichen sandigen Teerseife, die mein Vater in seinem Arbeitszimmer zu gebrauchen pflegte, und wenn ich je noch Fluchtgedanken hegte, so brachte mich die lange evangelische Schwester davon ab, die mich eines Morgens mit freundlich beschwörender Anrede festhielt: »Sie wissen es vielleicht gar nicht, wie sehr sich unser guter Herr Geheimrat über Ihre

Digitized by Google

regelmäßigen Besuche freut. Ach, er hat seit Jahren keine Hörer mehr gehabt, auch sonst ist er sehr einsam, die Gattin tot, die Kinder verheiratet, Ihr Ausbleiben würde ihn schwer enttäuschen. Und wenn Sie schließlich auch noch nicht alles und jedes verstehen, ein bißchen bleibt doch immer hängen. Es ist wahr, er liest nicht mehr in den großen Hörsälen wie Zweifel und Trendelenburg; dafür kann er Ihnen manches sagen, was Sie dort vielleicht nicht hören würden, und wenn Sie nach Jahr und Tag einmal in Leipzig promovieren sollten, o da hätte er auch immer noch ein Wörtchen mitzureden.«

Gewiß kam ich wieder, und unter den vielen unnützen Wegen, die ich im Leben gegangen bin, sind wenige, an die ich so gern zurückdenke. Noch sehe ich den Achtzigjährigen, wie er im strengsten Winter, einen grauwollenen Schal um den Hals geschlungen, die ehrwürdige Pelzmütze weit über die mächtige Stirn hereingeschoben, durch Schneegewirbel von seiner Privatwohnung hereinstapfte, jedesmal froh, mich anzutreffen. Dank einer glücklichen Blickverschiebung hält der junge Mensch die Dauer des Lebens für unbegrenzt, und ruhigen Gewissens versäumte ich manches wichtige Kolleg, um wöchentlich drei Mal früh um 8 Uhr jenes nur halbverständliche Privatissimum besuchen zu können.

Wenn dieser Morgengang mir nach und nach zu einer angenehmen Gewohnheit wurde, so hatte es freilich noch einen anderen Grund. Auf dem Weg lag nämlich eine kleine Buchhandlung, in der ich einmal einen anatomischen Atlas kaufen wollte. Im Laden stand hinter dem Pult ein kleiner verwachsener Mann, der mich an meinen Freund Hugo erinnerte, nur daß er sehr viel älter war. Er bedauerte, keine medizinischen Bücher zu führen und verwies mich an eine andere Buchhandlung, duldete jedoch, daß ich mich in seinem Geschäft ein wenig umsah und lächelte gewährend, wenn ich dann und wann einen Band in die Hand nahm und las. Vermutlich war er sparsam; er trug täglich die nämliche fertige

Digitized by Google

Halsbinde von braunem Leder, eine Art Dauerkrawatte, die er nie wechselte, jedenfalls nicht an Werktagen. Sein Lieblingsgebiet war das moderne schöngeistige Schrifttum, das er Belletristik nannte; doch zog er den Begriff ›modern‹ sehr weit, und in seinen Fächern standen Geibel, Heyse, Sturm und Bodenstedt friedlich neben Bierbaum, Dehmel, Falke und Liliencron. Unter den neuen Zeitschriften aber lagen einige Hefte stark wie Bücher, doch ungebunden, durch ihre Ausstattung von allen anderen Veröffentlichungen unterschieden. Bänder wie Notenlinien überliefen wellenartig den Umschlag, und auf den Wellen, in nicht ganz geschlossenen Ringen, sah man viele farbige Segelschiffchen in voller Fahrt. Betitelt war jedes Heft: Die Insel, Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schroeder. Verse wie Prosa waren in klarer Antiqua auf schönes kräftiges Büttenpapier gedruckt, und wie aus verlorener Heimat grüßten die Namen der Dichter, die mir in München durch den unersetzlichen Prometheus lieb geworden waren, Liliencron, Dehmel, Strindberg, Bierbaum, Falke. In welchem Ansehen sie bei uns jungen Leuten standen, war mir vor kurzem noch bewußt geworden, als Bierbaum im Münchener akademisch-dramatischen Verein beim Vorlesen einer seiner eigenen erotischen Dichtungen so stark lachen mußte, daß er ziemlich lang nicht weitersprechen konnte. Vor lauter Respekt erlaubte sich keiner von uns mitzulachen, was für ihn etwas peinlich gewesen sein mag.

Als bedeutende Namen leuchteten in der Insel Maeterlink, Schroeder, Hofmannsthal und Wedekind auf, und von diesem las ich zunächst nur den ›Prolog zum Erdgeist‹, der mich durch seine Verherrlichung der Zirkuswelt und seine höfliche Verhöhnung des bürgerlichen Publikums entzückte. Zu der geheimnisvollen Erzählung ›Mine-Haha‹, die mir später einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterlassen sollte, gelangte ich damals noch nicht. Mächtiger als andere

Digitized by Google

Zeitgenossen wühlte Dehmel durch die glanzvollen triumphierenden Rhythmen seines Romans in Romanzen den jungen Menschen auf, der das Leben wenig kannte und gern bereit war, die eigenen Schicksale, besonders die vom Dämon Eros über ihn verhängten, zu Weltereignissen hinaufzusteigern. Wenn ich also noch bewundernd fortfuhr, mich in Dehmels Art und Sprache zu versuchen, ja seine Gedichte gewissermaßen nachzuerleben, so mochte sich doch zuweilen eine Ahnung regen, daß es für mich auf diesem Wege kein Weiter gab, ja daß ich einen sehr viel bescheideneren und nüchterneren Ton würde anschlagen müssen, wenn der eigene Keim, der möglicherweise in mir verborgen lag, zur Entwicklung kommen sollte.

Der freundliche Buchhändler, der mir bei jedem Besuch gewogener wurde, schien mit dem Absatz der schönen neuen Zeitschrift nicht recht zufrieden. Er machte auch kein Hehl daraus, daß er sie eigentlich nur für eine kostbare Merkwürdigkeit hielt, und da ihm nicht entgangen war, daß mir unendlich viel an dem Besitz der Hefte lag, überließ er sie mir freiwillig für die Hälfte des Preises, der unter dem Titel angegeben war. Außer von Goethes Werken, zu denen ich immer wieder zurückkehrte, hab ich auch wirklich in meinen Leipziger Jahren außerordentlich viel von den Beiträgen der Insel gewonnen, worüber noch berichtet werden soll.

Reinhold Schneider · Rouen

Über den Türmen der Kathedrale kämpft das Licht mit dem Nebel, der nachts mit dem Fluß in die Stadt strömte und sie bis zu den höchsten Giebeln und Zinnen überschwemmte; wenn ein Strahl das Gewoge zerteilt, wirft er eine breite Lichtbahn von den Türmen herab, und dann und wann ist der hochragende Bau von einer Strahlenkrone umleuchtet,

Digitized by Google

als wolle das Heilige, das er bewahrt, sich offenbaren. Aber dann wälzen sich Nebelwolken zwischen den Vierungsturm und die Westtürme; sie sinken bis auf das Kreuz in der Mitte nieder, und es scheint, das Licht habe den Kampf für diesen Tag verloren. Es dunkelt auf dem Platz und den Gassen; aus ferner Höhe, wie aus dem Unsichtbaren, schwebt der Stundenschlag herab; die Orgel tönt geheimnisvoll wie in einem verschlossenen Berge, und das eine oder andere Fenster, hinter dem die Kerzen vor einem Seitenaltare brennen mögen, gewinnt einen helleren Schein. Die Feuchtigkeit beschlägt die Steine; und die Häuser und von farbigem Dämmer erfüllten Höfe sind das Rinnen und Tropfen gewohnt. Es ist, als spähten und lauschten die Drachen und Greife an den Türmen und Ecken mit weit vorgereckten, gebogenen Hälsen auf den Regen; und all dem absonderlichen Getier, das an den Türmchen und Ziergiebeln des Palais de Justice niedergleitet, scheint nur wohl zu sein, wenn ihm der Regen über den Rücken fließt.

Die Mächte der Tiefe haben ihren Anspruch auf die Stadt nicht so bald aufgegeben, wenngleich der durch die Gnade mächtige Bischof Saint Romain den Drachen, der hier hauste, mit seiner Stola fesselte; damit hat wohl die eigentliche Geschichte Rouens begonnen, nachdem schon die Römer hier eine Provinz beherrschten und frühe, verschollene Heilige auf den Hügeln über der Seine dem Herrn dienten und für ihn litten und ihm die ersten schüchternen Kirchen bauten. Das Ende der Römerherrschaft zeigte sich an, als ein Soldat, von der Friedensbotschaft des Erlösers ergriffen, seine Waffen vor dem Tribun niederlegte und der Henker, der den Abtrünnigen enthaupten sollte, erblindete; damals wechselten die Gestirne, wurde das Neue, das bisher undenkbar gewesen, mit einem Male möglich. Aber der Kampf des Heiligen mit dem Unheiligen, des Bischofs mit dem Drachen, der Erwählten mit dem Bösen, des Menschen mit dem Versucher ist doch der wahre Inhalt der Geschichte Rouens; und

Digitized by Google

darum ist sie ein Sinnbild aller Geschichte, die in immer größeren, in das Jenseits hinüberschwingenden Kreisen im Schicksal der Menschen, der Städte, Länder und Völker diesen Kampf wiederholt. Alle Kreise sind, nach einem Plane, den kein Mensch ermißt, aufeinander geordnet, bis mit der Vollendung des letzten, größten Kreises der Völkergeschichte der Kampf beschlossen wird und das Heilige siegt. Freilich triumphiert es nicht nur in denen, die auf sichtbare Weise das Ungetüm bezwingen; es siegt auch in denen, die das verborgene Opfer bringen in der Geschichte, und bereitet sein Reich vor in Seelen, deren Licht nicht leuchten wird vor dem Jüngsten Tage.

So würden wir der Stadt Unrecht tun, wenn wir derer nur gedächten, deren Lohn Ruhm oder Schande war; was sie erfahren haben, das haben sehr viele Unbekannte erfahren, indem sie mit den Helden der Geschichte oder gegen sie handelten, mit ihnen hofften oder sich von ihnen abwendeten; die Schicksale der Großen stehen für die Schicksale der namenlosen Einwohner von Rouen, die zwischen den herrischen Schlössern und hochgetürmten Gotteshäusern, den Bastionen und Abteien von ihrer Zeit auf die Probe gestellt wurden und diese in Furcht und Zittern bestanden haben oder an ihr versagten. Wievielen mochte es ergangen sein wie dem Bischof Pretextat, der den Zorn des Frankenkönigs Chilperich erregte und in der Hoffnung, des Königs Verzeihung zu erlangen, einem falschen Ratgeber folgte und eine Schuld auf sich nahm, die er nicht begangen hatte! Der Bischof wurde verbannt; in der Einsamkeit einer kleinen Insel bei Coutances mag er bereut und sich gewandelt haben. Nach des Königs Tode kehrte der Verbannte nach Rouen zurück, wo Fredegunde, Chilperichs Witwe und Mörderin, herrschte; der Seelenhirte mahnte sie, ihren Wandel zu ändern, und zog sich ihren tödlichen Haß zu. So traf ihn der Dolch eines gedungenen Mörders an einem Februarmorgen, als er mit

Digitized by Google

seinen Geistlichen in der Kirche sang; und da die Königin es wagte, an das Lager des Sterbenden zu treten, kündigte ihr Pretextat das Gericht an für all das Blut, das sie vergossen. Er hatte sich aus Schwäche an der Wahrheit versündigt und sich für schuldig bekannt, ohne es zu sein; aber dann verstand er die Gnade, die der Herr ihm erwies, als er ihn noch einmal auf den Schauplatz der Geschichte rief; er unterstellte sich der Wahrheit und starb für sie.

Der Strom fließt breit und silbrig unter den hohen, im Dunste schimmernden Uferhügeln dahin; er ernährte die Stadt und trug ihre Schiffe dem Meere zu; er mußte sich auch den Ruderschlag der Normannen gefallen lassen, die in ihren flachen, schwarzen Booten die Seine hinauffuhren. Als Rollo, der sie führte, ans Land sprang, hatte Rouen Herren gefunden, die es nicht mehr sollte abschütteln können; der Eroberer errichtete seine Türme am Strom und riegelte ihn ab, doch Stadt und Land nahmen ihn in Pflicht: langsam erzogen sie das wilde Herrschergeschlecht und seine Untertanen. Die Normannen mußten es lernen zu verwalten, statt zu rauben, zu dienen statt zu schweifen, zu verteidigen statt zu verheeren; sie lernten beten und bauen, bis Kraft und Kühnheit, die ihr Erbe waren, die Stadt veränderten und ihr Türme und Hallen schenkten. Nun wuchsen die großen Formen empor. Zweihundert Jahre, nachdem die Nordmänner das Land in Besitz genommen und seiner schweren Schule sich unterworfen hatten, fuhren sie aus, um endlich wieder zu wagen und zu streiten; und vielleicht waren sie doch dieselben geblieben in dieser langen Zeit. Wohl waren sie listiger und klüger geworden; wohl wußten sie sich den Formen der Welt zu bequemen; wohl richteten sie das Steuer auf das nächste Ziel – nicht mehr auf ein fernes ungewisses –: auf den hellen Strand Englands. Aber Wilhelm der Eroberer war von Rollos Art, wenngleich es vielleicht einen größeren Sinn erforderte, ein Stück Land zu ergreifen und ihm zu

Digitized by Google

dienen, als ein neues Reich zu gewinnen: Rollo unterwarf sich einer Ordnung, die dem Stamme fehlte; Herzog Wilhelm machte sich, kraft der erworbenen Zucht, wenigstens für einen Augenblick frei.

Aber wie fern ist der Stadt diese Geschichte der Macht! Lang ist das Normannenreich versunken, dessen Hauptstadt sie war; sie hat keine andere Stimme mehr als die mächtige, dunkle der Glocken, die durch den Nebel hallen; ihr höchster Ruhm ist doch der Ruhm des Heiligen geblieben, das sich in ihr vollendete, und des in ihr beheimateten Geistes. Die Geschichte der Macht ist nur der Schauplatz der Seelengeschichte; was mochte es endlich für die Seele des kühnen und listigen Herzogs Wilhelm bedeuten, daß nach langem Harren seine ungeduldigen Schiffe hinübergetrieben wurden an Englands Küste? Ob dieses Glück nicht nur Probe war? Ob es nicht doch der Versucher war, der ihm zuflüsterte, er solle England gewinnen, — auf das er kein Recht hatte? Ob der Versucher nicht neben ihm stand auf dem Schiff und der Herzog somit in seinem höchsten, kühnsten Augenblick unterlag? Am Ende verdroß ihn selbst die lärmende Geschäftigkeit im Hafen zu Rouen, die er einstmals gewiß geliebt und gefördert hatte; er ließ sich aus dem Schloß in ein Kloster auf der Höhe bringen und starb hilflos, der Macht entkleidet, verlassen von seinen Dienern und seinen Erben.

In einem jeden Stundenschlag ist der Vorklang des Gerichts; alle Zeit will gemessen werden an der Ewigkeit, ein jeder Augenblick fordert das Leben der Seele für sich. Über die altersgebeugten Dächer hinweg antworten die Glocken von St. Ouen den Glocken der Kathedrale; dort, in der langen, hochstrebenden Abteikirche, die der stumme Gesang des Steins, der Bogen und ineinander hallenden Gewölbe erfüllt, flügelt ein Taubenpaar zwischen den Pfeilern; die Tauben lassen sich zu Füßen des heiligen Bischofs Remigius nieder, auf dessen Schulter eine steinerne Taube sitzt; sie hat ihm

Digitized by Google

das heilige Öl aus der Himmelshöhe gebracht, das die Könige Frankreichs heiligen sollte bis in die fernste Zeit. Und vielleicht warten die Tauben der Höhe seit langem wieder auf den heiligen Mann, auf dessen Schulter sie sich setzen dürfen.

Einst mußte der Erzbischof von Rouen die Nacht vor seiner Thronbesteigung in St. Ouen verbringen; am andern Morgen geleiteten ihn die Mönche zur Kathedrale. Er ging barfuß; vor dem Ziele erwartete ihn die Geistlichkeit, und nun wurde er an seinen Tod erinnert und an die Hinfälligkeit des ihm anvertrauten Amtes: »Nous vous le donnons vivant; vous nous le rendrez mort«, sagte der Abt zu den Priestern. Und später, wenn des Bischofs Lebenszeit abgelaufen war, brachten ihn die Priester den Mönchen von St. Ouen zurück; sie trugen dem Toten so viele Kerzen voraus als seine Amtswaltung Jahre zählte. Nun ward der Kreis geschlossen, das gegebene Versprechen eingelöst, und der Tote durfte dort eine Nacht wieder ruhen, wo er als Lebender einst die letzte, vom Hirtenamte noch nicht beschwerte Nacht verbracht hatte: »Vous nous l'avez donné vivant; nous vous le rendrons mort.«

Der Fluß hatte die Eroberer gebracht, und er hatte Herzog Wilhelms Leichnam auf dürftiger, gemieteter Barke wieder fortgetragen; er wußte auch von der verborgenen Schuld des ungebändigten englischen Königs Johann, der den jungen Thronerben Arthur, nachdem er ihn vergeblich wegen des Verzichtes auf den Thron bedrängt hatte, nachts aus seinem Verlies an der Seine auf ein Boot schleppte und dort mit dem Schwerte tötete. Wohl strudelte der Strom des Gemordeten Leichnam dem Meere zu; aber die Schuld wirkte fort; Johann verspielte sein Reich und sein Ansehen, und der französische König Philippe Auguste machte sich zum Anwalt des Ermordeten, berannte die Stadt und nahm sie endlich. Er schleifte die Burgen der Normannen und türmte sein eigenes

Digitized by Google

Schloß auf, nicht mehr am Fluß, der den Fremden gedient, sondern auf der Uferhöhe hinter der Stadt: hier konnte er Strom und Stadt überschauen und beherrschen und sie mit seinem Reiche verbinden. Aber auch dieser Sieg der Könige Frankreichs war nur eine Probe: würden sie Recht tun mit ihrem Gewinn? Und vielleicht ist die Antwort auf diese Frage weit furchtbarer als die Geschichte der Normannen: von dem Schloß Philippe Augustes steht nichts mehr als der wuchtige, lichtlose Turm, in dem Jeanne d'Arc gefangen war.

Mit ihr ist das vollkommen Reine einmal eingetreten in die Geschichte, um in der Geschichte zu wirken und in ihr sein Schicksal zu erleiden. Wer unter allen, die in Jahrhunderten mächtig waren, kann es wagen, ihr dieses Bekenntnis nachzusprechen: »Dieu a toujours été le maître en ce que j'ai fait, le diable n'a jamais eu puissance en moi.« Jeanne lebte nicht wie andere Menschen auf der Erde; sie war gesendet und begehrte wieder heim: »Je viens de par Dieu, je n'ai que faire ici, renvoyez moi à Dieu, dont je suis venue.« Aber einst hatte der Bischof Saint Romain den Drachen besiegt; nun siegte der Drache über Pierre Cauchon, den unseligen Bischof von Beauvais. Denn nicht um die erklügelten Fragen ging es ja endlich in dem tragischen Verhör in dem Bischofsschloß, dessen lange finstere Mauer noch immer die Nordseite der Kathedrale wie ein Schild bedeckt; es ging um den heimlichen unerbittlichen Kampf des Unheiligen gegen das Heilige, der mit dem Siege des Heiligen im Tode entschieden wird. In dem Augenblick, da das Unheilige triumphiert, hat sich das Heilige leidend vollendet; und sein sachte ausstrahlendes, immer mächtiger werdendes Licht kann nicht verborgen bleiben. So hat die Stadt einen Tag erlebt, der in seinem furchtbaren Doppelsinn als Tag des Frevels und Tag des Heils ohne Beispiel ist; auf dem alten Markt, hinter den Hallen waren die drei Gerüste aufgebaut für den Kardinal

Digitized by Google

von England, für den Prediger, die Richter und die Verurteilte und für den Scheiterhaufen, dessen Höhe erschreckte. Jeanne d'Arc verfluchte die Stadt nicht, als sie dahin gefahren ward; sie beklagte sie nur: »O Rouen! Rouen! Dois-je donc mourir ici?« Und als sie das Kreuz ergriffen hatte, das ein Engländer aus einem Stocke gefertigt, und die ungeduldigen Soldaten auf die Hinrichtung drängten, klagte sie noch einmal: »O Rouen! tu seras donc ma dernière demeure!« Ihr Herz freilich, so berichtet der Chronist, konnten die Engländer nicht verbrennen; sie warfen es in den Fluß, der so viel Schuld schon verborgen, so viele Frevler und Richter schon herangetragen hatte. Und nur dieses Herz hätte uns das Letzte sagen können von der an Jeanne d'Arc ergangenen Sendung, die sie zur Geißel und zum Zeichen machte. Eine jede Sendung ist eingeschlossen in ihre Stunde und kann in keine andere übertragen werden. Sie kann nur vom Ursprung hereinbrechen in die Zeit, nur von ihm her ist sie in unangreifbarem Rechte.

Vor diesem Tage wird alles klein, was die Stadt schon erlebt hatte, was sie noch erleben sollte; vergeblich hatte der stolze englische König Heinrich V. aufs neue Schlösser an der Seine gebaut, mit normannischer Beharrlichkeit an den Ort zurückkehrend, wo die Ahnen gelandet waren; seine Nachkommen mußten die Mauern verlassen, die endlich wieder gebrochen wurden. Der kluge Henri IV. hielt nach seinem Siege eine Rede im Stadthause und ließ Gabrielle d'Estrées sich hinter dem Vorhang verstecken, damit er nicht für die steifen Väter der Stadt, sondern für Gabrielle spreche und damit so gut, als er nur vermöchte. Noch immer wechselten, stritten sich die Herren; die Herzogin von Longueville sammelte die Macht der Fronde in Rouen; aber von Mazarin und seiner Mutter geführt, zog der zwölfjährige Ludwig XIV. in die Stadt und verpflichtete sie sich aufs neue mit der geheimnisvollen Macht ererbten Königtums.

Digitized by Google

Gesichte und Schatten leben in den Straßen und Häusern, und so könnte der Dichter selbst zum Gesicht werden, der hier geboren wurde und zwei Menschenalter hier verbrachte. Noch steht die dunkle Marmortafel in der gewaltigen gotischen Halle des Palais de Justice, an der Pierre Corneille saß als avocat du roi; noch wendet sich die königliche Treppe, die er beschritt, hinab in den weiten offenen Hof. Und wenn es dunkelt und die müden Häuser sich noch fester in den Nebel hüllen; wenn die Stundenschläge einander rufen und antworten, wie einstmals die Wächter auf den Mauern es getan: dann sind die unfaßbare Stille und der Ernst erfüllten, streng geordneten Lebens vielleicht wieder spürbar, aus denen sich das Gedicht erhob. Der Dichter ging an den Hallen vorbei über den alten Markt, vorüber an der Stelle, wo der Normanne Richard, Rollos Enkel, ein Schloß erbaut hatte, das wieder verschwand, an der Pfarrkirche St. Sauveur vorüber, die gleichfalls nicht dauern sollte, und an dem Ort, wo Jeanne d'Arc in den Flammen ihr Haupt senkte und den Namen des Herrn zum letzten Male rief; er schritt in der schmalen Straße hinter dem Platze an der Mauer seines Grundstücks hin, vorüber an dem Hause seines Bruders Thomas, das sich an das seine lehnte, und stieg die enge gewundene Treppe hinauf; hier oben, hinter der doppelten Reihe geschlossener Läden, am glosenden Feuer war er allein mit den großen, unsagbar fremden Gestalten seines Traumes. Denn was hatte dieser Traum gemein mit der hochgebauten Stadt draußen, den strebenden Hallen der Kirchen und mit der Geschichte dieser Stadt, in der das Heilige mit dem Unheiligen kämpfte? Die Gestalten des Dichters liebten die Klarheit bewußten Willens; nicht vom Traum, dem Jenseits und der Tiefe waren sie gefangen, und sie beteten auch nicht, wie der Dichter betete in seiner nahen Pfarrkirche; sie unterstanden der Pflicht und kannten kein größeres Leid, als der Pflicht nicht gehorchen zu können, kein

Digitized by Google

größeres Bangen, als sie zu versäumen; sie litten nicht an sich selbst, sondern allein am Gesetz, und suchten ihren Ruhm in der Hingabe an das schwerste Gebot, das überpersönliche Leben. Aber die mächtige, nie wieder gesprochene Sprache, die den Dichter in dem engen Hause der Rue de la Pie überfiel, war doch eine Antwort auf das, was draußen geschehen war: sie kündete die Not des Menschen, der in der Geschichte, und das heißt zwischen unausweichlichen Entscheidungen, steht; sie erweckte die Bereitschaft, in dieser Not die letzten Wünsche des Herzens zu opfern und unter zwei Entscheidungen die schwerste zu treffen.

So wird auch Corneilles Stimme zur Stimme der Stadt mit den Glocken und Gebeten, die freilich in höhere Räume dringen; auch ihn hat die Geschichte gerufen, daß er sich bewähre. Und wie der Dichter, so waren die Heiligen und Mächtigen der Stadt von einem Drama eingefordert, das ihnen in erhabenem Ernste die Freiheit des Handelns ließ und doch die eine und richtige Entscheidung von ihnen erwartete für alle Ewigkeit. Die Bischöfe und Bekehrer und die von Grauen beschattete merowingische Königin, Herzog Rollo, der im Südturm der Kathedrale schläft, und sein Sohn Wilhelm Langschwert, der ihm gegenüber im Nordturm ruht, der Eroberer, dessen armen Leichnam die Diener plünderten, Richard von England, das Löwenherz, dessen ungestümes Herz ein Schrein in der Kathedrale bewahrt, sein Bruder und der wehrlose, gemordete Königsknabe, die Kaiserin Mathilde, Heinrichs V. Witwe, die eine Brücke über die Seine baute, Pierre Cauchon und die Prälaten und Gelehrten, die im Bischofspalast zu Gericht saßen über die Heilige, der englische Gouverneur und die Wächter, die Kirchenfürsten und großen Herren, deren Denksteine der Chor der Kathedrale birgt, und all die unbekannten Toten, die hinter St. Maclou und vor den Mauern von St. Vincent und unter den Türmen von St. Ouen schlafen: sie alle waren zwischen den Herrn

Digitized by Google

und den Versucher gestellt, der nur über das Mädchen von Domrémy keine Gewalt hatte. Und wie wäre der Dichter auszunehmen, dessen Wort mitbildet an den Schicksalen? Aber um der Einzigen willen wurde die Stadt des Frevels zur heiligen Stadt; wohl klagte Jeanne auf ihrem letzten Wege darüber, daß sie in Rouen sterben müsse, vielleicht aber bedurfte Rouen mehr als andere Städte des Gebetes der Heiligen und ihrer Schutzherrschaft. Und wie das Ringen des Lichtes mit dem Nebelgewoge über den Türmen an einem jeden Tage wieder beginnt, so mag das Gebet der Schutzherrin ringen mit der Seelennot der Toten, die nachts oft furchtbar herandringt aus den Gassen und dann wieder durchlichtet wird von der reinen Kraft der Höhe.

Federico García Lorca · Zigeuner-Romanzen

Aus dem Spanischen übertragen von Enrique Beck

Romanze vom Monde, vom Monde

Luna kam herab zur Schmiede,
der Turnüre Bausch aus Narden.
Und das Kind beschaut, beschaut sie.
Und es schaut sie an das Kind.
In dem leis gerührten Winde
rühret Luna ihre Arme
und sie zeigt voll Lust und Reinheit
ihrer Brüste hartes Zinn.
›Fliehe, Luna, Luna, Luna.
Wenn jetzt die Zigeuner kämen,
machten sie aus deinem Herzen
Halsgeschmeid und weiße Ringe.‹
›Laß mich, Kindchen, laß mich tanzen.
Wenn dann die Zigeuner kommen,

Digitized by Google

Federico García Lorca · Bildnis von Mareno Villa

Digitized by Google

Digitized by Google

finden sie dich auf dem Amboß,
deine Äuglein fest geschlossen.‹
›Fliehe, Luna, Luna, Luna,
denn ich hör schon ihre Pferde.
Laß mich, Kind, stapf mit den Füßchen
nicht auf mein gestärktes Weiß.‹

Näher rückte her der Reiter
und er schlug der Ebne Trommel.
In der Schmiede liegt das Kind,
beide Augen fest geschlossen.

Den Olivenhain durchbrachen
— Traum und Bronze — die Zigeuner.
Ihre Häupter hoch erhoben
und die Augen halb geschlossen.

Wie das Käuzchen klagt im Baume,
ach, wie klagt es so im Baum!
Luna zieht dahin am Himmel,
hält an ihrer Hand ein Kind.

Die Zigeuner in der Schmiede
weinen, stoßen Schreie aus.
Und der Wind bewacht, bewacht sie,
Wache hält bei ihr der Wind.

Somnambule Romanze

GRÜN wie ich dich liebe, Grün.
Grüner Wind. Und grüne Zweige.
Barke auf des Meeres Wasser
und das Pferd in hohen Bergen.

Digitized by Google

An der Balustrade träumt sie,
Schatten gürtet ihre Lende,
grüne Haut und grünes Haar,
Augen ganz aus kaltem Silber.
Grün wie ich dich liebe, Grün.
Unter dem Zigeunermonde
sehen sie die Dinge an,
welche sie nicht ansehn kann.

Grün wie ich dich liebe, Grün.
Große Rauhreifsterne kommen
mit dem schmalen Schattenfische,
der dem Morgendämmer Bahn bricht.
Seine Brise reibt der Feigbaum
an der Haihaut seiner Zweige;
seine spitzigen Agaven
sträubt der Berg, der dieb'sche Kater.
Doch wer kommt wohl? Und von wannen . . . ?
An der Balustrade bleibt sie,
grüne Haut und grünes Haar,
träumend in dem bittren Meer.
›Tauschen möchte ich, Gevatter,
meine Stute für Ihr Haus
und mein Zaumzeug für den Spiegel,
für mein Messer Ihre Decke.
Blutend komme ich, Gevatter,
von den Bergespässen Cabras.‹
›Wenn ich das, mein Junge, könnte,
schlöß mit dir ich diesen Handel.
Aber ich bin nicht mehr ich,
und mein Haus ist nicht mein Haus mehr.‹
›Will, Gevatter, schicklich sterben,
wenn es geht, in meinem Stahlbett
mit den holländischen Laken.

Digitized by Google

Siehst du meine Wunde nicht
von der Brust bis her zur Kehle?‹
›Dreimalhundert dunkle Rosen
schmücken dir dein weißes Vorhemd.
Ringsherum um deine Schärpe
sickert dir und riecht dein Blut.
Aber ich bin nicht mehr ich,
und mein Haus ist nicht mein Haus mehr.‹
›Laßt mich wenigstens doch steigen
zu den hohen Balustraden;
laßt hinauf mich!, laßt mich steigen
zu den grünen Balustraden.
Zu des Monds Geländersäulchen,
wo des Wassers Tropfen nachhallt.‹

Und die zwei Gevattern steigen
zu den hohen Balustraden.
Lassen eine blutge Spur.
Lassen eine Tränenfährte.
Kleine Blechlaternchen bebten
auf den Dächern. Und des Morgens
Dämmrung ward erfüllt von tausend
Tamburinen aus Kristall.

Grün wie ich dich liebe, Grün.
Grüner Wind und grüne Zweige.
Die Gevattern stiegen beide.
Einen sonderbarn Geschmack
von Basilienkraut, von Galle
und von Minze ließ der lange
wehnde Wind in ihrem Mund.
›Sag mir doch, Gevatter, wo,
wo ist deine bittre Tochter?‹
›Wievielmal sie deiner harrte!

Digitized by Google

Harrte deiner, ach, wie oft!,
frisches Antlitz, schwarzes Haar,
an der grünen Balustrade!‹

Auf dem Antlitz der Zisterne
wiegt' sich die Zigeunerin.
Grüne Haut und grünes Haar,
Augen ganz aus kaltem Silber.
Und ein Mondeseiszapf hält sie
überm Wasser. Traulich wurde,
wie ein kleiner Platz, die Nacht.
Trunkene Zivilgardisten
schlugen polternd an die Tür.
Grün wie ich dich liebe, Grün.
Grüner Wind. Und grüne Zweige.
Barke auf des Meeres Wasser.
Und das Pferd in hohen Bergen.

Die untreue Frau

Und ich nahm sie mit zum Flusse,
glaubte, sie sei noch ein Mädchen,
doch sie hatte einen Mann.

In der Nacht auf Sankt Jakobus
wars und fast wie abgemacht.
Es erloschen die Laternen,
und die Grillen fingen Feuer.
Bei den letzten Häuserecken
rührte ich an ihre Brüste,
die sich leicht im Schlummer wiegten,
und sie blühten für mich gleich
auf wie Hyazinthensträuße.

Digitized by Google

Ihres Unterrockes Stärke
raschelt' mir im Ohr wie Seide,
aufgerissen mit zehn Messern.
Ohne Silberlicht in ihren
Kronen warn die Bäume höher.
Und ein Horizont von Hunden
kläffte – weit entfernt vom Fluß.

Als wir nun die Brombeersträucher,
Binsen und die Weißdornbüsche
hinter uns gelassen hatten,
höhlte ich den feuchten Sand
unter ihres Haares Fülle.
Ich entledigt mich des Halstuchs.
Sie entledigt sich des Kleides.
Ich des Gurts mich mit Revolver.
Sie sich ihrer drei, vier Leibchen.

Narden nicht, nicht Blütenmuscheln
haben solche feine Haut,
selbst Kristall, darauf der Mond,
schimmert nicht mit solchem Glanz.
Ihre Schenkel schlüpften mir
fort wie aufgescheuchte Fische,
halb voll Feuer, halb voll Frost.
Ich durchrast in jener Nacht
aller Wege schönsten Weg,
ritt ein Füllen aus Perlmutter
ohne Zaumzeug, ohne Bügel.
Will, als Ehrenmann, nicht sagen,
all das, was sie mir gesagt hat.
Die Erleuchtung des Verstandes
heißt mich sehr bescheiden bleiben.
Brachte fort sie dann vom Fluß,

Digitized by Google

unrein ganz von Sand und Küssen,
während mit der Luft gewandt
sich der Lilien Schwerter schlugen.

Ich benahm mich wie ich bin.
Wie ein wirklicher Zigeuner.
Schenkt ihr einen Nähzeugbeutel,
prächtig, aus strohgelbem Atlas,
und ich wollt mich nicht verlieben,
weil sie mir, wiewohl sie einen
Mann schon hatte, dennoch sagte,
daß sie noch ein Mädchen sei,
als ich sie zum Flusse mitnahm.

Oliver J. G. Welch · Mirabeau und Sophie

Seit der Ballnacht beim Großprovosten wurde Sophie von ihrer Familie mit Argusaugen überwacht. Die de Ruffeys paßten drei Wochen lang wie Schießhunde auf ihre Tochter auf, während der böse Graf von Mirabeau sich in der Stadt herumtrieb – aber trotz aller Maßnahmen gegen sie glückte es den Liebenden, den größten Teil einer Nacht im städtischen Tingeltangel miteinander zu verbringen. Als er Sophies Brüdern auf der Straße begegnete, sagte der Verführer rundheraus zu ihnen, daß ihre Mutter eine große Dummheit begehe, indem sie die kaltblütige Entschlossenheit ihrer Tochter unterschätze; wenn sie weiterhin deren Briefe abfange und sie auf Schritt und Tritt bespitzeln lasse, werde sie nur den Mut der Verzweiflung in ihr wecken und am Ende auch ihn selbst zu desperatem Handeln anfeuern. Als dann Mirabeau am 21. März im Schloß interniert wurde, muß Madame de Ruffey ein Stein vom Herzen gefallen sein; und als Sophie ungefähr gleichzeitig von der Rückkehr zu ihrem Mann zu

Digitized by Google

reden anfing, ließen sich keine plausiblen Gründe anführen, um sie an diesem Vorhaben zu hindern. Sophie trat dann auch drei Tage später von Dijon aus den Heimweg an. Die Idee stammte von Gabriel: für seine neuesten Pläne eignete sich das an der Landesgrenze gelegene Pontarlier besser als Dijon, und jedenfalls war die kindische Leichtgläubigkeit des alten de Monnier dem ewigen Aufpassen der Familie Ruffey vorzuziehen.

Madame de Ruffey wollte ihrerseits nichts dem Spiel des Zufalls überlassen. Da sie sehr wohl wußte, wie leicht de Monnier zu täuschen war, schickte sie ihre älteste Tochter, eine Stiftsdame, nach Pontarlier, um so an Ort und Stelle einen Wächter zu haben. Die ehrwürdige Dame bezog dicht neben dem Hause Monnier ein Quartier, von dem aus sie jeden Schritt seiner Bewohner überwachen, ja sogar Sophies Dienerschaft ausfragen und ihre Korrespondenz abfangen konnte.

Dann wurde am 25. Mai in Dijon bekannt, daß Mirabeau während der Nacht geflohen sei; woraufhin Madame de Ruffey der Stiftsdame sofort Verstärkung sandte, und zwar durch einen ihrer Söhne, der Sophies Entführung wo nötig gewaltsam verhindern sollte. Von Angst und Sorge erfüllt, bombardierte sie außerdem ihren Schwiegersohn mit Briefen und flehte ihn an, seine Frau mit Hilfe einer *lettre de cachet* in irgendeinem geeigneten Kloster in Sicherheit zu bringen.

Mirabeau war in Begleitung zweier Freunde aus Dijon verschwunden. Während er geradenwegs auf das unmittelbar jenseits der Grenze gelegene Les Verrières hinsteuerte, hielten die beiden andern Kurs auf Pontarlier, um dort seine *chère amie* zu ›befreien‹. Zweimal war Sophie bereits fix und fertig im Reitkleid und auf dem Sprung zu ihnen, aber immer hielt die Stiftsdame Wache; und als schließlich ihr bis an die Zähne bewaffneter Bruder hinzukam, verloren die Befreier den Mut und kehrten zu Mirabeau zurück, um ihm das Scheitern des Unternehmens mitzuteilen. Er selbst steckte

Digitized by Google

unterdessen schon wieder in Schwulitäten: die Behörden von Verrières trauten dem falschen Namen, unter dem er sich gemeldet hatte, nicht recht, und man war womöglich imstande, seine Identität festzustellen und ihn nach Frankreich abzuschieben. Im Gefühl, daß er gut daran täte, ein Stück weiter zu wandern, begab er sich nach Thonon am Genfer See.

Dieses sein bisher größtes Abenteuer trieb ihn zwangsläufig wieder an die Seite seiner alten Bundesgenossin Louise de Cabris. Seit dem tätlichen Angriff auf M. de Villeneuve war das Pflaster von Grasse sogar für diese Dame zu heiß geworden; deshalb lebte sie seit neuestem in einem Kloster zu Lyon, was sie aber keineswegs hinderte, regelmäßig mit ihrem Geliebten, Herrn von Briançon, zusammenzutreffen. Eilig schrieb Gabriel an seine Schwester: »Tue Dein Äußerstes, damit beiliegender Brief Sophie erreicht. Er enthält nur ein paar Worte, aber die benötigt sie dringend, um den Mut nicht zu verlieren. Schreibe mir, ach, schreibe mir doch! Ich war nie so sehr auf Dich angewiesen wie jetzt.«

Louise, die bereits genau über die ganze Angelegenheit Bescheid wußte, schaltete sich sofort mit Begeisterung ein. Es war so recht ein Abenteuer nach ihrem Herzen. In Reithosen und begleitet von de Briançon jagte sie im Galopp nach Genf und von da weiter nach Thonon, wo sie sich als Mademoiselle Raucourt von der *Comédie Française* ausgab. Dort griff sie Gabriel auf und raste zu Pferd an die Grenze zurück. Aus Sicherheitsgründen teilte sich jetzt die Gesellschaft in zwei Gruppen: man hatte nämlich bemerkt, daß die Polizei bereits alarmiert war. Gabriel und Briançon kehrten nach Lyon zurück, in der Hoffnung, unterwegs die zwei Spitzel abzuschütteln, die der alte Mirabeau, der ›Menschenfreund‹, für einunddreißig *livres* am Tag zuzüglich Spesen zu dem Zweck engagiert hatte, seinen Sohn diesmal endgültig im Mont Saint Michel einsperren zu lassen. Als Louise wieder mit den Männern in Lyon zusammentraf, hatte sie einen

Digitized by Google

neuen Plan ausgeheckt. Gabriel sollte sich mit Briançon in die Provence aufmachen und dort in dessen Schloß zu Lorgues verborgen bleiben, bis die Luft wieder rein war und man endgültig an Sophies Befreiung herangehen konnte. Die Verzögerung schadete weiter nichts, denn so blieb Sophie mehr Zeit, um insgeheim Päckchen mit Juwelen und Bargeld an Louise abzuschicken, die zu treuen Händen eine Art Fluchtkasse für die Liebenden aufbaute.

Gabriel bestieg in letzter Minute ein rhôneabwärts fahrendes Schiff. Die Polizisten mußten sich nach einer wilden Hetzjagd um Genf und den Oberlauf des Rhône mit der Verhaftung von Briançons Leibdiener begnügen, konnten aber aus dem Mann nichts weiter herausbekommen, als daß sein Herr mit Mirabeau in Richtung Lorgues abgereist sei und man davon geredet habe, anschließend nach Nizza zu fahren. Darauf nahmen die Häscher die Jagd von neuem auf. Als Lyoner Kaufleute getarnt, brachten sie es mit List und Tücke fertig, die Bekanntschaft Briançons zu machen und sogar von ihm zum Abendessen eingeladen zu werden. Der vorsichtige Gastgeber ließ sich aber nicht die Würmer aus der Nase ziehen, sondern erwähnte nur nebenbei, daß der Graf in der Tat mit ihm nach dem Süden gereist, dann aber allein weitergefahren sei – soviel er wisse, nach Nizza. Also machten die Spitzel sich wieder auf die Strümpfe (natürlich immer noch zum Tagespreis von einunddreißig *livres* plus Spesen) und landeten schließlich in Nizza, wo sie verschiedenen Meldungen über ›Herren, auf die die Beschreibung des Flüchtigen paßte‹, gewissenhaft nachspürten, mitunter auf dem Rücken von Mauleseln, die sie auf halsbrecherischen Gebirgspfaden Gott weiß wohin trugen – bis die Suche wieder mit einem völligen Mißerfolg endete. Todmüde und mit schmerzenden Knochen kamen sie schließlich wieder in Lyon an; sie waren inzwischen so mutlos geworden, daß sie sich ausgerechnet an Madame de Cabris um Rat wandten. Die

Digitized by Google

zerschmolz förmlich vor Eifer und Hilfsbereitschaft, erklärte, der neueste Streich des Grafen mache ihr schwere Sorgen, und sie habe keinen sehnlicheren Wunsch, als ihn hinter Schloß und Riegel zu wissen – nun, es stehe ja fest, daß er tatsächlich in Lorgues sei; schade, daß die Herren dort anscheinend nicht gründlich genug nach ihm gefahndet hätten. Worauf die Agenten erneut nach dem Süden aufbrachen. Als sie zum zweiten Mal in Lorgues erschienen, machte Briançon keinerlei Schwierigkeiten wegen einer Haussuchung; denn während die Spitzel nach ihrem ersten dortigen Besuch in Nizza herumgeschnüffelt hatten, war Mirabeau im Blitztempo durch Piemont gerast – und jetzt, wo man abermals in der Provence nach ihm suchte, hatte er nach Überquerung des Großen St. Bernhard und der ganzen Schweiz seinen Ausgangspunkt wieder erreicht, nämlich Les Verrières, den ursprünglichen Treffpunkt für ihn und Sophie.

Diese beschäftigte sich inzwischen damit, bewegliche Werte zu sammeln, und zwar sowohl aus Eigenbesitz wie aus dem ihres Mannes; gleichzeitig tat sie ihr Möglichstes, um seinen Argwohn zu entkräften, und wartete dabei ungeduldig auf ihre Stunde. Solange freilich ihr Bruder und ihre Schwester sie bewachten, war an ein Ausrücken nicht zu denken. Sophie spielte deshalb geschickt die Rolle der unterwürfigen, von Reue übermannten kleinen Ehefrau, indem sie scheinbar zufrieden und glücklich ihren häuslichen Pflichten nachging, auf die Bequemlichkeit ihres Mannes achtete, abends Karten mit ihm spielte, sich mit frommem Eifer an den gemeinschaftlichen Hausandachten beteiligte und fleißig zur Messe ging. Wie wäre es, so lag sie dem alten Herrn im Ohr, wenn er endlich ihre Geschwister nach Haus schickte? So, wie man ihr auf Schritt und Tritt nachspionierte, könnte sie ja nachgerade in Pontarlier den Kopf nicht mehr hochhalten. Man folgte ihr sogar in die Kirche! Setzte ihr Mann denn gar kein Vertrauen in sie?

Digitized by Google

Doch, er vertraute ihr, und auf seine Aufforderung hin zogen die Stiftsdame und ihr Bruder endlich ab.
Am Vormittag des 24. August bekam Sophie heimlich einen Brief zugesteckt: Heute Nacht sollte das große Ereignis stattfinden – alles war bereit, jede Einzelheit festgelegt. Nach Tisch blickte de Monnier in das hübsche, ein wenig kindliche Gesicht seiner Gattin und bemerkte dazu: »Ich vertraue Dir.« Bei sinkender Dämmerung, als das ganze Hausgesinde sich zum Abendgebet um seinen Herrn scharte, zog sie Männerkleidung an, eilte durch den Garten und kletterte über die Mauer, um jenseits ein gesatteltes Pferd zu besteigen. Dann überquerte sie mit Hilfe eines Führers das Gebirge auf einem wenig bekannten Weg und gelangte noch vor Mitternacht über die Grenze und in Gabriels beseligende Arme.

Die Liebenden verbrachten drei Wochen in Les Verrières und reisten anschließend nach Amsterdam. Diese Stadt war ein führendes Zentrum des Verlagsbuchhandels, und Mirabeau mußte jetzt ernstlich an einen Broterwerb denken, denn das von Sophie mitgenommene Bargeld und der Erlös ihrer Juwelen reichten nicht lange für ihrer beider Lebensunterhalt. Sie gab sich alle Mühe, den Diebstahl am Eigentum ihres Mannes als eine Art Notwehr hinzustellen, indem sie immer wieder betonte, ihre Eltern hätten sie schon mit sechzehn Jahren verheiratet, als sie noch nicht Herrin ihrer Entschlüsse gewesen sei: dafür ›heirate‹ sie jetzt aus freien Stücken den Mann ihrer Wahl, und darum stünde es ihr frei, sich das ihr Gehörige eigenmächtig zurückzuholen. Es ist leichter, solche Argumente als sentimentalen Schwulst abzutun, als die Vorkehrungen gutzuheißen, die Sophies Eltern für die Zukunft ihrer Tochter getroffen hatten. Was konnten sich die guten Leute schon erwarten? Eheliche Treue doch wohl kaum. Mochte Madame de Ruffey noch so laut jammern, daß Sophie nur auf Abwege geraten sei, weil sie ihre

Digitized by Google

Gebete vernachlässige, – letzten Endes war diese fromme Dame doch eine Realistin. Sie wußte recht gut, daß für die meisten jungen Mädchen aus den gehobenen Ständen die über ihren Kopf geschlossene Vernunftehe nicht nur die Erlösung von der Klosterschule mit sich brachte, sondern daß durch sie auch die Geheimtür in das diskrete Dämmer der außerehelichen Vergnügungen aufgestoßen wurde. Wer also seine Tochter vor Abschluß ihres zweiten Jahrzehnts an einen Sechziger verheiratete, mußte nach menschlichem Ermessen zwangsläufig damit rechnen, daß sie Ehebruch treiben würde – es sei denn, ihr Gemahl segnete das Zeitliche, ehe es ihr gelang, ihm Hörner aufzusetzen. Offenbar ging man von der Überzeugung aus, daß der finanzielle Vorteil, der sich aus der ersten Möglichkeit ergab, schwerwiegender war, als der sittlich schädigende Einfluß der zweiten Alternative. Madame de Ruffey regte sich wohl auch weniger über die seelische Gefährdung ihrer Tochter auf als über den ihrem Ruf zugefügten Schaden: das öffentliche Ärgernis machte ihr zu schaffen, nicht die damit verknüpfte Sünde.
Sie setzte ihrem bejahrten Schwiegersohn, der sich mit einer würdevollen Passivität begnügen wollte, so lange zu, bis er gegen Mirabeau ein Strafverfahren wegen Ent- und Verführung anstrengte. Gleichzeitig drängte ihn seine verheiratete Tochter, Madame de Valdhaon, deren Weizen hinsichtlich des väterlichen Testaments plötzlich wieder blühte, er möge Sophie wegen Ehebruchs vor den Richter bringen – ein Ansinnen, an dem Madame de Ruffey weniger Gefallen fand.
In Amsterdam bewohnten Gabriel und Sophie unter dem Namen Graf und Gräfin von Saint-Mathieu ein billiges Mietsquartier über einer Schneiderwerkstätte. Beide arbeiteten angestrengt. »Von sechs Uhr früh bis neun Uhr abends habe ich damals geschuftet«, so schrieb er später. »Zwischendurch gönnte ich mir zur Entspannung höchstens eine Stunde Musik, aber meine bezaubernde Gefährtin machte mir zu

Digitized by Google

jeder Zeit das Leben schön – im Wohlstand und Überfluß herangewachsen, war sie nie so tapfer und zartfühlend, so liebenswürdig und sanft wie in diesen Tagen der Armut und Entbehrungen. Sie hat meine literarischen Exzerpte besorgt und alle Hausarbeiten verrichtet; sie malte und las Korrekturbogen. Ihre stete Freundlichkeit, ihr unwandelbarer Takt haben sich mir damals in ihrer ganzen Fülle erschlossen.« Aus seinem eigenen Munde wissen wir, daß es mit steter Freundlichkeit und unwandelbarem Takt bei ihm selbst nicht gar so weit her war. Sophie gab italienische Stunden, was solche Eifersuchtsqualen bei ihm hervorrief, daß er sich zum Weggehen zwingen mußte, um nicht der Versuchung zu erliegen, sie »wegen ihrer grammatikalischen Fehler auszuschimpfen«. Vor lauter Eifersucht konnte er hart und unvernünftig werden. Er hatte es schon früher nicht mit ansehen können, wie Sophie und ihre intimste Freundin zu Hause mädchenhafte Zärtlichkeiten austauschten, und jetzt war er manchmal so schlechter Laune, daß er ihr sogar die alte, dumme Geschichte mit dem Artillerieoffizier vorwarf. Zu alledem kam hinzu, daß er sich mit der Arbeit überanstrengte, denn als er nach ein paar Wochen Beschäftigung fand, erwies diese sich als ein hartes, schlecht vergoltenes Brot. Als Lohnschreiber für das Verlagshaus Rey fertigte er Übersetzungen an, hauptsächlich aus dem Englischen, mit dem er sich bald einigermaßen zurechtfand. Es war ein schwieriges, aufreibendes Dasein, besonders für Sophie, für die es keinerlei Abwechslung gab; denn Gabriel mochte sie nicht gern zu der pöbelhaften und abgerissenen Gesellschaft mitnehmen, die er sich als einzigen Umgang leisten konnte. Wenn er in die Versammlungen der Freimaurer ging, pflegte er sehr spät heimzukommen, so daß sie sich gekränkt und vernachlässigt fühlte. Nur durch den gelegentlichen Besuch von Orchesterkonzerten in Amsterdam oder dem Haag kamen sie mit kultivierten und eleganten Kreisen in flüchtige Berührung.

Digitized by Google

Neben aller möglichen verlegerischen Routinearbeit schrieb Mirabeau auch mitunter über selbstgewählte Themen. Die Musik war von jeher sein Steckenpferd gewesen, und jetzt verfaßte er eine Abhandlung über die orchestrale Komposition, mit dem Titel *Le lecteur y mettra le titre* – 1777 in London erschienen. In dieser Schrift wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht Harmonie und Kontrapunkt auf Kosten der Melodie die Überhand gewonnen hätten; es sei Sinn und Zweck der Musik, daß sie zum Herzen spreche, deshalb solle man sie nicht mit allzuviel Geist und Gelehrtheit beladen. Dieser Essay glich einem kleinen Spiegel, aus dem schüchtern die Morgenröte des romantischen Zeitalters hervorlugte.

Der soeben ausgebrochene, große Aufstand in den angloamerikanischen Kolonien versetzte Mirabeau gleich anderen jungen Liberalen in Begeisterung. Unter erneutem Aufgreifen eines bereits in seinem *Versuch über den Despotismus* angeschlagenen Themas – nämlich, daß der Söldner ein Werkzeug der Tyrannei ist – schrieb er eine von Leidenschaft erfüllte ›Warnung an die Hessen und andere Völker Deutschlands, die von ihren Fürsten an England verkauft worden sind‹.

Die Schrift *Avis aux Hessois*, 1777 in Cleve erschienen, ist eine Arbeit von rein rhetorischem Charakter und erweist erstmalig in klarer Weise, daß Mirabeau vor allen Dingen ein Redner war. »Beherzte deutsche Männer,« so hebt er an, »welches Kainszeichen laßt Ihr Euch da auf Eure edelmütige Stirne einbrennen? Wer möchte es glauben, daß am Ende des 18. Jahrhunderts die Völker von Mitteleuropa sich zu käuflichen Werkzeugen einer verabscheuenswürdigen Tyrannei erniedrigen... daß sie den Menschenhandel in ihrer Mitte dulden, durch den Stadt und Land entvölkert werden zu dem Zweck, schamlosen Machthabern bei der Verwüstung eines fremden Kontinents Handlangerdienste zu leisten! Wie lange noch werdet Ihr Euch durch die krasse Verblendung Eurer

Digitized by Google

Herren mißbrauchen lassen? Ihr wackern Soldaten, die Ihr das treue und respekteinflößende Bollwerk der Fürstenmacht seid — wohlgemerkt, einer ihnen nur zum Schutz ihrer Untertanen verliehenen Macht — Ihr wurdet verraten und verkauft, und Gott allein weiß, zu welchem Endziel!« Und doch, hatten sie sich nicht vielleicht, wenigstens zu einem gewissen Grad, gerade deshalb verraten und verkaufen lassen, weil sie Deutsche waren? ›Diese blinde Treue gegenüber Euren Führern ... dies gewohnheitmäßige Folgen, über dem Ihr vergeßt, daß es größere und edlere Tugenden gibt als den Gehorsam — Tugenden, die vor jedem Eid den Vorrang haben — endlich die Leichtgläubigkeit, mit der Ihr Euch der Führung einer Handvoll ehrgeiziger Narren anvertraut — das sind Eure schlimmsten Fehler!‹ Ein solches Urteil war gewiß nicht alltäglich in einer Zeit, da man vom Zweiten oder gar Dritten Reich noch keinen Schimmer hatte — ausgerechnet in Frankreich, wo man damals mehr dazu neigte, den faszinierenden Zeitgenossen Friedrich den Großen zu bestaunen und zu bewundern, als sich vor ihm fürchten.

Sieben Monate lebten Mirabeau und Sophie zusammen in Holland. Sie genossen in vollen Zügen den Hochsommer ihrer Leidenschaft und wähnten sich dabei in voller Sicherheit. Diese Zuversicht beruhte in erster Linie auf der Annahme, daß ihr Aufenthalt unbekannt geblieben sei. Darin unterlagen sie allerdings einem Irrtum. Mirabeau hatte sich beim Verleger Rey als Autor des anonymen *Versuchs über den Despotismus* eingeführt und diesem eine Neuauflage der Schrift vorgeschlagen. Rey legte selbstredend Wert darauf, das Ansinnen des Fremdlings mit dem Originalverlag ins Reine zu bringen, worüber sein Kollege Fauche in Neuchâtel sich so erboste, daß er Herrn de Monnier prompt über das Versteck der Flüchtigen in Kenntnis setzte. Nun bauten die Liebenden freilich auch darauf, daß de Monnier keinesfalls

Digitized by Google

Maßregeln gegen sie ergreifen werde – und in der Tat zeigte der einsame alte Mann zunächst wenig Lust, sich an Mirabeau auf Kosten seiner Frau zu rächen, die darunter gleichfalls leiden mußte. Wahrscheinlich hätte er sich ohne das Dazwischentreten von Madame de Ruffey mit seinem Schicksal abgefunden. Ihr aber schwebten zwei Ziele vor, die sich nur schwer vereinbaren ließen: die Rettung ihrer Tochter vor dem endgültigen Untergang und die exemplarische Bestrafung des Verführers.

Von ihr angetrieben, leitete Monnier gerichtliche Maßnahmen gegen Mirabeau ein; gleichzeitig sandte er aber einen vertrauten Diener zu Sophie, der ihr einen Geldbetrag sowie die Aufforderung überbringen sollte, zu ihrem Mann zurückzukehren. Beides wies sie zurück; ihr ganzes Auftreten konnte man in die Worte fassen: »Gabriel oder den Tod!« Das Verfahren lief daraufhin weiter. Solange die beiden im Ausland blieben, konnte ein richterliches Urteil ihnen allerdings nicht viel anhaben, nur schlimmstenfalls ihre Rückkehr nach Frankreich unmöglich machen. Gerade das aber bereitete Sophies Mutter Sorge, in deren Phantasie die Tochter in fremdem Land von dem herzlosen Schürzenjäger, der sie entführt hatte, bereits schmählich verlassen war. Madame de Ruffeys Bemühungen zielten also darauf ab, beide Liebenden nach Frankreich zurückzubekommen, um Sophie zur Einkehr, Mirabeau aber an den Galgen zu bringen. Für ein solches Vorhaben reichte allerdings die gewöhnliche Maschinerie der Justiz nicht hin; die Verhaftung und Auslieferung der Flüchtigen bedurfte einer großangelegten politischen Aktion, und nur durch das Zusammenspiel des Außenministers, des Polizeipräsidenten, des Botschafters im Haag und der Regierung der Vereinigten Provinzen konnte man dieses Ziel erreichen. Um das Räderwerk in Bewegung zu setzen, mußten zuerst weitreichende Verbindungen angeknüpft werden. Madame de Ruffey wandte sich zunächst an den Marquis

Digitized by Google

de Mirabeau, von dessen offensichtlicher Begabung, für private Zwecke königliche Verfügungen zu erwirken, sie sich viel erwartete. In diesem Fall zeigte sich der talentierte Mann aber wenig zuvorkommend. Als erste Reaktion auf die Flucht seines Sohnes ins Ausland hatte er deutliche Erleichterung an den Tag gelegt; was Sophie betraf, so ging sie ihn nichts an, und gerade jetzt, wo die Klage seiner Schwiegertochter auf Trennung ihrer Ehe in das entscheidende Stadium getreten war, schien ihm Gabriel jenseits der Landesgrenzen am besten aufgehoben.

Dann geschah etwas, durch das seine Einstellung sich plötzlich von Grund auf wandelte: im Buchhandel erschien ein gedruckter Angriff auf ihn in seiner Eigenschaft als Ehemann und Vater. Das in Frankreich, Holland und Großbritannien gleichzeitig auftauchende Machwerk war im Ton maßlos heftig und skurril, und es bestand zu einem wesentlichen Teil aus den von Gabriel an Malesherbes gerichteten Briefen. Die Frage, ob Gabriel der Verfasser des Pasquills war oder nicht, fiel weniger ins Gewicht als die unumstößliche Tatsache, daß er allein das Material dazu geliefert haben konnte. Dem Marquis wurde sofort klar, daß einem solchen Mischprodukt aus der Unbeherrschtheit seiner Frau, der perfiden Arglist Louisens und dem von ihm so gefürchteten, keine Rücksicht kennenden Schreibtalent Gabriels durch die Verbannung allein nicht beizukommen war. Dann erschien, diesmal in der *Gazette littéraire*, eine zweite Schmähschrift in Gestalt eines Briefes aus London (um den holländischen Aufenthaltsort des Autors zu verschleiern), mit dem Titel: *Eine Anekdote aus der dickleibigen Sammlung von philosophischen Heucheleien.* Dieser Angriff traf den ›Menschenfreund‹ an seiner empfindlichsten Stelle, denn er brandmarkte ihn nicht nur als Scharlatan, der Tugend und Mildherzigkeit predige, ›während er in Wahrheit der schlechteste Ehemann und der härteste, verantwortungsscheueste Vater sei‹, sondern sein

Digitized by Google

volkswirtschaftliches Credo wurde außerdem noch ins Lächerliche gezogen. Der Aufsatz war mit den Initialen ›S. M.‹ gezeichnet, was den Marquis veranlaßte, auf ›Saint-Mathieu‹, den Namen einer Besitzung seiner Frau, zu tippen.

Mirabeau hatte hinterher allen Grund, sein ›verfluchtes Schreibtalent‹ zu beklagen, das ihn dazu verleitet hatte, dem Hilferuf seiner Mutter durch diese unüberlegte Schmähschrift Folge zu leisten. Es war in der Tat diese Unbesonnenheit, die sein Verhängnis heraufbeschwor, denn sie peitschte seinen Vater zum Handeln auf. Gemeinsam mit der Familie de Ruffey machte der Marquis sich abermals an die Arbeit, woraufhin die offiziellen Räder ins Rollen kamen.

Anfang Mai 1777 bemerkte Mirabeau in einer Taverne, in der er regelmäßig verkehrte, einen Landsmann in der Uniform eines Kavallerie-Offiziers. Irgend etwas an dem Mann schien ihm verdächtig. Mirabeaus Zechgenossen brachen mit dem Fremden einen Streit vom Zaun, in der Hoffnung, ihn dadurch zu entlarven, aber vergeblich. Es war in der Tat kein anderer als der Polizeiwachtmeister Des Brugnières, den Mirabeau vor sieben Monaten so erfolgreich an der Nase herumgeführt hatte, und dem der Marquis jetzt eine zweite Chance bot, sich zu bewähren. Aber selbst wenn Mirabeau über die Mission des Fremden genau Bescheid gewußt hätte, wäre er darüber noch lange nicht in Angst und Sorge verfallen. Er hatte das Bürgerrecht von Amsterdam erworben und baute außerdem darauf, daß die von ihm seit seiner Ankunft aufgehäuften Schulden, etwas über zweihundert *louis*, die niederländischen Behörden dazu bewegen würden, von seiner Auslieferung Abstand zu nehmen. Aber in Wirklichkeit wartete Des Brugnières nur darauf, daß der Botschafter bei der Haager Regierung einen Haftbefehl durchsetzte; die Schulden des Betroffenen bildeten keinen Hinderungsgrund, hatte sich der Botschafter doch bereit erklärt, den Betrag selbst vorzuschießen.

Digitized by Google

Dann gab am 14. Mai ein Bekannter Mirabeau den Wink, daß seine Verhaftung für den folgenden Tag beschlossen sei, worauf die Flüchtigen endlich die ihnen drohende Gefahr erkannten. Mit verzweifelter Hast und so unauffällig wie möglich packten sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, denn sie schuldeten zu allem Überfluß dem Hausherrn die Miete. Obgleich höchste Eile geboten schien, wäre es zu sehr aufgefallen, wenn beide gleichzeitig die Wohnung verlassen hätten. Gabriel ging als erster, und Sophie wollte ihm folgen. Am Treffpunkt wartete er vergeblich: von Sophie war weit und breit nichts zu sehen. Endlich verständigte man ihn, daß Sophie verhaftet sei, worauf er sogleich in sein Quartier zurückkehrte und mit offenen Augen der Stadtpolizei und Des Brugnières in die Hände lief. Dieser bewachte die weinende Sophie und die Giftphiole, die er ihr gerade noch rechtzeitig weggenommen hatte.

Des Brugnières bezeigte seinen zwei Häftlingen viel Rücksicht. Als ihm bekannt wurde, daß Madame de Monnier im dritten Monat schwanger sei, ließ er durch ihre bemitleidenswerte Lage und die Beredsamkeit ihres Geliebten sein Herz erweichen. Sophie, die sich über das, was ihrer harrte — die Trennung von Gabriel und die Einkerkerung im Frauengefängnis Sainte-Pélagie von Paris, wo sich der weibliche Abschaum der Menschheit befand — keine Illusionen machte, schwur hoch und teuer, sie werde sich das Leben nehmen, und wir dürfen, gleich den zwei Männern, ihr den festen Vorsatz zu einem solchen Verzweiflungsschritt ruhig zubilligen. Schließlich konnten die beiden sie dazu überreden, sich solche Gedanken aus dem Kopf zu schlagen, wobei Des Brugnières ausdrücklich versprach, er wolle die ihm als Polizeikommissar gebotenen Möglichkeiten dazu nutzen, den brieflichen Verkehr zwischen den Liebenden nach deren Trennung in Gang zu halten.

Digitized by Google

Einige Tage später schrieb Des Brugnières an den Polizeipräfekten, um ihm mitzuteilen, daß dem Auslieferungsantrag stattgegeben würde; in dem gleichen Brief rückte er mit einem privaten Vorschlag heraus. Zunächst warf er die Frage auf, ob es überhaupt schicklich sei, eine Dame von Rang und Stand wie die Marquise de Monnier in das Gefängnis Sainte-Pélagie zu stecken. Jedenfalls war es nicht ihr Gatte gewesen, der dieses Ansinnen an die Behörden gerichtet hatte: mußte man deshalb nicht mit der Möglichkeit rechnen, daß er sehr erzürnt sein werde, wenn man seine Frau in einer Besserungsanstalt für Dirnen verschwinden ließ? Er, Des Brugnières, werde deshalb auf eigene Verantwortung bis zum Eintreffen neuer Weisungen von diesem Schritt Abstand nehmen.

Für Mirabeau war die Zukunft nicht viel rosiger als für seine Geliebte. Er sollte seine Haftstrafe in Vincennes absitzen, und zwar nicht etwa in dem durchaus wohnlichen Schloß, das seinen Vater früher einmal acht Tage lang als unfreiwilligen Gast beherbergt hatte, sondern in dem angrenzenden finstern Burgverlies. Als eines der großen Staatsgefängnisse für die Opfer der *lettres de cachet* war es fast ebenso berüchtigt wie die Bastille. Dort wurde Mirabeau auf unbestimmte Zeit eingesperrt, und niemand außer dem ›Menschenfreund‹ konnte voraussagen, um wieviel Monate oder gar Jahre es sich dabei handeln mochte.

Ein Gedanke freilich dürfte Gabriel und Sophie einigermaßen mit ihrem Schicksal ausgesöhnt haben. Vier Tage vor ihrer gemeinsamen Verhaftung hatte der Kriminalrichter des *bailliage* Pontarlier auf die Klage des Herrn von Monnier hin folgenden Spruch gegen beide erlassen: Mirabeau wurde wegen Ent- und Verführung in Abwesenheit zur symbolischen Enthauptung sowie zu einer Geldstrafe von 5000 *livres* und einer Entschädigungssumme von 40000 *livres* verurteilt, während die des Ehebruchs für schuldig befundene Madame de Monnier zur Strafe am Kopf rasiert, mit einem

Digitized by Google

glühenden Eisen gebrandmarkt und auf Lebenszeit in einer Besserungsanstalt untergebracht werden sollte. Es war also für die Liebenden das kleinere Übel, ›unter des Königs Hand gefallen zu sein‹.

Während der zehn Reisetage nach Paris ließ Des Brugnières die beiden für die Dauer der nächtlichen Rastzeiten ziemlich ungestört zusammen sein, und sie waren bis auf seine aus Sicherheitsgründen unvermeidliche Anwesenheit allein; die aber scheint sie nicht über Gebühr gestört zu haben. Ihren letzten gemeinsamen Tag, den 7. Juni, verbrachten sie im Hause Des Brugnières'. Bei dieser Gelegenheit erschien der Polizeipräfekt, Le Noir, auf der Bildfläche. Sophies unglückliche Lage ging ihm so zu Herzen, daß er sich dem Vorschlag seines Untergebenen anschloß und es auf seine Kappe nahm, ihr die Schrecken von Sainte-Pélagie zu ersparen. Statt dessen wies er sie in die weit weniger berüchtigte Anstalt ein, die eine Demoiselle Douay in der Rue de Charonne führte.

Als endlich die Stunde des Abschiednehmens schlug, gab es eine herzzerreißende Szene; zum Schluß verlor Gabriel die Fassung noch mehr als Sophie, und er machte sich die heftigsten Vorwürfe wegen des Unheils, das er über sie gebracht hatte. Dann entführte ihn der Wagen ostwärts durch die im Abenddämmer versinkenden Vororte von Paris nach Vincennes.

Aus dem Englischen übertragen von Karl-Ulrich von Hutten

Juan Ramón Jiménez · Platero und ich

Platero

Platero, mein silbergrauer Esel, ist klein, haarig, weich; so sanft fühlt er sich an, daß man sagen möchte, er sei ganz aus Watte und habe keine Knochen. Nur die Jettspiegel seiner Augen sind hart, wie zwei Skarabäen aus schwarzem Kristall.

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

Wenn ich ihn freilasse, geht er auf die Wiese, und mit seinem laulichen Maul liebkost er, sie kaum berührend, die kleinen rosa, blauen und gelben Blumen. Ich rufe ihn leise: Platero! Und er kommt auf mich zu in einem heiteren kleinen Trab, so daß es klingt, als ob er lache und Glöckchen in der Ferne läuteten. Er frißt alles, was ich ihm gebe. Es schmecken ihm Apfelsinen und Mandarinen, die Muskateller Trauben, die ganz aus Ambra sind, die violetten Feigen mit ihrem kristallklaren Honigtröpfchen. Er ist sanft und zärtlich wie ein kleiner Junge, wie ein kleines Mädchen ..., aber in seinem Innern stark und trocken wie aus Stein. Wenn ich am Sonntag auf ihm durch die letzten Gassen des Dorfes reite, bleiben die sauber gekleideten, gemächlichen Landleute stehen und betrachten ihn: Er ist aus Stahl!
Aus Stahl ... Aus Stahl und Mondensilber zugleich.

April

Die Kinder sind mit Platero an den Erlenbach gegangen, und jetzt bringen sie ihn unter sinnlosen Spielen und maßlosem Gelächter ganz beladen mit gelben Blumen trabend zurück. Dort unten sind sie in den Regen gekommen ... eine flüchtige Wolke, die die Wiese mit goldenen und silbernen Fäden verschleierte, in denen wie in einer schmachtenden Lyra der Regenbogen zitterte. Von dem durchweichten Fell des Eseleins tropfen noch die nassen Glockenblumen.
Ein frisches, heiteres und zärtliches, gefühlvolles Idyll! Plateros Schrei klingt sanfter unter seiner weichen, regenfeuchten, süßen Last! Von Zeit zu Zeit dreht er den Kopf und reißt die Blüten ab, die sein Maul erreicht. Die schneeigen und gelben Glockenblümchen hängen einen Augenblick zwischen dem grünlich-weißen Schaum seines Maules, und dann wandern sie in sein umschnalltes Bäuchlein. Könnten wir doch auch Blumen essen, wie du, Platero!
Launischer Aprilnachmittag! Plateros glänzende, lebhafte

Digitized by Google

Augen spiegeln diese Stunde voller Sonne und Regen wider, und wie sie sich neigt, sieht man noch einmal eine rosa Wolke wie zerzupft über das Feld von San Juan sich ergießen.

Der Kanarienvogel fliegt

Eines Tages, ich weiß nicht warum, flog der grüne Kanarienvogel aus seinem Käfig. Es war ein alter Kanarienvogel, ein trauriges Andenken an eine Tote, dem ich die Freiheit nicht gegeben, weil ich fürchtete, er würde verhungern oder erfrieren, oder die Katzen würden ihn fressen.

Den ganzen Morgen hüpfte er in den Granatbäumen des Obstgartens umher, in der Pinie neben der Tür, in den Fliederbüschen. Den ganzen Morgen auch saßen die Kinder in der Veranda, versunken in die kurzen Flüge des gelblichen Vögelchens. Platero war frei und müßig und spielte bei den Rosensträuchern mit einem Schmetterling.

Nachmittags flog der Kanarienvogel auf das Dach des großen Hauses, und dort blieb er lange mit den Flügeln schlagend, in der untergehenden lauen Sonne sitzen. Plötzlich, und niemand wußte wie und warum, erschien er im Käfig und war wieder so fröhlich wie immer.

Was war da für ein Jubel im Garten! Die Kinder sprangen und klatschten in die Hände, lachend und mit glühenden Gesichtern wie die Morgenröte. Diana lief wie toll hinter ihnen her, ihr eigenes lachendes Glöckchen verbellend. Auch Platero wurde angesteckt: sein silbriges Fleisch bewegte sich in Wellen, wie ein Zicklein sprang er in die Höhe und drehte sich in einem ungeschlachten Walzer auf seinen Hufen. Dann stellte er sich auf die Vorderhand, und es war, als wolle er der klaren, weichen Luft Fußtritte geben.

Fröhlichkeit

Platero spielt mit Diana, der schönen weißen Hündin, die der Mondsichel gleicht, mit der alten Ziege, mit den Kindern.

Digitized by Google

Behend und elegant springt Diana vor dem Esel herum, ihr leichtes Glöckchen klingelt, und sie tut, als bisse sie ihn in die Schnauze. Platero stellt seine Ohren auf wie die spitzen hörnergleichen Blätter der Aloë, stößt die Hündin sanft und läßt sie über das blühende Gras rollen.

Die Ziege geht an Plateros Seite, streift an seinen Beinen entlang und zieht mit den Zähnen an den Schwertlilien seiner Last. Mit einer Nelke oder einer Marguerite im Maul, stellt sie sich vor ihm auf, stößt ihn an die Stirn, hüpft und meckert fröhlich, geziert und schmeichlerisch wie eine Frau.

Für die Kinder ist Platero ein Spielzeug. Mit welcher Geduld erträgt er ihren Übermut! Wie er langsam geht, stehen bleibt und sich dumm stellt, damit sie nicht hinunter fallen! Wie er sie erschreckt, wenn er plötzlich eine andere Gangart anschlägt!

Helle Herbstnachmittage in Moguer! Wenn in der reinen Oktoberluft alle Klänge klarer werden, steigt aus dem Tal ein idyllischer Lärm von Meckern und Blöken, von Eselschreien und Hundegebell, von Glöckchen und dem Lachen der Kinder.

Spätlese

Nach den langen Regenfällen des Oktobers, in dem himmlischen Gold des weitoffenen Tages, gingen wir alle nach den Weinbergen. Platero trug das Vesperbrot und die Hüte der Mädchen in seinem Korb auf der einen Seite des Sattels, und auf der anderen als Gegengewicht, Blanca, die zart, weiß und rosa wie eine Pfirsichblüte war.

Wie zauberhaft war das erneuerte Land! Die Bäche strömten über, weichgepflügt waren die Felder, und in den noch gelb geränderten Erlen an ihrem Rain sah man schon die schwarzen Vögel.

Plötzlich fingen die Kinder an, schreiend hintereinander herzulaufen: Eine Traube, eine Traube!

Digitized by Google

An einem alten Weinstock, dessen verschlungene Reben noch einige geschwärzte und rote trockene Blätter aufwiesen, entzündete die prickelnde Sonne eine helle kräftige Traube aus Ambra, voller Glanz, wie eine Frau in ihrem Herbst. Alle wollten sie haben. Victoria, die sie gepflückt hatte, verteidigte sie hinter ihrem Rücken. Da bat ich sie darum, und mit dem süßen freiwilligen Gehorsam, den das Mädchen, das sich langsam zum Weibe wandelt, dem Manne leistet, gab Victoria sie mir gern.

Die Traube hatte fünf große Beeren. Ich gab jedem Kind eine, und die letzte unter Lachen und einmütigem Beifallklatschen Platero, der sie rasch mit seinen ungeheuren Zähnen ergriff.

Schrecken

Es war beim Abendessen der Kinder. Die Lampe träumte ihr rosiges, laues Licht über dem schneeigen Tischtuch, und die roten Geranien und die Äpfel, die wie geschminkt waren, verliehen diesem einfachen Idyll unschuldiger Gesichter eine herbe und starke Heiterkeit. Die Mädchen aßen wie erwachsene Frauen, die Knaben diskutierten wie Männer. Aus dem Hintergrund betrachtete sie lächelnd die junge und schöne blonde Mutter, während sie dem Kleinsten ihre weiße Brust gab. Hinter dem Gartenfenster zitterte hart und kalt die helle Sternennacht.

Plötzlich floh Blanca wie ein kleiner Blitz in die Arme der Mutter. Eine plötzliche Stille, und dann, beim Geräusch der umgeworfenen Stühle, liefen alle ungestüm hinter ihr her, voller Schrecken nach dem Fenster blickend.

Der dumme Platero! Er hatte seinen großen weißen Kopf gegen die Scheiben gedrückt. Die Dunkelheit, das Glas und die Angst ließen ihn riesenhaft erscheinen. Ruhig und traurig schaute er in das sanft erleuchtete Zimmer.

Digitized by Google

Der Tod

Ich fand Platero auf seinem Strohlager ausgestreckt, mit weichen und traurigen Augen. Ich ging zu ihm, sprach mit ihm und wollte, daß er aufstehe.

Der Arme machte eine plötzliche heftige Bewegung, sein Huf knickte um. Da streckte ich ihm das Bein auf dem Boden aus, streichelte ihn noch einmal zärtlich und schickte nach seinem Arzt.

Der alte Darbón, nachdem er ihn gesehen, verzog seinen riesigen zahnlosen Mund bis zum Nacken und bewegte den rot angelaufenen Kopf auf der Brust hin und her wie ein Pendel.

Nichts Gutes, wie?

Ich weiß nicht, was er antwortete. Daß es mit dem Unglücklichen zu Ende gehe. Nichts ... Ein Schmerz, irgendeine böse Wurzel, die Erde zwischen den Gräsern.

Mittags war Platero tot. Sein Wattebäuchlein war geschwollen wie die Welt, und die Pfoten reckten sich steif und verfärbt zum Himmel. Sein lockiges Haar glich den vermotteten Wergperücken alter Puppen, die zu traurigem Staub verfallen, wenn man mit der Hand darüber fährt.

Ein schöner dreifarbiger Schmetterling flog durch den stillen Stall und jedesmal, wenn er durch den Sonnenstrahl am Fensterchen huschte, glühte er auf.

Schwermut

Heute Nachmittag bin ich mit den Kindern zu Plateros Grab gegangen, im Gemüsegarten von La Piña, am Fuße des runden väterlichen Pinienbaumes. Der April hatte die feuchte Erde mit großen gelben Lilien geschmückt.

Oben in der grünen Kuppel, die der blaue Zenith bemalte, sangen die Finken, und ihre kleinen, blühenden, lachenden Triller verflüchtigten sich in der goldenen Luft des warmen Nachmittags, wie ein lichter Traum von neuer Liebe.

Digitized by Google

Wie die Kinder nach und nach ankamen, verstummten sie. Ruhig und ernsthaft bedrängten sie mich aus glänzenden Augen mit ängstlichen Fragen.

Mein Freund Platero, sprach ich zu der Erde, wenn du, wie ich es mir denke, jetzt auf einer Himmelswiese weilst und auf deinem haarigen Rücken die jungen Engel trägst, hast du mich vielleicht vergessen? Sag, Platero, denkst du noch an mich?

Und als wollte er auf meine Frage antworten, flog ein weißer Schmetterling, den ich vorher nicht gesehen, wie eine Seele, immer wieder von Lilie zu Lilie.

Aus dem Spanischen übertragen von Doris Deinhard

Albrecht Schaeffer · Der Auswanderer

(Geschrieben vor der Ausreise nach Amerika im März 1939)

Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause, in ein Land, das ich dir zeigen will. 1. Mos. 12 V. 1

GEHE, weil du Füße hast zu gehen.
Nirgend sollst du weilen auf der Erde,
Bis sich Haupt und Glieder niederlegen.
Trage bei dir nichts als meinen Segen.
Sorge, daß dein Wandel richtig werde,
Und ich werde milde auf dich sehen.

Trage bei dir nichts als meinen Segen.

AUS dem Mutterleibe, aus dem Dunkel,
Aus dem ersten Licht dereinst geboren,
Sei's gedenk, und werde immer klarer.
Aus von dir geht einmal mein Gefunkel,

Digitized by Google

Wenn du, in dem Irrsal unverloren,
Meines Lichtes bleiben wirst Bewahrer.

Aus von dir geht einmal mein Gefunkel.

VON dir trete, wie der stete Schwimmer
Von sich tritt die Woge, die ihn trage,
Was dich band, und was dich nicht mehr binde.
Vom Gewordenen ins Werden immer
Tummle dich mit neuem Flügelschlage,
Anvertraut dem unbekannten Winde –

Vom Gewordenen ins Werden immer.

DEINEM Augenpaar ist undurchdringlich
Nacht gelagert über Blick und Schauen.
Doch du weißt, was vor mir Tag und Nacht ist.
Nacht ist hinter dir unwiederbringlich,
Aber mein Geleucht ist dein Vertrauen,
Wie der Demant Licht im tiefsten Schacht ist.

Aber mein Geleucht ist dein Vertrauen.

VATERLAND war dir ein süßer Name.
Vaterland ist ausgerollt unendlich
Unter meinem Himmel, dem ich leuchte.
Laß von deinem Auge nur die Feuchte
Tropfen, und es wird dir hell und kenntlich
Vaterlandes Licht, das wonnesame.

Vaterland ist ausgerollt unendlich.

UND VON DEINER Lippe laß das Bittre,
Eingedenk des Wortes, daß du immer

Digitized by Google

Süßer werden sollst und lockrer, zarter.
Blick in Nacht und Nebel und erzittre!
Sieh erlöschen auch den letzten Schimmer!
Sieh dich täglich welker und bejahrter!

Blick in Nacht und Nebel und erzittre.

FREUNDSCHAFT steht mit aufgehobenen Armen
Immer drüben auf dem andern Ufer,
Denn sie kann nicht gehn auf deinen Brücken.
Einst bei Nacht erwachst du mit Entzücken,
Und du hörst die meeresfernen Rufer,
Und dir wird vor Schmerz das Herz erwarmen.

Einst bei Nacht erwachst du mit Entzücken.

UND AUS Liebesarmen fortgetrieben,
Immer überwunden, Überwinder
Der Verluste wirst du, siegreich endlich:
Deine Liebsten, Treusten, deine Kinder,
Alle gehen von dir unabwendlich:
Ungeliebter, dir bleibt nichts als lieben.

Immer überwunden, Überwinder.

DEINES VATERS HAUS ist eingelassen
In die Erde. Weißt du nun am Grabe,
Daß ihr niemals euch vergabt im Leben?
Deines Vaters Haus — wann wirst du's fassen,
Daß ich es in meinem Herzen habe?
Sohn und Vater, kommt, euch ist vergeben.

Deines Vaters Haus, wann wirst du's fassen?

Digitized by Google

IN dir, in dir keimen, blühn und reifen
Alle Dinge, die ich in dich säte.
Gehe in dich, wie ich früh dich lehrte.
Mitt' im Steine wirst du Blüten greifen,
Mitt' im Welkenden das selige Späte,
Nie zu späte: Liebe die geklärte.

Mitt' im Steine wirst du Blüten greifen.

EIN und aus und aus und ein die Jahre
Wie die Tage in dir ziehn und schwinden.
Sprich, was wirst du sein am letzten Ende?
Wirst du's wagen, einst in meine Hände
Deinen Geist zu geben, wenn die blinden
Augen nicht mehr schaun das Wunderbare?

Wirst du's wagen einst in meine Hände?

LAND, o Land, wo bist du hingeschwunden?
Rief vom hohen Buge der Verwegne,
Und so wirst du rufen, doch vergebens.
Grabe dir die Erd aus deinen Wunden,
Blut und Tränen auf die Erde regne,
Land ist keins am Rande deines Lebens.

Grabe dir die Erd aus deinen Wunden.

DAS Verheißene, das nie Erschaute,
Wo dir Ströme Milch und Honig fließen
Und in Lüften Engelsschwingen brausen:
Eh dir Blüten aus den Fingern sprießen
Und dein Herz rundum von Perlen taute,
Wirst du nicht in diesem Lande hausen –

Wo dir Ströme Milch und Honig fließen.

Digitized by Google

ICH bin bei dir! Fürchte dich nicht trüber,
Als die Erde will, du mein Gebilde!
Fürchte nicht, daß ich dich je verlasse.
Gib mir deine Hand, daß ich sie fasse.
Sieh, ich wandle übers Meer hinüber,
Und ich leite dich an ein Gefilde.

Gib mir deine Hand, daß ich sie fasse.

DIR wird Heimat sein. Dir wird die Liebe,
Eh die Tränen an zu trocknen fingen,
Wieder eine goldne Schwelle legen.
Öffnen wirst du selbst die Tür der Liebe,
Und dann geht ihr sprachlos euch entgegen,
Und was nie gelang, das wird gelingen.

Öffnen wirst du selbst die Tür der Liebe.

ZEIGEN WILL ich dir die neue Erde.
Du bezeichne sie mit deinem Blute.
Denn ich kann dir nichts verleihn und geben,
Du erzeugst es denn aus deinem Mute
Und gebierst es selbst zu deinem Leben.
Sieh, ich zeige hin – du geh und werde.

Karl Scheffler · Der Bürger Liebermann

LIEBERMANNS Talent war, soweit Talent sich überhaupt erklären läßt, ein Produkt seiner bürgerlichen Herkunft. Er gehörte nicht zu den Talenten, die überraschend aus dem Dunkel auftauchen, als Ergebnisse unkontrollierbarer Kräftemischungen, sondern zu denen, die als Resultate einer stetig sich steigernden Familienkraft anzusprechen sind. Die Natur

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES

Digitized by Google

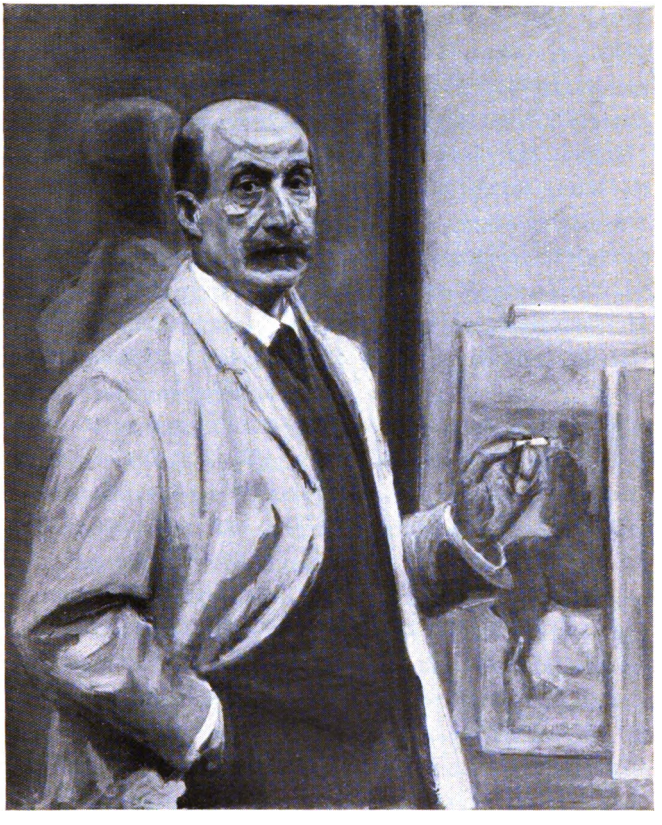
wählt beide Wege: dort mutet die Herkunft willkürlich an, hier wirkt das Talent wie ein Zuchtresultat. Dementsprechend sind die Merkmale verschieden. Das jäh hervorbrechende Talent ist in seiner Einmaligkeit oft heftig und dem Pathos zugewandt; das stufenweis durch Familienkraft erzeugte Talent dagegen stellt sich gern in eine Reihe, es ist gleichmäßig und stetiger. Dort könnte man von einem höheren, hier von einem tieferen Blutdruck sprechen.

Das 19. Jahrhundert ist an bürgerlichen Begabungen reich gewesen. Als Liebermann im Jahre 1847 geboren wurde, stand das moderne Bürgertum auf der Höhe seiner Kraft; in der Revolution von 1848 errang es volle Freiheit. Das erhöhte Lebensgefühl aber zeugte Talente der Kunst. Wilhelm Leibl und die Maler seines Kreises wurden zur selben Zeit geboren, Hans Thoma war nur ein wenig älter, die französischen Impressionisten kamen im dritten und vierten Jahrzehnt zur Welt, und die modernen holländischen Maler waren ebenfalls Zeitgenossen. Alle empfanden bürgerlich.

Dieses ist freilich keine besondere Erscheinung des 19. Jahrhunderts: im Grunde ist die Kunst stets von bürgerlichen Menschen geschaffen worden. Denn nur sie, die in einer Mitte leben, sind der künstlerischen Zweckfreiheit fähig, sie vor allem lieben ein geistiges Tun um seiner selbst willen. Die herrschenden Gesellschaftsklassen sahen von je auf das Handwerkliche der Kunst herab, die sozial tiefer stehenden Gesellschaftsklassen aber hassen die Arbeit, insofern sie ihnen Zwang ist und nicht jene innere Freiheit zuläßt, die höchstes Glück ist. Sowohl oben wie unten ist mehr Zweckgesinnung beteiligt als in der Mitte. Das klingt unzeitgemäß, weil das Ansehn des Bürgerlichen tief gesunken ist; doch sinkt mit dem Bürgerlichen ja auch die Kunst dahin.

Die Jahrtausende alte Bürgerlichkeit ist in dem hier behandelten Sonderfall aber nicht gemeint, sondern eine Abart: das moderne Bürgertum des 19. Jahrhunderts, das sich mit

Digitized by Google



Max Liebermann · Selbstbildnis

Digitized by Google

Digitized by Google

sich selbst entzweite und seine besten Talente zu Märtyrern ihrer künstlerischen Überzeugung hat werden lassen. Ihm sind Gegenspieler entstanden in denen, die aus der Großstadt flohen, um abseits, auf dem Lande, die reine Natur zu suchen, und in einem sich ausbreitenden Bohèmewesen, das eine Lebensaufgabe darin fand, den Bürger aus der Fassung zu bringen. Dieses war ein Racheakt. Denn der moderne Bürger, der Bourgeois wurde, verkannte immer wieder in der Kunst die eigenen Vorhutnaturen, er anerkannte sie erst spät und widerwillig. Auch Liebermann hat diese Erfahrung schmecken müssen; doch ist er darum weder der Großstadt entflohen, noch hat sein Wesen auch nur einen einzigen Zug des Bohèmehaften angenommen: er ist seiner Herkunft unverbrüchlich treu geblieben.

Er wurde am 20. Juli 1847 in Berlin geboren. Seine Eltern bewohnten zuerst ein Haus in der Burgstraße, dann eines in der Behrenstraße und zuletzt das obere Stockwerk eines hart am Brandenburger Tor gelegenen Hauses. Diese Wohnung übernahm der Sohn Max nach dem Tode der Eltern; er ist bis zu seinem Tode darin geblieben und hat daraus das schönste Bürgerheim Berlins gemacht. Er war der drittälteste von vier Geschwistern, drei Brüdern und einer Schwester. Der Vater, ein wohlhabender Fabrikant, sträubte sich zunächst gegen die Absicht des Sohnes, Maler zu werden; er verlangte die Absolvierung des Gymnasiums. Die Kunst galt in diesen Kreisen als eine brotlose Tätigkeit. Kein selbstbewußter Kaufherr sah damals seinen Sohn gern den Malerberuf ergreifen. Denn nur als Beruf wurde diese Tätigkeit gewertet, die Frage innerer Berufung wurde nicht einmal aufgeworfen. Fast immer wiederholte sich im Bürgertum das Verhältnis Wilhelm Meisters zu seinem Vater. Als dem Willen des Sohnes schließlich nicht länger zu widerstehen war, wurden ›erfolgreiche‹ Berliner Maler um ihr Urteil gebeten. Adolph Menzel freilich wurde nicht befragt. Doch war da-

Digitized by Google

mit nicht viel versäumt, weil Menzel das große Talent in manchem verkannte. Dem Vater wird wohl nie der Gedanke gekommen sein, die Begabung des Sohnes könne ein natürliches Produkt aufstrebender Familienkraft sein, eines Willens zur Vornehmheit, der sich vergeistigen wollte, daß ein zweckvoller Ehrgeiz des Erfolgs im Begriff wäre sich in den zweckfreien Ehrgeiz geistiger Leistung zu verwandeln. Liebermann selbst hat im Jahre 1910 in einer autobiographischen Notiz geschrieben: »Ich bin in meinen Lebensgewohnheiten der vollkommenste Bourgeois, ich esse, trinke, schlafe, gehe spazieren und arbeite mit der Regelmäßigkeit einer Turmuhr. Ich wohne in dem Hause meiner Eltern, wo ich meine Kindheit verlebt habe, und es würde mir schwer werden, wenn ich woanders wohnen sollte. Auch ziehe ich Berlin jeder anderen Stadt als bleibenden Wohnsitz vor.«

Die jüdische Abstammung hat Liebermann kaum benachteiligt, wenn man von den letzten Lebensjahren absieht. Sie förderte ihn dagegen durch intellektuelle Sicherheit, kritische Unbefangenheit und klare Erkenntnis des in einem höheren Sinne Zeitgemäßen. Ganz abgesehen kann von dieser Herkunft nicht werden, doch verführt jede Übertreibung zu schiefen Urteilen. Der Maler selbst hat, aus Widerstandsgefühl, seine Abstammung zuweilen überbetont. In Wahrheit hat sich das deutsche Judentum, vor allem in seinen patrizierhaften Elementen, mit der deutschen Eigenart in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts weitgehend gleichgesetzt. Bezeichnend ist, was der Generaldirektor der Berliner Museen, Wilhelm Bode, darüber zum sechzigsten Geburtstag Liebermanns in ›Kunst und Künstler‹ geschrieben hat: »Seit Leibl dahingegangen ist, kann Liebermann den Ruhm als Deutschlands erster Maler füglich nicht mehr streitig gemacht werden; wir dürfen auch sagen: als einer der deutschesten Maler unter den lebenden Künstlern, mehr als er selber es weiß und zugeben will.« Gewisse Züge der Per-

Digitized by Google

sönlichkeit und des Talents, die auf die jüdische Herkunft hinweisen, sind der deutschen Malerei zweifellos zugute gekommen. Es sind ähnliche Eigenschaften wie die, wodurch Jozef Israels der holländischen Malerei nützlich geworden ist. Als der deutschen Kunst eine Befruchtung durch die französische nötig war, konnte Liebermann, besser als jeder andere, ein lebendiger Vermittler sein, weil er das Übernationale begriff, es freier ins Deutsche übersetzte und dadurch das der deutschen Kunst anhaftende Provinzielle überwand. Ihm erschwerte der deutsch-französische Krieg von 1870–71 weniger die Verständigung. Er weilte 1873 schon wieder in Frankreich, er kannte früher als ein anderer die moderne holländische Malerei, und seine Begegnung dort mit Frans Hals machte Schule. Auf Grund dieser Weltoffenheit wurde er der Begründer einer lebensfähigen Menzeltradition. Ihm gelang, der deutschen Rezeption den Schein einer Konzeption, einer nationalen Originalität zu geben.

Mit dem guten Europäertum hing die Berliner Bodenständigkeit eng zusammen. Hierin war er den französischen Impressionisten verwandt, die Weltgeltung erlangten, nicht obwohl, sondern weil sie fest im Heimatlichen wurzelten. Von Deutschland aus gesehen, steht Liebermann am Ende der Reihe, die von Daniel Chodowiecki über Gottfried Schadow, Karl Blechen, Franz Krüger und Karl Steffeck zu Adolph Menzel führt. Der künstlerisch noch jungfräuliche Kolonistenboden Berlins war ihm günstig, auch ihn erzogen Frugalität, Phrasenlosigkeit und Beharrlichkeit. Diese Feststellung ist ebenfalls unzeitgemäß, seit Preußen zerschlagen ist; sie ist geschichtlich darum nicht weniger wahr. Der ein sehr gewähltes Deutsch sprechende, mit Lessingscher Bestimmtheit formulierende Liebermann, machte seinem Berlinertum sogar die Konzession, in Erinnerung an Gottfried Schadow und Franz Krüger, ein wenig, doch auch nur ein wenig, mit dem Berliner Dialekt zu kokettieren. Niemals

Digitized by Google

vulgär oder gar rüde (Bettina von Arnim hat gesagt: »In Berlin wird alles rüde«), sondern um zu akzentuieren. Er schuf einen norddeutschen Impressionismus; als man in der Folge dann aber genau hinsah, war es im Grunde gar kein Impressionismus. Er suchte im Allgemeinen immer das Besondere, und im Besonderen das Allgemeine; er hatte die Sensibilität für das schlechthin Lebendige und Angemessene. Zwischen alter und neuer Kunst unterschied er grundsätzlich nicht, er glaubte an eine einzige unteilbare Kunst.

Auch die äußere Erscheinung war in jeder Weise bürgerlich. Man konnte ihn für einen Gelehrten halten. Er mochte nicht auffallen, das gewaltsam Originelle war ihm ebenso zuwider wie die Rolle eines ›Malerfürsten‹. Doch er war ebensoweit entfernt von der absichtlichen Vernachlässigung, die im 19. Jahrhundert in Künstler- und Literatenkreisen als eine Koketterie mit dem Minusvorzeichen zutage getreten ist. Ihm war Respektabilität vererbt. In Paris fiel er nicht als Fremder auf, in Holland wirkte er wie ein Holländer — um so mehr, als er die Sprache des Landes schnell lernte —, und als er sich mit sechzig Jahren ein Landhaus baute, trat er aus der Reihe anderer begüteter Berliner, die dasselbe taten, nur insofern hervor, als er diese Sommerwohnung ebenso durchkultivierte wie die Stadtwohnung. Wenn er aber auch überall ein Bürger blieb, war er dennoch die markanteste Erscheinung, wo immer er erschien. Sie prägte sich unvergeßlich ein, die Stimme blieb im Ohr, weil sie nur Wesentliches sagte. Beim Sprechen zog sich die Stirnhaut, die früh schon in einen kahlen Schädel überging, faltig zusammen, der scharfe Grat der Nase schien hinter jeden Ausspruch ein Ausrufungszeichen zu setzen, das feste Kinn machte jedes Wort zu einer Willenskundgebung, der Schnurrbart über dem ausdrucksvollen Mund sträubte sich, die dunklen Augen durchbohrten die Erscheinungen, das gelblich bleiche Gesicht war immer in heftiger Bewegung, es vibrierte von Geist

Digitized by Google

und Temperament. Die Sprechform war fast epigrammatisch, und man sah gewissermaßen, wie die Gedanken entstanden. Was jedoch nicht ausschloß, daß mancher Ausspruch vorbereitet war. Redselige Kürze, ließe sich sagen. Dagegen war er kein guter Zuhörer, kein teilnehmender Mensch. Das Beste war, daß alles naiv blieb: dem Klugen blickte ›das Kind im Manne‹ über die Schulter, und im rechten Augenblick beim Arbeiten, war er klug genug, nicht klug sein zu wollen.

Jack Common · Der Pfandleih-Zyklus

In unserer Familie hatten sich jedoch die häuslichen Verhältnisse in einer Hinsicht gebessert. Die Anforderungen des Großen Krieges beschränkten unseren kleinen dadurch, daß sie eine häufigere Abwesenheit eines der Kampfpartner mit sich brachten. Mein Vater war damals im Reserve-Turnus. Das muß näher erklärt werden. Ein Turnus besteht aus einer bestimmten Anzahl von Sonderdienstwochen mit Nacht- und Tagschichten, in denen das Lokomotivpersonal auf verschiedenen Gebieten des Bahnbetriebes arbeitet. Jede Woche fangen Fahrer, Heizer und Begleiter täglich zur gleichen Stunde an, in der folgenden verlagert sich dann dieser Zeitpunkt, bis nach etwa zwölf bis achtzehn Wochen die Liste der Anfangszeiten erschöpft ist: das kleine Schicksalsrad hat seine Umdrehung vollendet, und alles beginnt wieder von vorn. Es gab viele solcher Kreisläufe, Räder, die im Betrieb der verschiedenen Arten des Bahnverkehrs eine entscheidende Rolle spielten, und da man sich in jeder einzelnen erst auskennen mußte, brauchte der Eisenbahner Jahre, um sich langsam ein Karma zu erwerben, kraft dessen er von Stufe zu Stufe emporstieg, von den Erztransporten zu den Eilgütern, von Personenzügen zu Schnellzügen und so fort. Als nun der Krieg ausbrach, hatte mein Vater schon oft genug auf diese

Digitized by Google

Weise seine Runden gemacht und hinreichende Kenntnisse in den Maschinentypen und den mit ihnen befahrenen Strecken erworben, um für den sogenannten Reserve-Turnus geeignet zu sein. Der bestand aus Arbeiten, die etwas außerhalb des Üblichen lagen, – etwa Ausflügler- oder Truppenzüge. Diese außerfahrplanmäßigen Aufgaben vermehrten sich unter dem Druck des Krieges derartig, daß den Lokomotivführern häufig nicht mehr als das vertragliche Mindestmaß von sechs Stunden Erholung übrig blieb. Nicht einmal dieses bißchen Freizeit konnten sie so ohne weiteres immer zu Hause verbringen; die dienstfreie Zeit konnte grade fällig werden, wenn sie in Edinburgh, York oder Doncaster von ihrem Führerstand herunterstiegen, und das noch tagelang hintereinander, weil sie auf all diesen Stationen gleich einen neuen Dienst zugewiesen bekommen konnten.

Infolgedessen sahen wir von unserem Alten manchmal wochenlang nur wenig, und wenn er wirklich einmal nach Hause kam, war zu erwarten, daß er sich schleunigst ins Bett verfügte und erst wieder auftauchte, wenn das Klopfen des Rufers verkündete, daß ihm nur noch Zeit zum Essen und vielleicht eine halbe Stunde zum Lesen am Feuer bliebe. Er las Dickens, langsam und voll aufmerksamsten Verständnisses für den Wert jedes einzelnen Wortes. Monate hindurch blieb der gleiche Band an seinem Platz neben dem Herd liegen, wenn seine pfeifenfreie Hand ihn nicht hielt, und auf dem Rücken stand quer in Gold der berühmte Namenszug des Autors gemalt, der wie ›Gnarlio Diebrene‹ aussah.

Das klingt zwar alles ganz friedlich, aber in Wirklichkeit war uns nicht so oft ganz wohl zu Mute, wenn er anwesend war. Er konnte ja ständig seinen wohlbekannten, sogenannten Koller kriegen. Es war jederzeit möglich, daß er dem sorglosen Schlendrian der häuslichen Verschlampung mit einem plötzlichen Ausbruch kalter Wut Einhalt gebot. Ob er dabei im Recht war oder nicht, machte für uns wenig aus,

Digitized by Google

sobald er einmal angefangen hatte; wir wußten, daß uns eine äußerst ungemütliche Zeit bevorstünde, ohne daß hinterher etwas Gutes käme. Während seiner Abwesenheit gab sich jeder von uns alle erdenkliche Mühe, Mutter davon abzuhalten, daß sie allzusehr über die Stränge schlug. Sie entwickelte damals grade eine besondere Dreistigkeit in ihrem schlechten Benehmen. Darin war sie nicht die einzige – weit entfernt davon; vielleicht lags daran, daß der Krieg immer mehr Väter vom häuslichen Herd riß, wenn jetzt überall die Mütter anfingen, ganz entschieden eingebildet zu werden. Diejenigen, die zur Geselligkeit neigten, wie meine, unterstützten sich darin gegenseitig. Mutter mußte eben Freundinnen haben, und das waren seit Jahren schon welche von der Sorte, die man sich nicht recht nach Hause einzuladen traute – Kneipenbekanntschaften, Frauen, die ihren Kummer zwar zum Teil ersäuften, aber doch nicht verschwiegen genug waren – alles Weibsen, die Pech gehabt hatten. Meine Mutter verstand sich sehr gut darauf, weibliches Ungemach aufzuspüren, das sich hinter Schwarzbier oder andren alkoholischen Getränken versteckte: sie war sich ziemlich sicher, in jedem Lokal, über dem ›Gastwirtschaft‹ stand, eine ihrer Leidensgefährtinnen ausfindig zu machen. Wenn man sie zu Hause vermißte, dann bestimmt, weil sie *damit* beschäftigt war; sie hatte dauernd mit der Erledigung solcher kleinen Botengänge des Jammers zu tun, wie man sie nennen könnte, und sich einen ausgedehnten Kreis geschaffen. Dieser Kreis umschloß sie nun immer enger.

Die Muttchenclique nannte mein Vater ihn, weil seine Mitglieder die Angewohnheit hatten, voneinander immer als von Muttchen Dingskirchen und Muttchen Soundso zu reden. Meistens sah er nur ihre Rückseiten, aber das genügte, denn sowie er auftauchte, ergriffen sie die Flucht. Ganz schön – bloß erschien er eben nicht oft genug. Und wenn *ich* auftauchte, bekam ich allmählich immer regelmäßiger Muttchen

Digitized by Google

McGrewin oder Muttchen Smailes oder Muttchen Forbes zu sehen, die da dreist am Feuer hockte – dreist, sage ich, aber doch nicht mehr ganz so dreist, sobald ich eingetreten war. Denn für sie war entscheidend, daß ich dasselbe Geschlecht wie mein Vater hatte, ihm einigermaßen ähnlich sah (besonders, wenn er nicht dabei war) und bis zu einem gewissen Grade sein Stellvertreter war – und diese schlichten Tatsachen bereiteten ihnen ein wenig Unbehagen, so daß sie sogar mich zu ihren Gunsten zu stimmen suchten. Die Einstellung beider Parteien wurde während der ersten Minuten von dem Umstand beeinflußt, daß wir alle genau wußten, die eine von beiden werde sofort Reißaus nehmen müssen, wenn meines Vaters Schritte auf dem Gang hörbar würden. Daher denn auch die Redensarten, die jedesmal fielen – wie kräftig und gesund ich aussähe, meinem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, aber Muttchen Kiddars Kinder sähen eben alle so gesund aus, man merke es, wie gut für sie gesorgt werde. Das letztere gehörte zum festen Repertoire der Komplimente, die sich die Muttchen immer gegenseitig zu machen pflegten, oft mit einem unterdrückten Aufstoßer, des größeren Nachdrucks halber. Ja sie sagten sie sogar hinter dem Rücken der Betreffenden! So galt es denn in diesem Kreise aufs bloße Hörensagen hin als ausgemacht, daß man zwar bei manchen Leuten in schlechtem Ruf stand (diverse feuchte Lippen lösten sich hier von den Gläsern und preßten sich fest zusammen), man trank wohl auch ein Gläschen (alles nickte leicht, in dankbarer Anerkennung, ausgenommen Muttchen Smailes, wenn sie grade mit dem Bezahlen an der Reihe war), aber nie und nimmer – oh, niemals! – werden wir unsere Gören vernachlässigen! (hach, allgemeines Geschmatze, denen haben wirs mal besorgt, allerdings!).

Nun war es eine seltsame Tatsache, die im Widerspruch zu allen Prinzipien der Sozialhygiene, der vernünftigen Vorsorge, der familiären wie der persönlichen Moralauffassung

Digitized by Google

stand, daß die Kinder der Muttchen äußerst gesund waren, durch die Bank weg. Muttchen McGrewins Brut zum Beispiel entlockte jeden Winter den Passanten großes Mitleid, wenn sie in ihrem dünnen Zeug auftauchte und barfuß im Schneematsch herumplanschte. Tja — fehlen tat denen nie etwas. Leute mit keinen Kindern sagten, das käme, weil der Teufel eben die Seinen nicht im Stiche ließe. Aber die andern Mütter konnten sich damit nicht so einfach trösten, wenn sie eilig unten um die Gassenecke liefen, um etwas für Klein-Alfies Brust oder Doris ihre Bronchitis zu besorgen, und dann diesem empörenden Straßengesindel von McGrewins begegnen mußten, das da strahlend und munter in seinem erbärmlichen Aufzug erschien.

Die zweite große Tugend der Muttchen war in ihren eigenen Augen, daß sie stets bereit waren, einander in der Not zu helfen. Wir Zyniker dagegen sahen darin nur ihre Bereitschaft, sich beieinander selbst zum Nötigen zu verhelfen. Sie pumpten. Sie pumpten sich Sachen von jedem Beliebigen, solang dieser Beliebige mitmachte, und wenn niemand wollte, pumpten sie sich gegenseitig an. Nicht zu praktischen Zwecken, i wo, — nicht, um aus einer augenblicklichen häuslichen Schwierigkeit zu kommen — nein, sie liehen sich Sachen, um sie zu versetzen. Das Versetzen war das wirtschaftliche Prinzip, auf dem ihre gesellige Gemeinschaft beruhte, der Vorwand für allerlei eigentlich unerlaubte Geschäfte, das ›Anliegen‹, das diese betriebsamen Weiber vor mancher Vorladung wegen Herumtreibens bewahrte, die ihnen sonst gedroht hätte. Natürlich konnte es, wie überall im Geschäftsleben, einmal einer dieser Damen passieren, daß ihr in ihrem eigenen Warenhaus oder Magazin das Material knapp wurde. Alles Versetzbare war schon weg — sie hatte nichts mehr, dessen sie sich noch bemächtigen konnte. Aber Gott sei's gedankt, sie stand als Unternehmerin ja nicht allein, sie hatte Freundinnen, sie konnte mal rasch hinüber zu Mutt-

Digitized by Google

chen Soundso, und die half ihr dann sofort aus. Wie Sie sehen, war es ein bewundernswertes System, das allen seine Vorteile bot.

Daß meine Mutter zu den Mitgliedern dieses Vereins gehörte, gab zweifellos dem Kreislauf unseres Hauswesens einen größeren Schwung. Jeden Montagmorgen entwickelte sie einen Bienenfleiß, und jede ihrer Bewegungen schien zu sagen: ›Fang wohlgemut die Woche an!‹ Da stand sie nun, sauber gewaschen, die Haare gebürstet, mit dem Ausdruck des von Energie und Zweckbewußtsein befeuerten Willens – es war ein Vergnügen, jemanden so entschlossen und diszipliniert einem Ziel entgegenstreben zu sehen. Aber ihre Tätigkeit war nur, alles für ihr Bündel zusammenzusuchen; das enthielt vermutlich den Sonntagsanzug ihres Mannes, aber es konnten auch Tischtücher mit drin sein, Bettlaken, Decken, Vorhänge, Vasen, Bücher, alles mögliche, dafern es mittels leichter Nachhilfe mobil zu machen war. Schon zog sie ab, das Bündel in der einen, den Stock in der andern Hand, und wann man sie wiedersah, das mochte Gott wissen.

Sie machte es nicht als einzige so. Allen Straßen in der Byker- und Heaton-Gegend – um nicht noch weiter zu gehen – war diese Montagmorgenprozession von Bündelträgerinnen ein völlig vertrauter Anblick. Fremde mochten denken, es sei Waschtag, was in vielen Häusern ja auch der Fall war, aber hier handelte es sich nicht um Wäscherinnen. Da kamen sie an, meistens jede für sich, die halbwegs reparierten Überlebenden des unterschiedlichen Wochenendes, einige mit blauem Auge, manche bloß verkatert, etliche balancierten ihr Bündel auf dem dicken Bäuchlein, das eine mehrmonatige Mitgliedschaft im Storchenklub verriet, andre waren dafür zu verschrumpelt, einige kamen mit Kinderwagen, leeren oder vollen, und manche drückten sich hastig mit einer vermummten Last vorbei. Stets gehörte zu diesem Zug auch ein kleiner Junge oder so, der sein Bündel in einer Seifenkiste vor sich

Digitized by Google

herschubste. Alles pflegte dort zusammenzutreffen, wo das Wappen der Medici mit seinen drei Kugeln denjenigen Hilfe verhieß, die an Bargeldmangel litten.

Ja, es war doch eine nette Sache, wenn man sich erst einmal dran gewöhnt und allen falschen Stolz abgelegt hatte. Muttchen Dies und Muttchen Das waren wieder beisammen, und dazu noch anläßlich streng rechtlicher Geschäfte. Sie erhoben ihre Bezüge und verdrückten sich in die nächste Kneipe. Da wars denn Essenszeit geworden, ehe sie es noch ahnten. Aber es war ja noch kaltes Fleisch vom Sonntag übrig, falls sie einen Braten herausgewirtschaftet hatten (sie sagten immer, daß sie einen ›herausgewirtschaftet‹ hätten, als wenn das eine furchtbare Finanzoperation wäre, die nur ihrer langjährigen Erfahrung und haushälterischen Begabung gelingen könnte), und wenn es Zeit wäre, die Kartoffeln aufzusetzen, wollten sie auch gehen. Aber schließlich hat eine Frau ja auch bloß zwei Hände und kann nun mal nicht alles gleichzeitig erledigen — ja, das is auch wahr, Muttchen Forbes, und ich bin überzeugt, Sie tun wirklich Ihr Teil, un wenn Sie auch sonst gar nix täten, das haben Sie jedenfalls getan, na, bis heut abend denn! Un die Ohren steif halten, ja?

Abends trafen sie sich wieder, immer noch mit dem Geld von der Pfandleihe gut bei Kasse. Erst am nächsten Tag fingen sie an, sich Gedanken zu machen, ob es bis zum Zahltag reichte. Solange das Spiel noch neu war, ging es auch gut, und für die Hausfrau war es wirklich eine gewaltige Erleichterung, wenn sie über den Armutsabgrund der Wochenmitte diese silberne Brücke hatte bauen können. Am nächsten Zahltag schlossen sie sich dann zu einer anderen Prozession zusammen, zum Zug der Erlöserinnen diesmal, und über das Wochenende standen alle Götter des häuslichen Herdes wieder auf ihren Sockeln. Es war ein klassisches Beispiel für den Nutzen des Kredits, von zwei Mängeln abgesehen. Angenommen, der Alte brauchte zufälligerweise während der

Digitized by Google

Woche seinen besten Anzug und versäumte es, Muttchen von dieser Notwendigkeit rechtzeitig zu benachrichtigen: da klappte es dann nicht. Bei meinem Vater (der wohl grade einmal wieder fremd ging) gab es, wenn so etwas vorkam, eine fürchterliche Explosion, ganze Waldungen frisch aufgeforsteten Wohlwollens wurden niedergewalzt, und wohin man im trauten Kreise blickte, sah man erbleichende Gesichter. Der zweite Haken war der, daß das Leihhausgeld schlecht vorhielt. Die braven Damen sahen sich am Donnerstag, bald bereits mittwochs genötigt, dem Tor zu den Drei Messingkugeln einen weiteren Besuch abzustatten. In Begleitung einer Standuhr oder der Nähmaschine – irgend etwas dieser Art, das grade zur Hand war. Und diese Sonderaushebung verlängerte die Loskaufliste dermaßen, daß einem immer weniger Geld für den Haushalt in der Hand blieb. Die Sonntagsrinderbraten schrumpften zusammen; verwandelten sich in Kaninchenbraten; es war nicht mehr möglich, den Brotmann ganz zu bezahlen, alle Kohlen, die Milch, nicht einmal die Wochenmiete. Na laß nur, da gibt man eben diesen Hausplagegeistern etwas als Abschlagszahlung, und wenn der Mann merkte, was da vorging, und darauf bestand, man müsse auf irgendeine Weise klarkommen, dann ließ man die Nähmaschine sausen, oder die Blumenvasen oder eine Uhr – die fälligen Zinsen konnte man ja immer noch zahlen.

O ja, wer des Namens Muttchen würdig war, zahlte stets seine Zinsen! Es war erhebend anzusehen, was für einen gesunden Stolz auf sich selbst die süffelnden älteren Damen dieser Tugend wegen zeigten. Es war ja gar nichts endgültig weg, sehen Sie, sie konnten einem die Pfandscheine ja zeigen! Trotz alledem konnte es aber vorkommen, daß eine der Damen Mitte der Woche, in der Zeit der großen Dürre, über nichts Versetzbares mehr verfügte. Da wurde dann an unserer Hintertür gerappelt. Alle wußten, was los war. Wenn Vater im Hause war, wurde Muttchen Kiddar rot wie ein

Digitized by Google

Sonnenuntergang im Winter, ließ auf dem Fleck ihre Bratpfanne stehen und trippelte mit einer für einen halbgelähmten Menschen erstaunlichen Geschwindigkeit über den Hof, während ihr Mann sie vom Fenster aus mit einem sardonischen Gesichtsausdruck beobachtete, wie er zu einem Sattelplatzspion gepaßt hätte, der grade dahintergekommen ist, daß der Derbyfavorit auf allen vier Beinen lahmt. Ein Zwiegespräch an der Hintertür, mit einem aufs Minimum beschränkten Wortlaut – und das Geschäft war abgelehnt. War er jedoch nicht zu Hause, so kam Muttchen Smailes oder sonst jemand ihrer Art durch das feindfreie Gelände gekrochen und schlängelte sich mit einem so öligen Lächeln bis zu einem Küchenstuhl, daß es einem vorkam, als hätte sie eigentlich Salz und Pfeffer drüberstreuen sollen, bevor sie es ringsherum anböte. Nach dem üblichen Eröffnungszug mit dem guten Aussehen der Kinder, das doch der Mutter alle Ehre mache, zog Muttchen Smailes ihre eine Hand unter der Achsel hervor, holte damit auch die andere heraus, schlug sie beide ineinander und fing an, sie sich zu reiben – jetzt kam die Leidensgeschichte. Ihr Gatte mußte zu einer Beerdigung und brauchte seine Sonntagssachen – wie sollte sie die nur jetzt rauskriegen, mitten in der Woche, wo kein Geld reinkam und die letzten Groschen mit dem Essen für die Kinder draufgingen! Oder ihre Älteste bekam ein Baby, und sie mußte jetzt ein paar Bettlaken auslösen, weil das arme Mädchen ja auch nicht einen einzigen Stich hatte nähen können, wo ihr Mann doch momentan sitzen mußte, bloß weil er eine Kiste Apfelsinen mit nach Hause genommen hatte, auf die das Mädchen so scharf gewesen war, wie uns das ja allen in dem Zustand immer geht. Keine dieser Geschichten erlaubte einen unmittelbar praktischen Schluß, nur kam in ihnen allen ein Punkt, an dem Muttchen ihre Hand in den Schoß legte, als wäre sie ihr schließlich da ganz einfach hingefallen, und ernsthafter zu reden anfing, indem sie betonte, daß sie ja

Digitized by Google

niemanden belästigen wolle, so was täte sie nie ... Das war für Muttchen Kiddar das Stichwort. »Ich weiß, das tun Sie nicht«, sagte sie dann beschwichtigend. »Mein Gott, Beste, ich bin ja selbst auch schon in Schwierigkeiten gewesen und weiß, was das heißt.« Und so weiter, während wir, die Zuhörer, an dieser Stelle wußten, daß jetzt irgend etwas aus dem Haus verschwinden würde, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen. »Ich denk auch an Sie, natürlich«, waren Muttchen Smailes' letzte Worte. Sie dachte nicht daran.

Ebenso vergeßlich waren diejenigen, die zum Pumpen an die vordere Haustür kamen. Man konnte sich tatsächlich dieser Pfandjägerinnen nur durch die Anwendung des schärfsten Mittels erwehren, nämlich dadurch, daß man selber alles schon vorher versetzte. In dieser Hinsicht schoß Mrs. McGrewin den Vogel ab. Sie hatte ihren Haushalt bis zu einem Grade von allem entblößt, den selbst Thoreau niemals in Betracht gezogen hatte. ›Einfachheit!‹ sagte der Philosoph Neuenglands. Nun — sie hatte sämtliche Zimmer so weit vereinfacht, daß außer dem ursprünglichen Ockerton der Wände so gut wie nichts mehr darin war. Die Jalousien waren, da sie mit zur Wohnung gehörten, an den Vorderfenstern heruntergelassen, aber die Gardinen fehlten. Ein Doppelbett war übrig geblieben, zweifellos aus Rücksicht auf die bescheidenen Bedürfnisse ihres Mannes; im übrigen schliefen die Kinder auf dem Fußboden, in Zimmern ohne Uhren, Vasen, Bilder und Geschirr — trinken mußten sie aus alten Marmeladentöpfen. In dieser fast nirwanahaften Leere von allen Bedarfsgegenständen herrschte Frieden. McGrewin selbst, der Monteur war und nicht Philosoph, wie man annehmen könnte, war ein stiller Pfeifenraucher, der täglich in seiner Arbeitskluft seinem Beruf nachging; abends, wo er eine Melone und einen verschossenen blauen Anzug trug, trank er sein Viertel für sich (niemals mit seiner Frau), ein friedliebender Mann, leicht zu gängeln, der niemandem ein

Digitized by Google

böses Wort gab – kurz, ein typischer Ire. Vielleicht hatte er die Gabe, seine Umwelt völlig vergessen zu können, und lebte also hinlänglich zufrieden und glücklich – aber auch die Kinder waren zufrieden. Und die Kinder in der Nachbarschaft, ganz besonders meine Schwestern, kamen liebend gern in seine Wohnung. Das Leben dort war ein Picknick ohne Ende, wie wir zu hören bekamen; das einzige Haus in der Straße, wo sie wirklich vom Fußboden essen und dazu, um alles hinunterzuspülen, aus einem richtigen, appetitlichen Marmeladentopf trinken konnten. Das war auch so ein sonderbarer Widerspruch, über den die pflichtgetreuen Mütter unseres Viertels nachzugrübeln hatten.

Natürlich sorgte Muttchen McGrewin richtig für ihre Sprößlinge. Man konnte sehen, wie sie es tat, konnte kaum umhin, es zu sehen, weil sie sich, wenn sie einen sitzen hatte, nur im Laufen auf den Beinen halten konnte. Sie lief also und kam oft bei uns vorbei, brauste in gewaltigem Tempo durch die Dritte, die große Nase voraus, der schwarze Dutt wippte auf und nieder, wie Schmalzblasen schwappten ihr die fetten weißen Waden über den Schnürstiefeln, und hinter ihr wirbelten Bierdüfte durch die Luft. Sie war eine Schnapseule, die zum Nest zurückflog, und irgend etwas zu futtern hatte sie bestimmt in ihrer Tasche. Und allem Anschein nach wurde sie auch stets von ihrer nachsichtigen Familie willkommen geheißen. Lange Zeit waren es alles nur Mädchen, an die vier Stück, danach kam ganz spät und heiß ersehnt noch ein Sohn an. Muttchen war so überglücklich mit ihm, daß sie ihn jahrelang nährte. Aber mit der Zeit führte das zu sonderbaren Situationen. Der Bengel war in manchem frühreif; mit drei Jahren gewöhnte er sich das Rauchen an und pflegte Anwesende zuweilen durch seine Art zu entzücken, wie er die Brust fahren ließ und hinüberwackelte, um sich Feuer für seine Kippe auszubitten, oder umgekehrt. Andere mißbilligten dieses schändliche Schauspiel oder versuchten es wenig-

Digitized by Google

stens; so richtig aus vollem Herzen vermochte jedoch niemand die McGrewins zu beklagen – ihre Art zu leben schien ihnen so gut zu bekommen.

Meine Mutter war sehr bald in den erwähnten Pfandleih-Zyklus eingespannt und hatte einen Teil unserer Häuslichkeit etwas auf den Trab gebracht, obgleich sie zu sehr durch ihren etwas ›komischen‹ Mann behindert wurde, um es darin zu der McGrewinschen Vollendung zu bringen. Nach und nach gewöhnten wir uns an ihre Tätigkeit als Hausspuk; erst waren die Sachen da, dann weg, dann wieder da. Ein schwerer Regenmantel, der auf dem Gang gehangen hatte, solang ich denken konnte, verschwand spurlos; soweit wir davon wußten, hätte er auch schon vor Jahren gestohlen worden sein können, aber allen Vermutungen in dieser Richtung wurde plötzlich ein Ende gemacht: der Mantel kehrte zurück. Mit ein paar leichten Sommermänteln ging es ähnlich: die waren dann wieder weg. Eine ›Geschichte des Großen Krieges‹, die wir im Lauf der Kriegsjahre Band für Band bekamen, witschte bei uns ein und aus, war niemals vollzählig da und ebensowenig jemals ganz fort. Ein Werkzeugkasten, einige wohlbekannte Nippsachen, eine Walzgold-Uhrkette, ein paar Karaffen – alle teilten dieses Flüchtlingsdasein. Wir fragten schon gar nicht mehr nach Sachen, deren wir nicht sofort habhaft werden konnten; waren sie zufälligerweise trotzdem die ganze Zeit dagewesen, dann tobte meine Mutter, weil wir sie so ohne weiteres beschuldigt hatten. Eines Tages, als mein Vater wieder einmal von einem langen Außendienst zurückkehrte, um ein bißchen Urlaub zu machen, verfiel er wieder auf seinen alten Sport, alle Uhren in Ordnung zu bringen. Nun waren Uhren im wesentlichen ein ihm allein vorbehaltenes Gebiet; niemand ließ es sich im Traume einfallen, sie anzurühren, ob er nun anwesend war oder fort. Da waren sie nun alle, klar und deutlich sichtbar, und er ging gemächlich von einer zur anderen, ölte, putzte und zog sie

Digitized by Google

Fritz Kredel · Holzschnitt zu Aucassin und Nicolette

Digitized by Google

Digitized by Google

auf – in seiner Welt stand alles zum besten. Bis ihm eine Uhr einfiel, mit der er sich im allgemeinen nicht abgab, das marmorne Pantheon im Vorderzimmer. Weg! Einfach weg! Na ja, natürlich wars ja Mutters eigene Uhr, die sie in aller Form geschenkt bekommen hatte, aber derartige Fragen fielen bei ihm kaum ins Gewicht. Als er mich rief, ich sollte doch mal kommen und gucken, machte ich mich schon auf einen Kriegsausbruch gefaßt. Sonderbarerweise war er nicht im geringsten ungehalten. Er war einfach fassungslos über die irrsinnige Energie, die diese Frau aufbringen konnte, um im Handumdrehen etwas Geld heranzuschaffen, denn die Uhr war so schwer wie eine Tonne Blei und machte sogar einem starken Mann zu schaffen, wenn sie auch nur ein Stückchen von der Stelle bewegt werden sollte. Und doch hatte ein gewisser Jemand, der lahm war und am Stock ging, sie aus dem Haus und ein paar Straßen längs geschleppt und würde sie zweifellos auch den ganzen Weg wieder zurückschleppen. Dies eine Mal ertappte ich meinen Vater dabei, daß er die Frau einfach bewunderte.

Hätte er das doch nur öfter tun können! Aber er konnte es nicht: um jemanden bewundern zu können, muß man unberührt bleiben, darf nur für einen kurzen Augenblick aus einer Weltvergessenheit aufgetaucht sein, wie sie den alten McGrewin einhüllte. Den echten Sonnennaturen ist es möglich, ihren Spaß an einem Dasein zu haben, das sich in einem Kaleidoskop von Haushaltsgegenständen abspielt, in dem die Dinge auftauchen und wieder verschwinden, je nach der Laune eines Leihhaus-Kobolds; aber mein Vater war kein sonniger Mensch. Im Gegenteil, er hatte eine festgelegte Rolle und konnte wohl einfach nicht umhin, sich ganz an sie zu halten. In unserer häuslichen Sprache hieß es, daß er dazu verdammt sei, dauernd einen Koller zu kriegen; vielleicht stimmte das gar nicht so genau, aber wir glaubten daran, und der herrschende Glaube, ob er nun ganz oder nur halb be-

Digitized by Google

rechtigt ist, tut in jedem Falle seine Wirkung. Und zwar derartig, daß in dem Augenblick, wo man seinen Schlüssel in der Tür hörte oder sein Bett knarrte, weil er aufstand, die Stimmung gedrückt wurde – es lag etwas in der Luft, das auf das Kommende wartete.

Kam er in diese Atmosphäre hinein, so deutete er die allgemeine Erstarrung nicht als Furcht vor seiner üblen Laune, nein, er ahnte Schuldgefühle und daß den andern Dinge bekannt waren, die er noch nicht wußte. Er blickte umher, um festzustellen, was schief gegangen war. Das konnte vieles sein. Vielleicht war Mutter eben erst aus ihrem Muttchendasein zurückgekehrt und meinte, noch in den seligen Gefilden einer Bierdiskussion zu schweben, aber sie war fahrig und redete mit schwerer Zunge, und die Kleinen beobachteten sie entsetzt. Schlimmer wars, wenn sie noch fort war. Die Mädchen waren fertig zum Zubettgehen, aber sie war nicht da. Wenn sie dann kam, zu ihrem Ärger nur ein paar Minuten zu spät, und von Vater mit einer frostigen Bemerkung begrüßt wurde, war ihr nicht nur vom Dämon Alkohol der Rücken gestärkt worden, sondern höchstwahrscheinlich auch noch durch die Brandreden, welche die Muttchenclique im Hinterstübchen ihrer Kneipe wider die Ehemänner geführt hatte. Und so gings denn bei uns los. Eiskalte Kritiken, prompte Erwiderungen, wobei jede Seite nach der ihrem Geschlecht eigentümlichen Methode der andern immer wieder eins auswischte. Als Debatte hatte die ganze Sache überhaupt keinen Sinn, denn was kann bei einem Streit zwischen zwei Gegnern herauskommen, der auf der Polarität ihrer Geschlechter beruht? Entweder führt die Leitung Strom und bewirkt den physikalischen Funken eines Knuffs oder Kusses, oder sie ist tot und endet mit einer Trennung. Die beiden hier konnten sich aber nicht trennen – ein solcher Schritt war ihrer Überlieferung fremd. Und küssen konnten sie sich vor den Kindern auch nicht. Nun, eines Abends also kam ich nach Hause und

Digitized by Google

mußte feststellen, daß grade die übliche Szene durchgespielt wurde. Ich war jedoch ein wenig zu spät dran – die Spannung zwischen dem verbissen dasitzenden Mann und der hochroten, herausfordernd frechen Frau, die zwar stand, aber immer noch nicht ging, war nahe daran, in Tätlichkeiten auszuarten. Als ich mich grade hinsetzte, schlug der Blitz ein: der Mann sprang urgewaltig auf, noch einmal kreischte die Frau los, die Kleinen heulten lauter, und dann kam diesmal etwas ganz Neues hinzu – plötzlich stand ich selbst auf den Beinen, um mich mit meinem ganzen Gewicht dem tobenden Mann in den Weg zu werfen.

Der Angriff hatte einigen Erfolg, weil er unerwartet gekommen war und mein Vater nicht fest auf den Beinen gestanden hatte. In seiner Überraschung drehte er sich um und hob die Faust grade so weit, daß sie meinen Unterkiefer traf. Ich glaube, daß er über diesen halben Schlag völlig entsetzt war; er wich zurück, während ich mit dem elendigen Gefühl, mein Kiefer müßte ausgerenkt sein, etwas weiter in den Ring trat. Ich war weiß wie die Wand geworden und war auch in Weißglut. In diesem Augenblick verstummten die kleinen Mädchen plötzlich, Mutter schlüpfte hinaus und war weg.

Mein Vater wandte sich ab, sagte so etwas, wie daß mich niemand gebeten habe, meine Nase da hineinzustecken, und langte nach seiner Pfeife. Die Mädchen rutschten von ihrem Sofa und machten, daß sie ins Bett kamen – für diesen Abend war das Stück aus. Ich setzte mich, um mir die Schuhe aufzuschnüren, und wenn sonst noch etwas gesagt worden ist, so weiß ich es nicht mehr, nur noch, wie mich das Gefühl überwältigte, nun mein Debut auf der Bühne der volljährigen Männlichkeit hinter mich gebracht zu haben, aus dem Stegreif sozusagen, ohne eine Gelegenheit, vorher noch zu proben. Ich war fast vierzehn; an diesem Abend fand ein Abschnitt meiner Kindheit sein Ende.

Aus dem Englischen übertragen von Peter Dülberg

Digitized by Google

SECHS GALGENLIEDER

Das Mondschaf

Das Mondschaf steht auf weiter Flur.
Es harrt und harrt der großen Schur.
Das Mondschaf.

Das Mondschaf rupft sich einen Halm
und geht dann heim auf seine Alm.
Das Mondschaf.

Das Mondschaf spricht zu sich im Traum:
»Ich bin des Weltalls dunkler Raum.«
Das Mondschaf.

Das Mondschaf liegt am Morgen tot.
Sein Leib ist weiß, die Sonn ist rot.
Das Mondschaf.

Das Nasobem

Auf seinen Nasen schreitet
einher das Nasobem,
von seinem Kind begleitet.
Es steht noch nicht im Brehm.

Es steht noch nicht im Meyer.
Und auch im Brockhaus nicht.
Es trat aus meiner Leyer
zum ersten Mal ans Licht.

Auf seinen Nasen schreitet
(wie schon gesagt) seitdem,
von seinem Kind begleitet,
einher das Nasobem.

Digitized by Google

Christian Morgenstern · The Moon Sheep

Authorized English Version by Wilhelm Eitzen

The Moon Sheep

THE Moon Sheep, on the lea forlorn,
Stands and is waiting to be shorn.
The Moon Sheep.

The Moon Sheep munches just two stalks
And to its alp it gently walks.
The Moon Sheep.

The Moon Sheep mutters in its sleep: —
I am the world-space, dark and deep.
The Moon Sheep.

The Moon Sheep, in the morning, 's dead.
The sheep is white, the Sun is red.
The Moon Sheep.

The Nasobeme

UPON his noses walketh
Erect the Nasobeme,
And to his child he talketh.
You don't find him in Brehm.

I got him from no annual,
Encyclopædia,
Or any other manual,
But from my cithara.

Upon his noses walketh,
not now an anonym,
Whilst to his child he talketh,
Erect the Nasobeme.

Digitized by Google

Das Knie

Ein Knie geht einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts!
Es ist kein Baum! Es ist kein Zelt!
Es ist ein Knie, sonst nichts!

Im Kriege ward einmal ein Mann
erschossen um und um.
Das Knie allein blieb unverletzt –
als wärs ein Heiligtum.

Seitdem gehts einsam durch die Welt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.
Es ist kein Baum, es ist kein Zelt.
Es ist ein Knie, sonst nichts.

Das Huhn

In der Bahnhofshalle, nicht für es gebaut,
geht ein Huhn
hin und her ...
Wo, wo ist der Herr Stationsvorsteh'r?
Wird dem Huhn
man nichts tun?
Hoffen wir es! Sagen wir es laut:
daß ihm unsre Sympathie gehört,
selbst an dieser Stätte, wo es – »stört«!

Die unmögliche Tatsache

Palmström, etwas schon an Jahren,
wird an einer Straßenbeuge
und von einem Kraftfahrzeuge
überfahren.

Digitized by Google

The Knee

A knee walks on its lonely track.
It is a knee, that's all!
It is no tree! It is no sack!
It is a knee, that's all.

When war did rage, a man was shot,
And all his members too.
But — wonderful! — the knee was not —
As if it were taboo.

Since then, it walks its lonely track,
It is a knee, that's all.
It is no tree, it is no sack.
It is a knee, that's all.

The Hen

On the railway platform, not built for her "crowd",
Walks a hen
To and fro . . .
Where, where is the Station Master, though?
Well, will she
Go scot-free?
Let us hope so! and declare aloud: —
That we fully sympathize with her,
Even here, where she's a nuisance, Sir!

The Impossible Fact

Palmstroem, well preserved so far,
Is run down, head over heels,
At a corner by the wheels
Of a car.

Digitized by Google

»Wie war« (spricht er, sich erhebend
und entschlossen weiterlebend)
»möglich, wie dies Unglück, ja —:
daß es überhaupt geschah?

Ist die Staatskunst anzuklagen
in bezug auf Kraftfahrwagen?
Gab die Polizeivorschrift
hier dem Fahrer freie Trift?

Oder war vielmehr verboten,
hier Lebendige zu Toten
umzuwandeln, — kurz und schlicht:
Durfte hier der Kutscher nicht — ?«

Eingehüllt in feuchte Tücher,
prüft er die Gesetzesbücher
und ist alsobald im klaren:
Wagen durften dort nicht fahren!

Und er kommt zu dem Ergebnis:
Nur ein Traum war das Erlebnis.
Weil, so schließt er messerscharf,
nicht sein *kann*, was nicht sein *darf*.

Korf erfindet eine Art von Witzen –

Korf erfindet eine Art von Witzen,
die erst viele Stunden später wirken.
Jeder hört sie an mit langer Weile.

Doch als hätt ein Zunder still geglommen,
wird man nachts im Bette plötzlich munter,
selig lächelnd wie ein satter Säugling.

Digitized by Google

As he rises thereupon
(Resolutely living on),
How (he muses) could befall
Such an accident at all?

May I blame the Government?
Call policemen negligent?
Or, perhaps, the motorist
Might here drive, just as him list?

Was it not forbidden then
To convert here living men
Into corpses? Now then, what?
Must – or might the driver not . . . ?

Bandaged up, he tracks the codes,
Acts, and bills regarding roads,
Till removed he finds the cloud: –
Driving there was not allowed!

The result would, therefore, seem: –
The event was but a dream.
For, he reasons trenchantly: –
That which must not, cannot be.

Baron Korf invents a sort of jokes –

Baron Korff invents a sort of jokes
Which go home but after many hours.
Everyman is bored, while they are told.

But, as if some fuse hat been a-glowing,
Suddenly you start at night from slumber,
Chuckling happy like a well-fed baby.

Digitized by Google

Erhart Kästner · Maria aus Magdala

Es muß auffallen, wie nach dem Karfreitag die Frauen in den Vordergrund rücken. Die entsetzliche Leere, die sich zwischen Karfreitagabend und dem Ostersonntag hindehnt, also zwischen dem Scheitern der Hoffnung, der Rabbi werde zuletzt doch noch ein alljüdisches Gottesreich schaffen, und der Gewißheit vom auferstandenen Christus – diese Leere wird nur von einer einzigen Person überbrückt. Es ist eine Frau. Maria aus Magdala heißt sie.

Von den Jüngern, außer Petrus und Johannes, ist ja schon seit Gethsemane nicht mehr das geringste zu sehn. Sie sind geschüttelt von Gestapo-Angst. Dann Petrus; auch er tritt während des nächtlichen Vorverhörs ab, ist von da an ziemlich gründlich verschwunden, nicht einmal unterm Kreuze dabei. Maria aus Magdala erst wird es sein, die ihn zurückholt; erst durch die Kraft dieser Frau wird er einbezogen ins Ostergeschehen. Maria, die Mutter des Herrn, wird zuletzt unterm Kreuze erblickt. Die Schmerzensmutter ist nun am Ende der Kraft; von Schwertern durchbohrt: Leid aller überlebenden Mütter. Und Johannes muß bei Maria sein, irgendwo in Jerusalem, wo man den beiden ein Obdach gewährt; die Kreuzesworte binden ihn ja. Alles fort also. Wenn erfüllt werden soll, was die Sitte vorschreibt, und es muß erfüllt werden, daß der Leichnam vor Sabbat-Anfang bestattet sein muß, müssen zwei Fremde eingreifen; es sind gerade Männer der Gegenpartei, hohe Beamte: Joseph von Arimathia und Nikodemos, der eines Nachts zu theologischem Gespräche zu Christo kam.

Dann kommt der Sabbat. Ungeheuere Pause. Starre der Verzweiflung scheint sich ausgebreitet zu haben. Der Messias, der das freie Judäa herbeiführen sollte, gescheitert und alles ist aus.

Und dann jener Morgen. Fragt man sich, welche Frauen es

Digitized by Google

waren, die zwischen Morgengrauen und Sonnenaufgang durch die dunklen und schmutzigen Gassen der Altstadt von Jerusalem eilten, um ihren Herrn, der nun auf einmal nicht mehr ihr Herr, sondern das Ziel ihres Erbarmens war, zu umsorgen, so kann es sich nur darum handeln, ob es zwei (wie Matthäus sagt) oder drei (wie Markus und Lukas berichten) oder vier (da Markus und Lukas als dritten Namen zwei verschiedene nennen) gewesen sein mögen: — jedenfalls Frauen. Und jedenfalls Frauen allein. In der Katastrophe: Frauen allein. Und es kann kein Zweifel bestehn, daß Maria aus Magdala die Szene beherrscht. Es ist sicherlich so, daß die ein oder zwei oder drei anderen Frauen in ihrem Fahrwasser sind. Sie führt an, die andern sind Nebenfiguren.

Wer ist denn die Frau? Man kennt sie nur flüchtig. Es heißt von ihr, Christus habe sie, da sie von sieben Dämonen besessen war, geheilt. Also war sie gestört, vielleicht melancholisch, vielleicht depressiv oder wie wir das nennen. Geheilt hing sie ihrem Retter in Hingabe an; bei Lukas heißt es, die heilige Schar habe während der Wanderschaft von ihrem Vermögen und dem zweier anderer Frauen gelebt. Mehr wissen wir nicht. So gering ist unsere Kenntnis, daß ihre Gestalt Jahrhunderte lang mit jener dorfbekannten Burschenzuflucht verschmolz, die eines Tages, als Christus beim Essen und beim Gespräch war, sich von hinten an Jesus heranmachte und seine Füße mit Tränen und mit Parfüm genetzt und unaufhörlich geküßt und mit ihren Haaren getrocknet hat, worauf Christus, welcher Choc für die Anständigen, sagt: »Ihr sind viele Sünden vergeben, denn sie hat viel geliebt!« Nur aus dem Umstand, daß Lukas gleich nach dieser Geschichte die Maria und ihre sieben Dämonen erwähnt, ist eine Verschmelzung entstanden; der große Augustinus hat die zwei Gestalten zusammengenommen, es war ihm eine Lieblingsidee. Der Evangelienbericht lautet anders.

Digitized by Google

Nun aber ereignet es sich, daß seit der Kreuzesstunde auf einmal helles und immer helleres Licht auf sie fällt. Wir finden sie unter dem Kreuz. Dann, als alle Angehörigen fort sind, ist sie bei der Bestattung dabei. Als auch die fremden Helfer weggehen, scheint sie geblieben zu sein, wankt und weicht nicht, nur daß sie nach Sabbat-Ende in die Stadt zu Besorgungen geht.

Dann, gegen Morgen, kommt ihre Stunde. Alles, alles kommt jetzt auf sie zu. Ihre Treue, ihr Erbarmen, ihre Standhaftigkeit, ihr nach nichts, nach gar nichts fragender Trieb treibt sie zum Durchbruch. Sie ist die erste, der die ungeheuere Gewißheit erwächst, daß der Tod Christi kein Ende, sondern ein Anbeginn ist.

Und nun also:

Maria aus Magdala steht vor dem Grab. Sie wendet sich, sieht eine Gestalt, aber sie merkt nicht, daß Christus es ist. Es ist mit den Augen ja auch nicht zu erkennen, nie, auch in Emmaus, auch bei den Jüngerversammlungen nicht. Sie denkt: der Gärtner Herrn Josephs wird es wohl sein. Es werden Worte gewechselt und sie merkt es immer noch nicht: auch das Ohr kann nichts melden. Da ruft sie Christus beim Namen: »Maria!« Es ist der Namensanruf, wir kennen ihn aus der Paradiesesgeschichte. Dies ist ihr Augenblick, dies ihr Ereignis: sie bricht in die Kniee und sie leistet das Ihre, indem sie antwortet: »Rabbuni!« — das ist, in einem einzigen Wort, ein jähes Glaubensbekenntnis, denn es ist die feierlich gesteigerte aramäische Anrede, die nur dem Gott, keinem Menschen gebührt. Und so ist sie die erste, die an den Auferstandenen glaubt.

Das ist der ewige Preis dieser ruhmlosen Frau, die leidenschaftlich, nicht nachdenkend, erbarmungsstark, triebhaft und bedenkenlos ist. Im Verzweiflungsmeer dieses Morgens ist sie Stilla maris, der einzig glaubende Tropfen. Sie kann im Grund nur gebären. Aber siehe, ihr Schoß ist zu höchster

Digitized by Google

Empfängnis bereit. Mit ihrem Anruf »Rabbuni!« hält sie den Sturm des Widerfahrnisses aus.

So kann es denn von ihr heißen, bei Markus, dem ältesten, löwenstarken Evangelisten: »Jesus, da er auferstanden war, erschien am ersten der Maria aus Magdala, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte.«

Man kann den Glanz dieses Augenblicks, diesen Ausbruch von Glauben nur recht ermessen, wenn man ihn mit den andern Glaubensmomenten der Auferstehung vergleicht. Sie betreffen Johannes und Thomas. Maria aus Magdala hat, das Grab leer findend, den Petrus und den Johannes aus der Stadt hergeholt. Johannes, schneller laufend als Petrus, ist als erster zur Stelle. Er bückt sich, sieht die Leinenbinden daliegen, das Schweißtuch liegt extra. Aber er geht nicht hinein. Jetzt kommt Petrus an, geht ohne Umstand hinein, sieht alles, merkt nichts, es nimmt ihn bloß »wunder, wie alles zuginge und er geht wieder fort«. Jetzt geht auch Johannes hinein. Und nun heißt es: »... und sah und glaubte«. Woraufhin glaubt er? Auf Zeichen. Auf Orakel, auf Bilder, auf Zeichen, die von oben in unsere Sinnenwelt fallen; immerhin, aber mehr kann diese Welt, mehr kann diese Zeit nicht für uns tun. Wenige Verse darauf folgt die Geschichte von Thomas. Der kann erst glauben, als er den Auferstandenen begriffen hat, mit dem Finger in die Wunde der Hände und in die Wunde der Seite. Der erste christliche Denker, der erste Theologe ist er. Er braucht die Begriffe.

So ist es, das Denken: mit dem Finger auf das Unberührbare greifen, auf das Unerhörte mit dem Allerungehörigsten deuten, und, wenn es schlimm ist, zu langen.

Der Maria aus Magdala aber, die nicht denkt, wird die Gnade des Anrufs zuteil. Zu ihr sagt Christus: »Noli me tangere, me mu haptu. Begreife mich *nicht*.«

Digitized by Google

Josef Mühlberger · Vier Gedichte

Weinberg im Vorfrühling

Leer liegt des Weinbergs sandiger Hang
in violettem Schimmer;
Stufen, Stege, Mauern, bergauf und entlang
blattloser Ranken,
klar abgezeichnet, schlank
in des kühlen Lichts Geflimmer.

Herbe Schönheit, unerwacht,
jungen Wuchses zage Kontur,
umschattet von keines Laubes Spur,
Knospenanmut verhaltener Pracht! –
Mir ist, mich hätte der künftige Wein
schon trunken gemacht.

Im Frühlicht

Das erste Frühlicht, sieh!
streift am Himmel die nächtlichen Wolken,
zart schimmernd und weiß.

›Es sind die blühenden Bäume
am Hang, von Mondlicht berührt,
zart schimmernd und weiß.‹

»Träumer der Liebe, ihr beiden!
Schnee schwebt in der Luft; bald fällt er
zart schimmernd und weiß.«

Digitized by Google

Alte holländische Lampe

NOCH haftet an dir etwas von dem Klaren
der großen Stuben, die du einst geschmückt
und an den leisen Abenden erhellt,
und von den Menschen, die darin zuhause waren,
still, stark und mit sich eins und unzerstückt,
und sicher in der brüderlichen Welt.

Mit deinen kleinen Sechseck-Scheiben,
in blanke Messingbänder eingefaßt,
die an die Wand so schöne Schatten schreiben,
bist du wie rein gebaute Honigwaben,
aus denen, wenn der Abend grau verblaßt,
dein Licht strömt, süß und sanft, zu trösten und zu laben.

Immer wieder . . .

IMMER wieder umfragen wir das Geheimnis des Todes,
von dem tiefsten Glück löst sich fernhin der Blick.
Was einst können von Irdischem wir nach drüben retten?
und was bleibt, aschiger Abfall, zurück? —
Obs nicht die Ahnungen sind, die wir drüben brauchen
das, was Sehnsucht sich Bessres erfühlt? [können,
Ob nicht *das* dort weiterleben wird, was in zagen
Melodien unsres Traums ahnend wir hier gespielt?
Weh dann, die Nahes nur nahe wußten und ohne Verklären,
das den feuchten Blick ungetröstet erhob!
Einmal vielleicht ist gefühlter Mangel unser Besitztum,
was wir hier umweint, lächelt dort und lebt.

Digitized by Google

Als Karl von Anjou, der Bruder König Ludwigs des Heiligen von Frankreich, in den ersten Februartagen des Jahres 1266 von Rom aus, wo er kurz zuvor in der Petersbasilika zum König von Sizilien gekrönt worden war, auf der Via Casilina südwärts zog, um dem Staufer Manfred die Herrschaft über dieses Reich nunmehr endgültig zu entreißen, befand sich in seinem Gefolge auch der Geschichtsschreiber dieses Feldzuges, der Kaplan Andreas von Ungarn. Bei der Ankunft in Capua beeindruckte diesen etwas so tief, daß er mitten in dem Bericht über die Waffentaten seines Herrn davon Kunde geben mußte, wiewohl er damit des Feindes bewundernd gedachte:

›Hier befindet sich‹, so steht da zu lesen, ›eine Brücke, an deren Zugang durch Manfreds Vater, Friedrich, als ihn des Kaisertums Glanz noch umstrahlte, zwei Türme von erstaunlicher Kraft, Schönheit und Größe für 20000 Gulden reinen Goldes errichtet wurden. An ihnen ließ er zum ewigen und unvergeßlichen Angedenken sein gemeißeltes Bild anbringen: die Arme vorgestreckt, zwei Finger der einen Hand wie zur Mahnung erhoben, auf daß der unter ihm Hindurchschreitende die hochfahrende Drohung der Worte nicht vergesse, die, obwohl unter ihm in den Stein eingegraben, dennoch gleichsam sein Mund auf sie herabdonnert:

Auf des Caesars Geheiß bin ich des Königsreichs Wächter!
Stürzen werd ich in Schmach, die ich veränderlich weiß.
Sicher schreite hindurch, wer fehllos zu leben gewillt ist.
Aber der Untreue fürcht Bann und im Kerker den Tod.‹

Wer in unseren Tagen von Rom nach Capua reist, wird immer noch entweder wie jener anjousche Heerzug der Via Casilina folgen müssen, durch das lazische Bergland hindurch, das grüne Liristal entlang, vorbei an Casamari, der herrlichen

Digitized by Google

Bildnis Friedrichs II. von Hohenstaufen
(Nach einer Gemme)

Digitized by Google

Digitized by Google

Zisterzienseranlage, und vor allem an dem Mahnmal für alle christlichen Völker der Erde, Montecassino, dem immer wieder phönixgleich aus Schutt und Asche wiedererstehenden Heiligtum des Abendlandes, dessen Name schon über der Wiege seiner Kultur so strahlend erglänzte; oder er wird von Rom aus jene andere berühmtere Heerstraße, die Via Appia, wählen, die über das Albanergebirge mit seinen Seen und Wäldern führt, durch die grenzenlos sich hindehnenden, nun so fruchtbaren Gefilde der endlich doch bezwungenen pontinischen Sümpfe hindurch, vorbei an Terracina; weiter entlang an den einst so berühmten Fischteichen von Fondi, bis sie schließlich, in die Helle und Weite des Golfs von Gaeta entlassen, das vom Vulturno fast allseitig umflossene Capua mit der eindrucksvollen Silhouette des Monte Tufata im Hintergrund erreicht. Aber dort wird niemandem mehr der gleiche großartige Eindruck zuteil werden wie vor fast siebenhundert Jahren dem Kaplan Andreas von Ungarn. Die Straße, die ehedem direkt auf das Brückenkastell zuführte und zwischen den Türmen hindurch – sie ist nicht mehr benutzbar; die alte Römerbrücke, die sie solange über den Fluß hinübertrug – sinnloser Zerstörungswahn ließ sie erst vor wenigen Jahren im Strome versinken. Auch die Türme von erstaunlicher Kraft, Schönheit und Größe, ragen nicht mehr bis zur ursprünglichen Höhe in den Himmel; und vor des Kaisers gemeißeltem Bild wird keiner mehr feststellen können, daß er es ›in aeternam et immortalem memoriam sculpi fecit‹ ... denn auch von ihm blieb dort nicht eine Spur.

In weitem Bogen führt jetzt eine neue Straße an dieser Zone der Trümmer vorbei, über eine neue Brücke nach Capua hinein; und so geschieht es eben nicht selten, daß Vorüberkommende diese Ruinen in ihrer abseitigen Verlassenheit überhaupt nicht einmal mehr bemerken. Allein, auch wer hingeht, um sie näher in Augenschein zu nehmen, wird, selbst wenn er sie mit Friedrich II. in Verbindung zu bringen weiß, den-

Digitized by Google

noch ratlos vor ihnen bleiben bei dem Versuch, sich eine greifbare Vorstellung von dem Aussehen des ehedem unzerstörten Bauwerkes zu machen. Wer aber mit Interesse und Geduld seiner Geschichte und seinen Schicksalen nachspürt, alle Zeugnisse und Überreste sammelt und auswertet, vor dessen geistigem Auge wird als schönster Lohn solchen Bemühens auch dieses staufische Denkmal wieder aufragen wie einst – am Tag der Vollendung.

Die Kaisergestalt war nicht das einzige Bildwerk, das sich ehedem an der Fassade zwischen den Türmen befand; sie war vielmehr, wie wir wissen, mit vielen Skulpturen, zeitgenössischen und antiken geschmückt. Doch von dem großen Reichtum sind nur wenige übrig geblieben und von ›der Zeit, der zerstörenden‹ grausam gezeichnet: ein weiblicher Kolossalkopf, in dem lokalpatriotische Eitelkeit eine Verkörperung der ›Capua fidelis‹ glaubte erkennen zu dürfen, und zwei männliche Büsten, von denen seit langem – wenn auch zweifellos zu Unrecht – die eine als das Abbild des Petrus da Vinea, des wortgewaltigen Logotheten, die andere als das des Taddeus da Sessa, eines kaiserlichen Großhofrichters, bezeichnet wird. Aber von allen übrig gebliebenen Skulpturen sind der Kaisergestalt Geschichte und Schicksale doch die erregendsten und tragischsten zugleich.
Als im Jahre 1557 die Spanier, im Zusammenhang mit der Einbeziehung und Umwandlung der Brückentürme in eine moderne Verteidigungsanlage die gesamte Fassade zerstörten, und die Kaiserstatue ihren beherrschenden Platz, an dem ihr für Zeit und Ewigkeit zu thronen bestimmt war, verlassen mußte, wurde sie zunächst mit einigen anderen Skulpturen, die ebenso wie sie nicht schon damals Liebhaber fanden und auf diese Weise für immer verschwanden, in den kleinen Innenhof verbracht. Jahrelang blieben sie hier allen Unbillen der Witterung ebenso wie anderen Anlässen von

Digitized by Google

Beschädigung und Verfall schutzlos preisgegeben, bis endlich dem Senat von Capua das Gewissen schlug, und er Anfang Januar 1584 beschloß, wenigstens die Kaiserstatue wieder würdig aufstellen zu lassen. In jenem Hof, für die Vorübergehenden gut sichtbar, sollte sie in einer schön umrahmten Nische zu stehen kommen; ihr zu Füßen eine Inschrift solchen Inhalts ›per conservar li anticha memoria e grandezza d' animo della patria‹. Ob tatsächlich das Osterfest 1584 – denn bis zu diesem Zeitpunkt hatten die beauftragten Künstler ihre Arbeit zu vollenden versprochen – auch zur Auferstehungsfeier für die Kaiserstatue wurde, wissen wir nicht. Aber über zwei Jahrhunderte sollte sie dann an dem ausersehenen Platz ein ihrer ursprünglichen Bestimmung nach zwar höchst ungemäßes, dafür aber ungefährdetes Dasein im Schattenbereich der Geschichtslosigkeit fristen, ehe neue Heimsuchung sich über ihr zusammenbraute.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß, bevor sie noch hereinbrach, der neapolitanische Hofhistoriograph, Francesco Daniele, dem wir auch ein großes Werk über die normannisch-staufischen Königs- und Kaisergräber im Dom von Palermo verdanken, in Capua das Brückenkastell des von ihm so begeistert verehrten Kaisers besuchte und darüber dann an einen gelehrten und kunstsinnigen Freund, Guiglielmo della Valla berichtete. Aus diesem Brief, in dem er die Kaiserstatue ausführlich beschreibt, erfahren wir des weiteren, daß er sie auch mit dem Zeichenstift festhielt und außerdem vom Haupt durch den genuesischen Bildhauer Tommasio Solari einen Abguß nehmen ließ, nach dem schließlich noch ein venezianischer Steinschneider, Battista Bertioli, eine Gemme fertigte, die Daniele, in einen Ring gefast, immer trug.

Man muß fast schon eine unbewußte Vorahnung des nahenden Verhängnisses bei Daniele annehmen, die ihn veranlaßte, sich so vorsorglich der Kaiserstatue anzunehmen; denn wenig

Digitized by Google

mehr als zwanzig Jahre später, als die Festung Capua sich den siegreichen Truppen der französischen Revolution ergeben mußte, ließ auch hier, wie es immer zu geschehen pflegt, eine fanatisierte Soldateska an den verhaßten Symbolen ihre Wut aus. Die Statue wurde zu Boden gestürzt, das gekrönte Haupt abgeschlagen und in den Vulturno geworfen. So blieb es wenigstens vor weiterer Schändung bewahrt, denn die Passion des Körpertorsos, der fürs erste in eines der Kasemattenmagazine wanderte, hatte noch nicht geendet.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gelangte er nämlich, anläßlich eines Verkaufes von Altmaterial aus den Festungsbeständen, in den Besitz eines Capuaner Bürgers, der ihn der Länge nach durchsägen ließ, um die beiden Hälften als Pflasterblöcke einer nützlichen Verwendung zuzuführen. Es darf bezweifelt werden, daß sie wirklich diesem Zwecke dienstbar gemacht wurden, denn dazu hätte es doch der Kräfte von Riesen bedurft. Schließlich erbarmte sich die Stadt Capua der Reste und erwarb sie für ihr Museum, wo sie, und zwar in der Umrahmung von 1584, die alle Stürme der Zeiten unversehrt überdauert hatte, wieder aufgestellt wurden.

Allein, wer dort den Torso der Kaisergestalt sah, konnte ihres Anblicks nicht recht froh werden, denn alle Spuren ihrer Heimsuchungen waren soweit als möglich sorgfältig getilgt. Man sah nicht mehr, daß sie zersägt, dafür aber, wieviel Fehlendes unnötigerweise und dazu noch schlecht ergänzt worden war.

Doch in solcher Übertünchung, die sie schlimmer entstellte als alle die ihr zugefügten Beschädigungen, sollte sie nicht überdauern müssen. Denn eines Tages splitterte alles Verfälschende vom echten Kern, und wenn auch die ungleichen Teile zunächst noch wieder mit Drahtseilen gleichsam aneinander gefesselt wurden, so war nunmehr doch deutlich das Echte vom Falschen zu unterscheiden; und jüngst kam endlich der Tag, an dem sie, von allen entstellenden Zutaten restlos

Digitized by Google

gereinigt, in dem aus Schutt und Asche wieder auferstehenden Museo Campano eine würdige Aufstellung fand.

Wer des Torsos der Kaiserstatue, in welchem Zustand auch immer, ansichtig wurde, gedachte zugleich auch des Hauptes, das sie einst gekrönt. Allein es blieb der Phantasie jedes einzelnen vorbehalten, sich davon seine Vorstellung zu machen; denn der Abguß Solaris, der nach dem Untergang des Originals einen einzigartigen Wert erhalten hatte, war, ehe er überhaupt bekannt wurde, schon wieder verschollen. Auch die Gemme, die nach dem Tode Danieles in den Besitz eines anderen bekannten Geschichtsschreibers der Hohenstaufen, Friedrich von Raumers, gelangt sein sollte, war nach dessen Tod ebenfalls unauffindbar. Stiche und Wachsabdrücke, die angeblich nach dem Original gefertigt und von ihm abgenommen sein sollten, wurden schon deshalb mit großer Skepsis aufgenommen, weil sie ein völlig klassizistisches Bildnis zeigten, und da sie mit der Vorlage nicht verglichen, die Treue der Wiedergabe somit nicht nachgeprüft werden konnte, wurde ihr Zeugniswert von der wissenschaftlichen Forschung, sofern nicht überhaupt geleugnet, so doch nur mit stärkstem Vorbehalt anerkannt.

Wiewohl die Suche nach dem Solarischen Abguß ebenso wie nach der Gemme, die so viele Zweifel hätten lösen können, mit der Zeit kaum noch aussichtsreich erscheinen durfte, wurde sie von manchen doch nicht aufgegeben. Je länger sie aber erfolglos blieb und um so gewisser damit zu werden schien, daß man sie für unwiederbringlich verloren erachten müsse, desto bewegter wurden die Klagen über ihren Verlust und um so fester zugleich die Überzeugung – und die anderen Büsten mußten sie noch bestärken –, daß mit diesem Kopf das großartigste Bildnis des Kaisers verloren gegangen sei.

Der Zufall, der in der Geschichte der Erforschung dieses Bauwerks im guten wie im bösen eine nicht unerhebliche

Digitized by Google

Rolle spielte, bewies in diesem Falle seine Gunst. Denn Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts wurde in Centurano bei Caserta auf dem Landgut des Marchese Daniele, einem Nachfahren des Hofhistoriographen, durch den Bonner Archäologen Ernst Langlotz zunächst der schon für immer verschollen geglaubte Abguß Solaris wiederaufgefunden.

Wem aber wäre es bei der ersten Begegnung mit diesem Kopf anders ergangen als dem glücklichen Wiederentdecker, dessen Freude zunächst von einem Gefühl herber Enttäuschung gedämpft wurde? Denn wie wenig entspricht, oder richtiger gesagt, wie sehr widerspricht dieser Kopf dem, was man glaubte erwarten zu dürfen oder zu finden wünschte. Hätte man — und gerade im Hinblick auf die anderen Capuaner Büsten — nicht glauben dürfen, eines Hauptes ansichtig zu werden, von der Art etwa jenes lorbeergeschmückten Torsos, der 1934 bei Castel del Monte gefunden wurde? Eines ebenso großartigen, durchgeistigten und vom Schicksal gezeichneten Antlitzes? Statt dessen sieht man sich dem Kopf eines jüngeren Mannes gegenüber, den ohne weiteres niemand als ein Werk des 13. Jahrhunderts würde zu bezeichnen wagen, viele aber unbedenklich für eine mittelmäßige Arbeit des Klassizismus erklären würden.

Was die weitere Beschäftigung mit diesem erstaunlichen Fall alsbald wieder erschweren sollte, war die Tatsache, daß der Zufall der glücklichen Fügung nur zu schnell wieder eine böse folgen ließ, denn wir besitzen den Abguß Solaris schon nicht mehr. Er trat gleichsam nur noch einmal ans Licht, um auf die gleiche Weise wie sein Vorbild, nämlich durch kriegerische Einwirkung, endgültiger Vernichtung anheimzufallen. Der Marchese Daniele hatte ihn dem Museo Campano vermacht, und als dieses 1944 bei einem zudem noch irrtümlichen Luftangriff alliierter Verbände auf Capua in Schutt und Asche sank, ging auch er mit zugrunde. So muß man es noch als ein Glück im Unglück betrachten, daß die wenige

Digitized by Google

Wochen zuvor von der Solarischen Büste angefertigte Matrize sich zufällig nicht im Museum befand und sie wenigstens erhalten blieb. Doch nun besitzen wir nur noch den Abguß eines Abgusses und vergleicht man diesen mit einer Aufnahme, die von der Vorlage glücklicherweise erhalten blieb, so erkennt man ohne weiteres wieviel an Feinheit der Modellierung bei dem Zweitguß verloren ging.

Daß unter diesen Umständen der Zweifel am Zeugniswert dieses Kopfes sich bis zu dessen klarer Verneinung steigern konnte, ja selbst die Vermutung nicht ausblieb, daß es sich hier um eine Fälschung handeln müsse, kann nicht wundernehmen.

Dies hätte freilich mit dem Original der Gemme widerlegt werden können, wenn sie greifbar gewesen wäre. Die Wiederentdeckung des Solarischen Abgusses hatte die Hoffnung, daß auch sie eines Tages wieder zum Vorschein kommen würde, neu belebt, und in der Tat hat Fortuna die Mühe der Unverzagten belohnt, denn vor wenigen Wochen konnte festgestellt werden, daß auch sie noch vorhanden ist.* Die Bedeutung ihrer Wiederauffindung besteht insbesondere darin, daß das Original die Echtheit der früheren Abdrücke bestätigt, und in Verbindung mit ihnen auch alle Zweifel beseitigt, daß es sich bei dem in Centurano gefundenen Solarischen Abguß um eine Fälschung handle. Aber auch nachdem dies geklärt ist, wird niemand bestreiten wollen, daß der Zeugniswert des Abgusses von diesem Abguß erheblich gemindert ist, zumal angesichts der gründlichen Restaurie-

* Besondere Umstände verbieten, jetzt schon bekannt zu geben, wo sich die Gemme befindet; aber der Verfasser wie sein verehrter Kollege und Freund, Ernst Langlotz, denen gemeinsam das Glück der Wiederentdeckung zuteil wurde, verbürgen sich dafür, daß es sich hier nicht um eine Mystifikation handelt: beide haben den Ring mit der Gemme in der Hand gehabt und von ihr den Abguß genommen, der hier abgebildet ist. C. A. W.

Digitized by Google

rungen, die an seinen Vorlagen vorgenommen wurden. Denn wenn Solari nicht am Original selbst die zweite durchführte, so muß er sie, da sein Abguß ein untadeliges Haupt zeigt, entweder an diesem selbst oder seiner Form getätigt haben. Ihr Ausmaß läßt sich nur vermuten. Die Nase, Mund- und Kinnpartie sind offensichtlich umgeformt worden; sicherlich auch noch manches andere. Wir würden vielleicht in bezug darauf genauer sein können, wenn wir Solaris Abguß noch besäßen. Denn trotz der dunklen Übermalung, die wohl nicht nur dem Zeitgeschmack entsprechend Bronzewirkung vortäuschen, sondern auch die Spuren der Ergänzungen verwischen sollte, hätten sich diese am Objekt selbst vielleicht doch noch nachweisen lassen, was an Hand der Aufnahme nicht möglich ist.

Gerade die Erfahrungen, die jüngst bei der Reinigung der anderen Capuaner Büsten gemacht wurden, zwingen bei der Beurteilung dieses Abgusses zu besonderer Vorsicht. Bei dem weiblichen Kolossalkopf hat sich nämlich besonders eindrucksvoll gezeigt, wie wenig ergänzender Gips genügt, um ein Antlitz völlig zu verändern. Denn als alles wieder entfernt wurde, was ihn bislang wie eine langweilige Antikenkopie des ausgehenden 18. Jahrhunderts hatte erscheinen lassen, welch großartiges Antlitz trat hinter der glatten, ausdruckslosen Gipslarve zutage!

Besäßen wir noch den originalen Kaiserkopf, der zunächst wohl ebenso wie die anderen Büsten, und wahrscheinlich in der Art des Solarischen Abgusses, restauriert auf uns gekommen wäre, und man hätte auch ihn jüngst von allen entstellenden Verfälschungen reinigen können, wir sähen bestimmt auch in ein anderes Antlitz als das, was uns der Zweitabguß darbietet.

Aber auch das gereinigte Original würde gewiß einen Wesenszug dieser Abgüsse bestätigen; es würde gewiß auch ein jugendlich wirkendes Antlitz zeigen. Vergleicht man nämlich

Digitized by Google

alle Darstellungen des Kaisers miteinander, sei es auf den Siegeln, auf den Augustalen oder Miniaturen, ganz gleich, ob sie ihn in der Frühzeit seines Königtums oder auf der Mittagshöhe seines Kaisertums zeigen, immer wird man einem jugendlich wirkenden Antlitz begegnen.

Möglicherweise sollte damit der Eindruck gleichsam ewiger Jugend des Cäsars erweckt werden, vielleicht auch zugleich jenes Attribut des Herrschers verbildlicht werden, das von Friedrich II. nicht nur als eines der wesentlichsten empfunden wurde, sondern ihm selbst auch in so hohem Maße eignete und ihm von früh auf immer wieder die Herzen gewonnen, die ›ylaritas‹, jene ›unzerstörbare und durchgeistigte Heiterkeit des Allüberlegenen‹.

Mag man auch bestimmte körperliche Merkmale und menschliche Züge in vielen Abbildern gleichermaßen wiederzuerkennen glauben, in keinem Falle, auch bei dem Capuaner Kopf, war an ein Porträt in dem uns geläufigen Sinne gedacht. Um ein solches war es weder dem Auftraggeber zu tun, noch hätte selbst des ›Cäsars Geheiß‹ solches Können aus seinen campanischen Steinmetzen hervorzurufen vermocht. In allen Fällen handelt es sich um die Verbildlichung einer ganz bestimmten Herrschervorstellung, und ebenso wie beispielsweise die Büste auf den Augustalen vor allem ›Sinnbild des am alten Beispiel aufgerichteten Kaisergedankens‹ bedeutet, sollte auch in Capua der Imperator in einer ganz bestimmten, der Konzeption dieser Fassade entsprechenden Auffassung zur Darstellung gebracht werden.

Digitized by Google

Jean Paul · Maximen und Reflexionen

AUSWAHL VON ERNST BERTRAM

Der Dichter ist, wie der Philosoph, ein Auge.

Der wildeste Dichter kann ein sanfter Mensch sein — man schaue nur in Shakespeares himmelklares Angesicht, oder noch lieber in dessen großes Dramen-Epos —; ja der Mensch kann umgekehrt auf dem Sklavenmarkte des Augenblicks jede Minute verkauft werden und doch dichtend sich sanft und frei erheben . .

Nur der unverständigte Jüngling kann glauben, geniales Feuer brenne als leidenschaftliches.
Der rechte Genius beruhigt sich von innen; nicht das hochauffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe spiegelt die Welt.

Dichtkunst, wie alles Göttliche im Menschen, ist an Zeit und Ort gekettet und muß immer ein Zimmermannssohn und ein Jude werden.

Dichtkunst soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muß, weder vernichten, noch wiederholen, sondern entziffern.

Niemals ist daher vielleicht der Dichter wichtiger als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint, d. h. in unsern.

Ist einst keine Religion mehr und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgeleert — möge nie das Kind eines guten Vaters diese Zeit erleben! — dann wird noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden.

Die Dichter können wohl für die Freiheit *singen*, aber nicht *sprechen*.

Die Poesie will ja nicht etwas bloß *sagen*, sondern es *singen*, was allzeit länger währt.

Digitized by Google

Dichtkunst darf singen, was niemand zu sagen wagt in schlechter Zeit.

Der Dichter gleicht der Saite: er selber macht sich unsichtbar, wenn er sich schwingt und Wohllaut gibt.

Die Griechen glaubten, was sie sangen, Götter und Heroen.

Was anders als versteinerte Blüten eines Klima, das auf dieser Erde nicht ist, graben wir aus unsrer Phantasie aus, so wie man in unserm Norden versteinerte Palmbäume aus der Erde holt . .

Wenn sich ein Mönch des zehnten Jahrhunderts schwermütig eingeschlossen und über die Erde, aber nicht über ihr Ende, sondern über ihre Zukunft nachgedacht hätte: wäre nicht in seinen Träumen das dreizehnte Jahrhundert schon ein helles gewesen, und das achtzehnte bloß ein verklärtes zehntes?

Die Phantasie kann nur Vergangenheit und Zukunft unter ihr Kopierpapier legen, und jede Gegenwart schränkt ihre Schöpfung ein.

Bei manchen Werken gehts den Menschen so, wie man von der Clavicula Salomonis erzählt: sie lesen darin zufällig, ohne im geringsten eine Geistererscheinung zu bezwecken, und plötzlich tritt der zornige Geist vor sie aus der Luft.

Ein jedes Gedicht ist unpoetisch, wie eine Musik unrichtig, die mit Dissonanzen schließt.

Nicht nur waren große Humoristen sehr ernst, sondern gerade einem melancholischen Volke haben wir die besten zu danken.

Der alte Mann, wie sehr ernste Völker, besucht lieber das Lustspiel als das Trauerspiel.

Die Menschen soll keiner belachen als einer, der sie recht herzlich liebt.

Keine Leser verstehen weniger Ernst als die, die keinen Spaß verstehen.

Digitized by Google

Über Fehler von Genies sollte nur getrauert werden wieder von Genies.

Arabisches Sprichwort: Wirf keinen Stein in den Brunnen, woraus du getrunken.

Nur verlorene Sachen werden auf der Gasse ausgerufen.

Unsre Worte erzürnen mehr als unsre Taten die Menschen..

Jeder eigentümliche Stil ist gut, sobald er ein einsamer bleibt und kein allgemeiner wird.

Vom Autor und der Tugend bleibt selten mehr übrig als der Name.

Es ist schön, daß alle Schriftsteller, sogar die, welche die Unsterblichkeit ihrer Seele leugnen, doch die ihres Namens selten anzufechten wagen..

Es gereicht dem Manne nicht zur Schande, daß er den Autoren Frankreichs die witzigste Einkleidung seiner Gedanken ablernt; es kann daher der Frau auch nur zur Ehre gereichen, wenn sie ihrerseits die Puppen Frankreichs wie Antiken studiert..

Weiber, die Vorreden und Noten lesen, sind bedeutende; bei Männern wäre höchstens das Gegenteil wahr.

An manchen Orten heißt man einen schlechten Porträtmaler einen Seelenmaler.

Die Bewohner von dem Berge Parnaß fragen wenig nach den Gesetzen des Berges Sinai: sie sind alle heterodox..

Schade, daß die Unverschämtheit der heutigen Autoren mehr affektiert als natürlich ist, daß sie sich mit Unverschämtheit, wie die Weiber mit einer gekauften Schamröte, nur schminken. (1783)

Nie zeichnet der Mensch den eignen Charakter schärfer als in seiner Manier, einen fremden zu zeichnen.

Kein Genius ist die letzte Instanz für irgend einen andern.

Digitized by Google

Mich quälet bei meinem ganzen Buche nichts als die Angst, wie es werde übersetzt werden. Diese Angst ist keinem Autor zu verdenken, wenn man sieht, wie die Franzosen die Deutschen und die Deutschen die Alten übersetzen.

Es ist überhaupt kein gutes Zeichen, wenn ein Deutscher ins Französische gut zu übersetzen ist; daher an Lessing, Herder, Goethe etc. unter anderm auch dies zu schätzen ist, daß einer, der kein Deutsch kann, sie gar nicht versteht.

Es ist ein böses Zeichen, wenn ein Autor ganz zu übersetzen ist, und ein Franzose könnt es so ausdrücken: Ein Kunstwerk, das einer Übersetzung fähig ist, ist keiner wert.

An den Franzosen haben wir weniger ihre Sprache als ihre Liebe für ihre Sprache zu lieben.

Die französische Sprache – die beste, wenn man mit Weibern und mit Witzigen sprechen will.

Nichts ist gefährlicher für Kunst und Herz, als Gefühle zu früh auszudrücken.

Das kranke Innerste eines Dichters verrät sich nirgends mehr als durch seinen Helden, welchen er immer mit den geheimen Gebrechen seiner Natur wider Willen befleckt.

Die Perlenmuscheln ballen und liefern desto mehr Perlen, je kränker sie sind.

Da Genie und Krankheit Milchbrüder geworden, so sollten die Ärzte sich auf die Komposition solcher Krankheiten legen, die der ganzen Literatur etwas nützten!
Lieber Himmel! wie ging man denn mit den Muscheln um? Man kam auch dahinter, daß die *kränklichsten* Muscheln die meisten und schönsten Perlen gebären, und benahm ihnen zum Vorteile ihrer Perlenfruchtbarkeit sogleich den gesunden Körper.

Der Mensch, in dem Argwohn und Finsternis ist, leg immer seinem Busen Nachtschrauben und Nachtriegel an, der Böse

Digitized by Google

verschon' uns mit seiner Leichenöffnung, und wer keine Himmeltür an sich zu öffnen hat, lasse das Höllentor zu!

Ich glaube nicht, daß es sich geziemt, ein geliebtes Herz auf den poetischen Markt zur Schau zu legen.

Luthers Prose ist eine halbe Schlacht; wenige Taten gleichen seinen Worten.

Shakespeares Hamlet ist der Vater aller Werther.

Hamann — Heros und Kind zugleich.

Um den Kühnsten zu bilden, bilde kühn! Nur kühne Maler, sagt Lavater, treffen ein kühnes Gesicht.

Im Menschen ist ein großer Wunsch, der nie erfüllt wurde: er hat keinen Namen, er sucht seinen Gegenstand, aber alles was du ihm nennest und alle Freuden sind es nicht; allein er kömmt wieder, wenn du in einer Sommernacht nach Norden siehst oder nach fernen Gebirgen, oder wenn Mondlicht auf der Erde ist, oder der Himmel gestirnt, oder wenn du sehr glücklich bist. Dieser große ungeheure Wunsch hebt unsern Geist empor, aber mit Schmerzen:
Diesen Wunsch, dem nichts einen Namen geben kann, nennen unsre Saiten und Töne dem Menschengeiste —

Die heilige Musik zeigt den Menschen eine Vergangenheit und eine Zukunft, die sie nie erleben.

Töne leben länger in uns als Bilder, der Musiksaal kann länger nachklingen als der Bildersaal nachschimmern.

Wenn die Töne sprechen, können wir nicht unterscheiden, ob sie unsre Vergangenheit oder unsre Zukunft aussprechen.

Höhere Geister würden die nahen Verhältnisse unserer Wohllaute zu leicht und eintönig, hingegen die größern unserer Mißtöne reizend und nicht über ihre Fassung finden.

Die Gedanken der Menschen sind Worte der Geister.

Digitized by Google

Bernard Berenson · Zweifel am Wort

RANKE machte einmal Mommsen gegenüber das Geständnis, was ihn zu seinen Studien und Forschungen angetrieben hätte sei nichts als Neugier gewesen. Aus dieser Neugier heraus entstanden Stöße über Stöße wichtiger Veröffentlichungen, die in der Darstellung von politischen Ereignissen und deren Bedeutung besonders wertvoll sind. Mein unermüdliches Lesen alles Geschichtlichen hat dagegen keinerlei Früchte getragen. Ich fürchte, nicht nur aus Gleichgültigkeit oder Bequemlichkeit, es hatte noch andere Gründe. Ich empfinde nun einmal dem gedruckten Wort gegenüber eine gewisse Verantwortlichkeit. Es wurde mir frühzeitig bewußt, eine einmal gedruckte Behauptung läßt sich nie wirksam widerrufen und Irrtümer sprechen stärker an als vernünftige Ansichten, und zwar um so stärker, je verblüffender und origineller sie klingen. ›Litera scripta manet‹ lautet ein Sprichwort aus der Zeit, als man nur mit der Hand schrieb. Und das trifft heute erst recht zu, wo die Presse jedweden Irrtum, jedes rasche Urteil, jeden voreiligen Schluß verbreiten kann, ehe man sie zu widerrufen imstande ist.

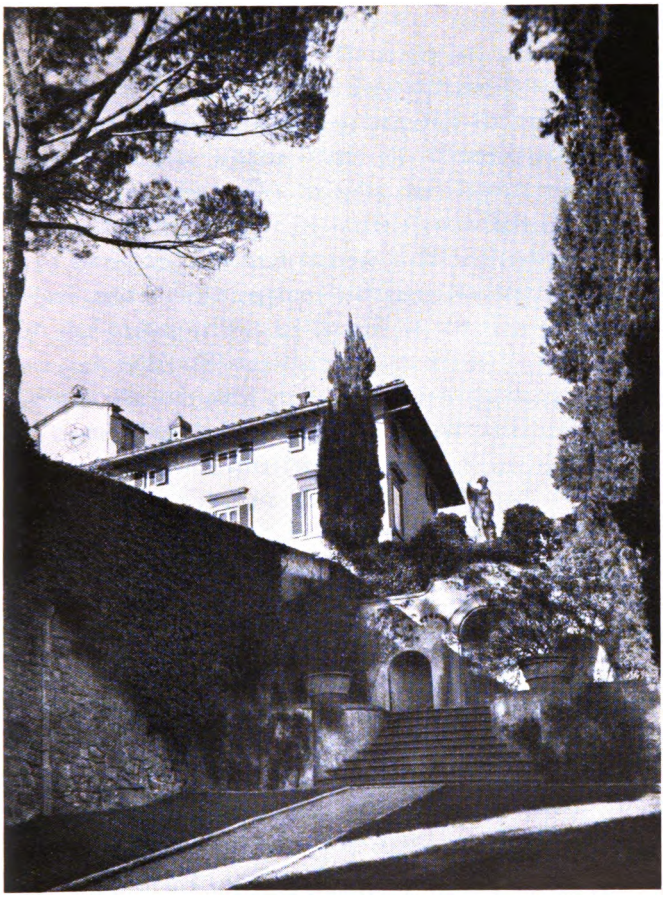
Bei einem Gespräch können wir etwas ohne weiteres abwandeln, wenn es auf den Gesprächspartner anders wirkt, als es wirken sollte. Zudem zerrinnt ein Gespräch wie das Wasser verrinnt, und was davon bleibt, verdunstet zumeist, und man darf wohl hoffen, daß unsere Fehlschlüsse, unsere Übertreibungen und falschen Wertungen nicht allzu fest haften. »Es ist des wissenden Mannes Rede, die Leben besitzt,« sagt Plato in seinem ›Phaedrus‹, »das geschriebene Wort ist im Grunde nur ein Gespenst.« Darum auch lehnte ich es ab, über irgend etwas zu schreiben, was außerhalb des von mir erwählten Faches lag, und selbst da griff ich zu Tinte und Feder erst, wenn ich überzeugt war, ich wußte alles, was sich zu jenem Zeitpunkt über das von mir zu behandelnde Thema

Digitized by Google

wissen ließ, und wußte genau, was dabei auf dem in sich begrenzteren und mehr archäologischen Gebiet meiner Studien erreichbar war. Aus der gleichen Überlegung heraus zögerte ich natürlich in weit größerem Maße, über ganz allgemeine Fragen und Probleme der Kunst zu schreiben, die zum Teil noch heute mit mir umgehen. Wie soll man mit Sicherheit wissen, was man wirklich meint. Gesetzt, man gewänne diese Sicherheit dank eines Wunders, wie soll man die Worte, wie die Sätze finden, um dem anderen diese seine Meinung genau und richtig zu vermitteln? An diesem Punkt wurde ich regelmäßig von einer lähmenden, entmutigenden Skepsis dem geschriebenen Wort gegenüber befallen. Ich habe es, meines Wissens, ständig beklagt, wie unzulänglich alle Worte sind, wenn wir das, was wir fühlen oder denken oder auch nur was wir wissen, gerne mitteilen möchten. Wir leben in dem Glauben, ein großer Dichter spräche das aus, was er denkt und was er empfindet, und ginge sogar so weit, uns zu lehren und zu erklären, wie wir denken und wie wir empfinden sollen. Von dem aber, was dieses Genie denkt und empfindet und eben nicht in beglückende Worte zu fassen vermag, davon wissen wir nichts. Wenn er nach einer Weile – und womöglich schon nach kurzer Frist – das Geschriebene liest, wird er sich daran freuen und darüber vergessen, wie es aus verzweifeltem Entschluß und letzter Hoffnung geboren, nur nebelhaft umriß, was er in Sinn und Herzen trug.

Niemand kennt alle seine Gedanken und niemand kennt sie genau, weder der Dichter, noch der Gelehrte, noch der Philosoph, noch der Wissenschaftler und nicht einmal der Mathematiker. Ein jeder von uns trägt in sich mehr, als er oder auch das größte Genie je in Worte zu fassen vermöchte. Wir müssen zur Musik, zum Gesang unsere Zuflucht nehmen, und es ergeht uns wie jener jungen Frau, die ihrem stammelnden Liebhaber voller Ungeduld zurief: »Wenn du es nicht sagen kannst, so singe es eben.«

Digitized by Google



Bernard Berensons Villa über Florenz

Digitized by Google

Digitized by Google

Wir brauchen und mißbrauchen Metaphern, Bilder, Vergleiche, Sprichworte, Fabeln und weise Sprüche als Hinweis und in der Hoffnung, daß sie an unserer Stelle sprechen. Dabei gibt es weit wirksamere Mittel, um sich mitzuteilen, als die einfachen Worte und Sätze, die ganz bewußt erlernt werden müssen. Jene zu erringen, bedeutet Kultur, und eine gemeinschaftliche Kultur bildet die Wesensgrundlage für jedweden Ausdruck. Das ist einer der Gründe, warum im klassischen Altertum und im Mittelalter zwischen 1200 und 1350 Kunst und Literatur so hoch in Blüte standen.

Worte sind für eine genaue Festlegung derartig ungeeignet, daß der Mathematiker im Begriff ist, sie ganz aufzugeben und auch andere Wissenschaftler gern auf sie verzichten. Die Juristen, die sich nicht gut anschließen können, tun deshalb ihr Bestes, um das, was sie schwarz auf weiß niederlegen müssen, genau und scharf und wenn möglich unwiderlegbar auszudrücken. Kaum ist jedoch ein Abkommen entworfen, ein Vertrag aufgestellt, ein Dokument abgefaßt und unterzeichnet, so wird alsbald an der Auslegung herumgedeutet, und der Wortstreit hebt an.

Die Philosophie könnte tatsächlich aus einer verwirrenden Sprachentartung heraus entstanden sein. Seit Plato und Aristoteles bemüht sie sich vorwiegend darum, die jeweiligen Vorläufer zu deuten und danach wiederum diese Ausleger auszulegen. Ganz ähnlich formt sich die Perle in der Auster. Man sehe sich Kant an mit der langen Prozession seiner Kommentatoren, deren jeder schwerer zu tragen hat als sein Vordermann, weil auf ihm jeweils neben der Auslegung des Meisters auch die der anderen Sachverständigen und ihrer Kritiken und Anmerkungen lastet. Genau so steht es bei Hegel, und bei unserem Zeitgenossen Bergson ist es nicht viel anders.

Ein Phänomen wie das Sprachlabyrinth und der linguistische Leerlauf eines alternden James Joyce ergab sich aus diesem

Digitized by Google

Gefühl für die Unzulänglichkeit von Worten, die ihren Sinn nicht treffen. Lassen sich nicht vielleicht auch eine Reihe von Amerikanismen und amerikanischen Redewendungen damit erklären, daß vielen von uns die Rückstände ihres englischen Wortschatzes verloren gingen, und unsere Mundart sich dann durch die Gleichgültigkeit und Unkenntnis der Einheimischen verwässerte, um von den Neukömmlingen ganz zu schweigen, deren Muttersprache, selbst wenn sie in den Vereinigten Staaten geboren wurden, niemals das Englische ist.

»Im Kampfe gegen den Tod liegen die Wurzeln aller Kunst, alles Wissens geborgen«, schrieb der heilige Gregorius von Nyssa, und ich möchte meinen, daß alles Bemühen um eine sprachliche Verständigung seine Wurzeln im Kampf gegen die Hemmnisse der Sprache hat. Ein Mißverhältnis zwischen dem, was ein Patient anderen mitteilen möchte und was er mitzuteilen imstande ist, führt zur pathologischen Sprachhemmung. Andrew Lang hat eine Geistergeschichte verfaßt, deren Held wie alle Geister unter seiner Sprachhemmung leidet, zumal er die Geldverhältnisse seiner bankrotten Nachkommen aufbessern und ihnen gern den Schatz zeigen möchte, der unter dem Familiensitz verborgen liegt, und das kann er nur dadurch andeuten, indem er ihn auf seiner Bahre umkreist.

Die Franzosen haben allerdings sich selber und den anderen klar gemacht, daß sie genau das auszudrücken imstande sind, was sie gern sagen möchten. In ihren lückenhaften Sprachlehren wird die Behauptung aufgestellt, was unklar sei, sei nicht Französisch. Das mag stimmen, aber es wird zu hoch bezahlt. Sie sind oft nahe daran, das Kind mit dem Bade auszuschütten oder – um es mit anderen Worten zu sagen – den Baum aller Blüten und Früchte zu berauben, um seinen Wuchs zu zeigen oder – wie weiland Prokrustes – den Schläfer je nach der Bettstatt zurechtzustutzen. Der Preis ist zu

Digitized by Google

hoch, wenn man um der Klarheit willen alle Fragen und Zweifel beiseite schiebt und sich an der Oberfläche hält, denn viele Dinge lassen sich, wenn man sie ernstlich betrachten will, nicht auf die schematische Formel festlegen, wie sie für schlichte Feststellungen genügt. Damit will ich den Franzosen keineswegs ihre durch Schulung und Tradition noch bewußt gesteigerte Fähigkeit absprechen, alles nur Mögliche denkbar klar darzustellen. Indessen wird sich kaum etwas von dem, was wertvoll, was endgültig ist im menschlichen Weltall, in eine solche Form zwängen lassen. Man wird vielleicht unter der deutschen Undurchsichtigkeit und der englischen Verstiegenheit ausgesprochen leiden, und doch bietet das deutsche und das englische Denken unserem geistigen Hunger die bessere Nahrung als das französische und stillt ihn sogar. Dieser fanatische Kult der Klarheit kann sich auf die Philosophie, aber auch auf die Dichtung verheerend auswirken, und zwar in einem solchen Grade, daß die Dichtung des heutigen Frankreich zum Hermetizismus, das heißt zu einer bewußt dunklen Ausdrucksform ihre Zuflucht nahm. Die moderne französische Denkweise liebäugelt ziemlich weitgehend mit Kindereien, wie André Thérive sie in seinem ›Péché de Bêtise‹* beschreibt. Auf diesem Weg wird der Franzose keine Verjüngung finden. Der Hermetizismus wirkt lähmend auf alle, die es einfach nicht fertig bringen, etwas Neuem in der französischen Literatur zu widerstehen.

Dabei kann man denen, die nach einer frischeren, nach einer freieren, ich meine, nach einer weniger abgegriffenen Ausdrucksweise suchen, keine Unaufrichtigkeit zum Vorwurf machen, denn sie nehmen es ernst, ja, viel zu ernst mit ihrem Bemühen, sich vollkommener auszudrücken. Der Verfasser des ›Poliphilo‹, der fahrende Schüler aus Limoges, die Marinisten oder die Gongoristen, gingen nicht auf Dunkelheit

* Die Sünde der Dummheit (L'Homme et le Péché, Présences, Plon, Paris 1938).

Digitized by Google

aus, suchten nicht den undurchdringlichen Waldesschatten. Sie brannten einzig darauf, ihre eigene Wirklichkeit mitzuteilen, sie meinten es ehrlich, und blieben dabei ähnlich wortbefangen wie der Geist in Andrew Langs Erzählung, und nur mit Geduld und gutem Willen läßt sich erraten, was sie in Geist und Herzen bargen. Wir müssen es erst erlernen, in die Nebelschicht aller Worte vorzudringen, die wir lasen und von unseren Nächsten oder gar von Freunden und Bekannten vernahmen, und sie zu durchstoßen. Wir zweifeln nicht an ihrer Wahrhaftigkeit und ehrlichen Absicht, wohl aber an ihrem Geschick, das auszudrücken, was sie zu sagen haben und was sie gern sagen möchten. Man sollte nicht allzu wortbesessen sein, noch sich von Worten zu stark beeindrucken lassen. Dagegen sollte man Menschen meiden, wenn sie in erster Linie Menschen des Wortes sind und jede Diskussion mit ihnen lediglich zum Argumentieren absinkt, und dieses Argumentieren in einem hitzigen und nicht immer ganz einwandfreien Wettrennen um das letzte Wort endet. Es ist nicht ratsam, einem Xerxes nachzueifern, von dem uns Herodot den Satz überliefert: »Seid dessen gewiß, der Geist eines Menschen lebt in seinem Ohr; gute Worte zu vernehmen, erfüllt seinen Leib mit Wonne, wenn er aber das Gegenteil hört, bläht er sich auf voller Zorn.« Worte und Wortklaubereien sind Schecks auf Tatbestände, die man nicht über Gebühr auswerten darf.

Darum, weil wir wortbesessen sind, gewinnt das Wort Macht über den Gedanken und gewinnt die Feder Macht über den Geist, und das nicht allein in der Dichtung, sondern in jedem geschriebenen Satz. Solange man ihn in Gedanken formt, erscheint er noch unfertig, läßt sich einschränken, umstimmen und abändern. Steht er erst schwarz auf weiß da, sieht er richtig und überzeugend aus, und liest man ihn dann nach Jahren wieder, nachdem man es längst vergessen hat, welch heikler Gedanke es einst war, so wundert man sich womög-

Digitized by Google

lich über die reife Klarheit des eigenen Gedankenganges von damals.

Vielleicht hätte sich meine Abneigung gegen das Schreiben noch gesteigert, wenn mir eine Stelle aus Platos Epistel VII, die ich soeben zum ersten Male las, schon früher zu Augen gekommen wäre. Sie lautet: »Jeder ernsthafte Mensch vermeidet es sorgfältig, etwas zu schreiben, wenn er sich mit wirklich wichtigen Dingen befaßt. Man wird eines Mannes Schriften ansehen, doch sind sie niemals sein wichtigstes Werk, sofern der Schreiber selber bedeutend ist.« Ich habe zudem immer das Gefühl gehabt, ich würde es nie zu einem reichhaltigen Wortschatz bringen, und ich lese selten etwas, was mich nicht durch die Fülle und Mannigfaltigkeit seines Wortschatzes beeindruckte. Ich habe mir früher durch Jahre hindurch Verzeichnisse von Worten angelegt, allerdings ohne sie je wirklich in mich aufzunehmen oder als etwas mir Zugehöriges verwenden zu können, und dieses Gefühl wirkt hemmend, wenn nicht geradezu hindernd auf jeden Versuch, das, was ich sah, beschreiben, und was ich empfand, ausdrücken zu wollen. Hunderte und aber Hunderte von Malen ging ich auf den Wegen oberhalb meines Hauses spazieren, und niemals war die Landschaft die gleiche. Die Ferne ist silbern, ist milchweiß, golden, perlmutterfarben und immer verschieden, und ich begrüße jeden leisesten Wandel, als hätte ich nie etwas Ähnliches gesehen. Und mit den Baumstämmen und Stümpfen, an denen ich vorüberkomme, geht es mir ebenso. Ihre jadegrüne, malachitfarbene Winterrinde, das lohbraune, rostrote, bronzegüldene Laubwerk der Eichen ist sich niemals gleich. Wenig nur entgeht meinem Auge, aber die Worte, die mir zur Verfügung stehen, sind so spärlich und plump, daß ich darüber kaum etwas aussagen kann. Ich möchte sein wie Adam, der alle Tiere mit Namen nannte. Ich möchte sein wie Salomo, der allen Blumen auf den Gefilden ihre Namen gab!

Digitized by Google

Die Verschwommenheit und Ungenauigkeit von Worten offenbart sich besonders in der Schwierigkeit, von einer Sprache in eine andere zu übersetzen. Es ist schon schwierig genug, in den uns zumeist geläufigen drei oder vier Sprachen — in Englisch, Deutsch, Französisch und Italienisch — einen Gegenwert für Worte zu finden, der dem gegebenen Begriff und seinem Attribut annähernd entspricht. Man schlage ein englisch-französisches Lexikon mit Wortbeispielen auf, wie z. B. J. G. Andersons ›Le Mot Juste‹, und man wird einfach die Fassung verlieren, falls man etwa der Meinung war, es ließen sich innerhalb dieser beiden einander so nahestehenden Sprachen — bei denen überdies die Mehrzahl der Worte noch die nämliche Wurzel hat — die genau gleichen Wortwerte finden. Es ist vielmehr in der Regel eher so, daß, je enger zwei Worte im Englischen und Französischen zusammenhängen, um so seltener haben sie dieselbe Bedeutung. Kommt man zum Deutschen und versucht seine abstrakten Wortbegriffe zu übertragen, so häufen sich die Schwierigkeiten schier unüberwindbar, wie aus den englischen, französischen und italienischen Fassungen deutscher Dichtung und Philosophie erhellt. Viele von uns besitzen eine lebendige Beziehung zum Deutschen und können sich zudem bei Freunden Rat holen, die dieser Sprachgruppe angehören, aber ist einer darunter, der einen guten und zeitgemäßen Ausdruck für das Wort ›Gemüt‹ zu bieten hätte? Und wenn es sich um das Griechische und zum Beispiel um Plato handelt, wie soll man in irgendeiner heutigen Sprache den Sinn von ›Sophrosyne‹ deutlich machen? Und dann will man es wagen, alte chinesische und indische Denker zu übersetzen.
Ich komme von diesen Betrachtungen wieder auf mich selber, auf meine Hemmungen, meine Zweifel, meine Verzweiflung in bezug auf mein Schreiben zurück und möchte noch ergänzend hinzufügen, daß ich beständig zur Selbsthilfe Dinge flüchtig niederschrieb, damit sie mir dienlich wären, meinen

Digitized by Google

Gedankengängen zu folgen, sie zu klären und ihnen eine mich selber befriedigende Form zu leihen. Ich habe es bereits ausgesprochen, daß ich mich an einen Gesprächspartner in meinem Inneren wandte und niemals an den Leser, an den Typ von Leser dachte, an dessen Verständnis mir lag. Man erwartet mit Recht von einem englischen Historiker und Kunstkritiker, daß er sich an eine allgemeine Leserschaft wendet und auf eine klare und reizvolle und überzeugende Art vorbringt, was er als Autor zu sagen hat. Ich habe das niemals angestrebt und habe, von seltenen Zufallserfolgen abgesehen, dementsprechend versagt.

Aus dem Englischen übertragen von Hanna Kiel

Anne de Tourville · Die Perlen der Toten

Als die Frau des Holzfällers eines Tages von ihrer Tochter zu hören bekam: »Ener Dalenn und ich, Mutter, wir werden heiraten, sobald wir alt genug sind«, unterbrach sie ihre Arbeit, blieb kerzengerade auf ihrem Schemel sitzen, hielt reglos das Tuch in den erstaunten Händen und begann sachte zu lachen:

»Sag doch lieber, du wirst die Perlen für die Sticker auslesen, die das Brautkleid anfertigen; und die bekommen, allein für ihre Arbeit, genug Geld, um sich vier Häuser wie unseres kaufen zu können. Ja! Das wird vielleicht dein Amt sein, meine Tochter, wenn Ener Dalenn einst heiratet.«

»Ich würde recht gerne die Perlen für das Kleid aussuchen«, sagte das kleine Mädchen, »und es auch selber sticken. Noch nie in meinem Leben hab ich ein schönes Kleid getragen, und wenn ichs recht bedenke, würde mir das viel Freude machen.«

Gaud war jetzt über die Zeit hinaus, in der ihr der Unterschied zwischen Reichtum und Armut unbekannt war, aber

Digitized by Google

ihre Lage bekümmerte sie nicht; es gab keinen Grund, weshalb das Wort schrecklicher sein sollte als die Sache selber, und sie glaubte nicht, daß es ein größeres Glück geben konnte, als sie es bisher kennengelernt hatte.

»Jetzt bin ich vierzehn«, fuhr sie fort, »und weißt du nicht, daß ein Pfennig zum anderen gekommen ist, und daß beim Krämer schon drei Meter vom Stoff meines Kleides abgezahlt sind?«

Doch Mariana wurde fast ärgerlich:

»Du bist jetzt kein Kind mehr; weißt du nicht, daß ein armer Mann wie dein Vater für das Kleid, das ich meine, hundert Jahre arbeiten müßte, nur um die Goldfäden abzuzahlen?«

Sie begann wieder zu reiben, und der Widerschein, der sich auf dem Schranke spiegelte, erfreute ihr Herz. Es war das ein Glück, denn die Unterhaltung mit ihrer Tochter behagte ihr wenig.

»Laß doch Ener Dalenn in seinem Dorfe, mein Kind, und bleibe du in dem deinen. Die Leute dort heiraten nur unter sich, genau so, wie auch wir nur unter uns heiraten. Selbst wenn sie ein gleich großes Vermögen hätte, würde niemand ein Mädchen von hier, das nach Feunteun Yen hinunterkommt, mit freundlichen Augen ansehen, und du kannst sicher sein, daß du denen da drunten nicht gefallen würdest. Nein! Es würde sie nicht erfreuen, wenn sie dich bei sich hätten, denn sie verachten uns ebenso, wie auch wir sie wegen des blauen Dunstes, den sie den Nachbarn vorzumachen suchen, und wegen all ihrer anderen Fehler verachten. Damit will ich nicht sagen,« fuhr sie fort, »daß wir keine Fehler hätten, denn wir haben genug, meine Tochter: Wir von den Verbrannten Hügeln sind in Wahrheit nicht besser als die anderen, aber wir kennen unsere Fehler, oder wir sind wenigstens daran gewöhnt; so ertragen wir sie leicht untereinander ... Aber sich mit Leuten einlassen, deren Fehler man nicht kennt, — das ist Wahnsinn!«

Digitized by Google

»Ach, ich kenne genau meine eigenen Fehler, denn du hast sie mir gezeigt, und ich weiß auch, was man alles für Fehler haben kann, sie sind ja sämtlich im Katechismus mit Namen genannt, aber Ener Dalenn, Mutter, der hat nicht einen einzigen!«

»Er ist noch viel zu jung, um selber zu wissen, was er taugt, und wie solltest du dann darüber Bescheid wissen, da du noch so viel kleiner bist? Geh nur an deine Arbeit, und wenn du ihn zufällig einmal triffst, so sprich nicht mit ihm, denn es gefällt mir genau so wenig, dich mit ihm zusammen zu sehen, als es seiner Mutter lieb wäre, wenn sie ihn bei dir wüßte. Geh jetzt und zwinge mich nicht, noch strenger mit dir zu reden!«

Gaud ging hinaus, um sich nach dem Haus der Ahiannics auf den Weg zu machen, wo sie in der Lehre war, denn deren Werkstatt hatte sich immer mehr erweitert. Sie war die einzige, die nicht zur Familie gehörte; soviel fleißige Hände gab es im Hause. Ein elftes Kind war erschienen, und ihre Eltern rechneten fest mit einem guten Dutzend und einer Zwillingsdreizehn zum Abschluß.

Die Worte Marianas gingen ihr durch den Sinn, während sie hurtig und munter den Waldpfad hinunterschritt. Wie konnte nur ihre Mutter die Leute vom Kalten Flusse derart verkennen? Nach Eners Erzählungen gab es dort keinen einzigen Bösewicht, und Jili und Marjep waren ebenso vergnügt in ihrer Schule gewesen wie die Kinder der Verbrannten Hügel in der ihren. Nein, da handelte es sich einfach um ein Mißverständnis, das sich leicht aufklären ließ. Aber ernster war, was die Mutter über das Kleid gesagt hatte, das man brauchte, um Ener Dalenn zu heiraten, und das mehr als vier Häuser kosten sollte. Ach, es war noch nicht genug, wenn man einen schönen Stoff besaß und gewandte Hände, um ihn zu besticken; wo konnte sie jemals die Perlen finden, wenn sie nicht das Geld hatte, um sie zu kaufen?

Digitized by Google

Für das Muster nun aber, das sie im Geiste vor sich sah, brauchte sie unendlich viele Perlen: so viele, daß sie drei Jahre mit dem Aufreihen und Nähen zu tun hatte. Es war das ein verzweifelter Fall, und ohne Gottes Hilfe gab es überhaupt keinen Ausweg.

Als sie am Zaune der Ahiannics angelangt war, beschloß sie im stillen, mit einer neuntägigen Andacht zu beginnen und um Perlen zu beten.

Als sie am neunten Tage der Andacht ihr Gebet in die Länge zog und im Grunde etwas darüber verwundert war, daß sie auf ihrer Bank nicht einen dicken Sack voller Perlen gefunden hatte, hörte sie eine Totenglocke läuten und einen Leichenzug näherkommen. Auf dem Sarge lag ein dicker Kranz mit leuchtenden Perlen, und sie wollte schon den Toten beneiden, weil er so schön geschmückt war. Aber dann schalt sie sich deswegen und begann für seine Seele zu beten; sie bot sogar Gott ihre Perlen als Opfer an, damit der Verstorbene einen schönen Platz im Himmel haben sollte.

Während sie jedoch betete, strahlte der Perlenkranz immer stärker, und die Seele des Toten flüsterte ihr ins Ohr:

»Wir Toten haben Hunderttausende von Perlen, und viele von uns brauchen sie nicht mehr, da sie in Staub zerfallen sind und sogar andere ihr Grab eingenommen haben. Die alten Kränze sind unter den Brennesseln im Steinbruch vergraben. Ich spreche von den alten und nicht von meinem eigenen Kranze, der ganz neu ist, denn meine Familie hat ihn sich etwas kosten lassen, und so muß sie vor allem etwas davon haben. Aber bei den anderen kommt es wahrhaftig nicht darauf an, da es ihnen ja keinen Nutzen mehr bringt.«

So sprach der Tote, der ihr dankbar war, weil sie solch ein Opfer gebracht hatte, um ihm zu einem schönen Platz im Himmel zu verhelfen. Da stand sie ganz verklärt auf und nahm sich vor, gleich zum Steinbruch zu gehen, sobald ihre Arbeit beendet war.

Digitized by Google

Sie arbeitete an diesem Tage besonders gut, denn ihre Freude veranlaßte sie, großen Eifer zu zeigen, und der Großvater der Ahiannics, der am Abend über die Stickerei sein Urteil abzugeben hatte, fand, daß sie wie Mannesarbeit war. Ein so großes Lob hatte er noch nie jemand gespendet.

Schließlich kam die Stunde, die sie so ungeduldig erwartete, in der sie sich empfehlen konnte.

Es begann schon zu dunkeln (und das war ein Glück; am hellichten Tage hätte sie sich nicht getraut, aus Angst Neugierde zu erwecken). Es begann zu dunkeln, und in diesem friedlichen Dämmerlichte begab sie sich zum Steinbruch, mit einer kleinen Sichel, um die Brennesseln zu schneiden, und einem leeren Mehlsack, um die Perlen hineinzutun. Es war ein recht düsterer und ruhiger Ort, der, wie so oft verlassene Steinbrüche, den Anblick eines Trümmerfeldes bot. Die verschiedensten Pflanzen gediehen an den Wasserlachen, und Dornensträucher überwucherten die Felsen, auf denen lautlos kleine Vögel nisteten. Wenn man in die Höhe blickte, sah man die Kreuze sich abzeichnen . . .

Die erste Reihe bestand aus Kreuzen, die verlassen waren, weil sie zu nah am Rande lagen und man einen Erdrutsch befürchtete; die zweite aus Kreuzen, die voll im Leben standen, ihre Blumen bei jedem Feste wechselten und ihre Inschriften auffrischten. Dahinter lag die Kirche, das Beinhaus mit seinen Mauern, seinem Dache und jenen fensterartigen Öffnungen ohne Glas, die dartun sollen, daß die Insassen nicht mehr die Kälte fürchten. In diesem Augenblick lag der Ort sehr verlassen da, und da sich die Kleine tief unten im Steinbruch befand, fühlte sie sich wie am Ende der Welt.

Sie begann die Brennesseln zu entfernen, um den Boden freizulegen, und suchte. Sie fand mehrere vollkommen verrostete Drahtgeflechte und an ihnen hier und da einige blaue und lila Perlen, die noch stark glänzten; aber es waren so wenige, und ihrer Farbe wegen nutzten sie ihr nicht.

Digitized by Google

Sie war darüber sehr verwundert. Sie war gekommen, um Perlen zu suchen, und hatte einen großen Sack mitgebracht; es war der neunte Tag ihrer Andacht, und sie wußte bestimmt, daß ihr der Tote die Wahrheit gesagt hatte; warum fand sie dann keine Perlen?

Ihr Glaube war so stark, daß er dadurch nicht erschüttert werden konnte. Gewiß hatte sie etwas nicht richtig verstanden. Aber ja doch! Sie begann nachzudenken und hatte es bald heraus ... Es war wirklich ganz einfach, diese Unterlassung nachzuholen. Und wie hatte sie sich nur so unhöflich aufführen können?

Sie legte Sichel und Sack auf einen Stein und stieg den steilen Fußweg empor, der zur Kirche führte. Es dunkelte immer mehr, der Wind blies sehr leise und strich über das Gras. Die Umrisse der Kirche traten klar hervor; hinter ihr zogen schwere graue Wolken vorüber; daneben lag das Beinhaus in großer Stille und schien wie ein Bleigewicht auf der Erde zu lasten. Wie eine große dunkle Woge reihten sich in seinem Inneren die Gebeine aneinander. Friedlich und sanft ruhten die Schädel in ihren mit weißen Tränen bemalten Kästen; sie schienen sich nicht dem Schlafe hinzugeben, sondern eher in einer großen Leere zu treiben.

In der wachsenden Finsternis verschwammen die Konturen; man meinte einen riesigen Korb mit Wollknäueln vor sich zu haben, die sich hier und da mit den anderen Knochen vermischten: sie erinnerten an rundliche Katzen, die mit spitzen Ohren in der Wolle schlummerten.

Wenn man näher hinhörte, vernahm man in diesem Hause den Gesang der Leere; es war ganz deutlich der Gesang des Todes, wie man in einer Traummuschel den Raum singen hört, und so glichen auf einmal all diese reglosen Schädel auf ihrer Wanderung durch die Zeit schönen Vögeln, die auf dem Meere in Schlaf gefallen sind.

Sie hatte keine Angst; sie wußte genug vom zweiten Gesicht

Digitized by Google

ihres Großvaters, ihrer Großmutter und der Altvorderen. Schon als kleines Kind war sie an all das gewöhnt worden... Doch es war Zeit, daß sie zu ihnen sprach, denn bald wurde es völlig finster, und dann sah sie nicht mehr genug, um in ihrer Arbeit fortfahren zu können.

»Ihr Toten, hört zu«, sagte sie.

Selbstverständlich hörten sie ihr alle zu. Es gibt nichts Aufmerksameres als einen Toten, und sie spürte, daß sie durchaus bereit waren, ihr ein williges Ohr zu leihen.

Sie grüßte mit einem sehr höflichen und sehr zurückhaltenden Knicks, stellte sich vor die Tür und sagte schlicht:

»Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Kränze mit weißen Perlen hatten, mir schenken, was davon übrig geblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann.«

Sie dachte einen Augenblick nach, da sie fürchtete, das nicht auf die rechte Weise gesagt zu haben, und es fiel ihr ein, daß eine Totenbeschwörung in den vier Windrichtungen zu geschehen hat, und daß somit ihre Bitte in den vier Ecken des Beinhauses wiederholt werden mußte.

Sie stellte sich also in die erste Ecke zur Rechten und begann wieder mit klarer Stimme:

»Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Perlenkränze hatten, mir schenken, was davon übrig geblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann.«

Und in diesem Augenblick spürte sie, wie ein großes Wohlwollen von diesem Beinhaus ausging, und wie alle Toten der Verbrannten Hügel bereit waren, ihr zu helfen. In dieser freudigen Gewißheit pflückte sie eine verspätete Ginsterdolde, die sich schwächlich gegen die Mauer neigte, und warf sie ihnen zu; dann ging sie zur nächsten Ecke und wiederholte mit noch festerer Stimme: »Tut mir doch einen Gefallen, ihr Toten, ich bitte darum, daß die unter euch, die Per-

Digitized by Google

lenkränze hatten, mir schenken, was davon übrig geblieben ist, damit ich mein Hochzeitskleid sticken kann.«
Ihr Herz schlug jetzt immer stärker, und die Kehle schnürte sich ihr in einer Erregung zusammen, die schrecklicher war als alles, was sie je durchgemacht hatte, aber sie fühlte sich von einer großen Kraft getragen und sah ein, daß dieses Zeremoniell bis zum äußersten durchgeführt werden mußte. Instinktiv spürte sie, daß der Ginster gnädig aufgenommen worden war, und daß es nun eine neue Gabe anzubieten galt. Leider sah sie nur ein großes Brennesselbüschel, und das war kein geeignetes Geschenk ... Aber schon wußte sie genau, was da zu tun war. Sie ergriff die Brennesseln, zerdrückte sie, dann streckte sie ihre Hände den Gebeinen entgegen, um ihnen die verbrannte Stelle darzubieten. Das Band, das sie mit den Toten verknüpfte, wurde nun so stark, daß sie schon jetzt das Gefühl hatte, sie könnte ihr Beten einstellen, und nur, um das einmal Begonnene richtig zu Ende zu führen, fuhr sie fort; zugleich wollte sie die Gebeine im Süden und Westen nicht zu kurz kommen lassen, nachdem sie ihre Gefährten im Norden und Osten geehrt hatte.
In der dritten Ecke wiederholte sie die gleichen Worte und überreichte ihnen wilden Hafer: einen lieblichen und zarten Halm, der sie offenbar erfreute; in der vierten Ecke schien ein Efeuzweig durchaus angebracht, und gleich danach wußte sie, daß alles zum Besten stand, denn auf einmal überkam sie eine große Ruhe und ein großes Glücksgefühl.
Sie fand sich vor dem Tore wieder, machte abermals einen Knicks, und zugleich bekreuzigte sie sich.
»Ihr Toten,« sagte sie, »ich tue das alles und bringe meine Bitte nur vor, weil ich arm bin.«
Dann entfernte sie sich.
Während sie eilig den steilen Fußweg hinunterging, suchte sie sich vorzustellen, was sich unter der Erde abspielte; vielleicht arbeiteten sich in diesem Augenblick Hunderttausende

Digitized by Google

von Perlen, die als Geschenk für sie bestimmt waren, durch dichten Staub empor. Traf das zu, so war kein Zweifel möglich, daß das Kleid, welches sie dann mit ihnen besticken wollte, das schönste sein würde, das man jemals gesehen hatte, und auch ihre Dankbarkeit gegenüber dem Dorfe sollte dann keine Grenzen kennen.

Sie kehrte in den Steinbruch zurück und begann den Boden mit der Spitze ihrer Sichel und einem Schieferstein zu durchwühlen; plötzlich hob eine kleine Eisenspitze die Nase, so wie sich ein Grashalm aufrichtet, wenn ein leichter Fuß darüber hinweggeschritten ist; sie packte sie und zog sie hoch: darunter befand sich eine große Blume aus weißen Perlen, die in der Mitte verrostet war, aber die Blätter enthielten eine große Anzahl noch sehr guter Perlen. Die Kehle schnürte sich ihr zu; sie drückte auf ihre Hand einen warmen Kuß und sandte ihn in Richtung des Beinhauses, dann begann sie wieder zu graben und fand eine Reihe anderer wertvoller Bruchstücke.

Sie fühlte sich von Wohlwollen umgeben; wie bisher wehte der Wind, kam die Nacht heran, zogen die Wolken vorüber, aber sie fühlte sich so gut aufgehoben wie an jenem Tage, als sie der Totengräber zu Tisch bat.

Ja, eines Tages hatte sie zwischen Mine Garo, der Hirtin, und Mathurin Tout Seul gesessen; damals fühlte sie sich von besonderer Liebe und Fürsorge umhegt. Doch an diesem Abend empfing sie wahrhaftig den Beweis, daß die Toten ebenso liebevoll zu ihr waren: die verstorbene Verwandtschaft Berc'heds und Cornélys, Reun Gwalters und des Totengräbers wie der anderen vom Hügellande, – sie alle bezeugten ihr die gleiche Freundschaft, und wie sehr nahmen sie es sich zu Herzen, daß sie ein schönes Kleid haben sollte!

Fast war es schon finster und so sputete sie sich; trotz ihrer Freude und ihres Vertrauens fürchtete sie sich davor, daß sie die Dunkelheit hier überraschen könnte, als sie plötzlich be-

Digitized by Google

merkte, wie die Spitze ihrer Sichel tief in die Erde eindrang und auf eine Anhäufung gut erhaltener Kränze aus Eisenblech stieß, die mit Perlen bedeckt waren. Es war jetzt schon zu dunkel, als daß sie ihre Farbe und Schönheit hätte ausmachen können, aber sie schob alles hastig in ihren Mehlsack und lud ihn auf die Schulter.

Gern wäre sie schon zu Hause gewesen, um ihren Schatz bei Lichte betrachten zu können. Die Dorfstraße lag jetzt verlassen da; ein Lichtschein drang durch die Türen und die dichten Fensterläden mit ihren herzförmigen Öffnungen. Viele Strohhütten waren jedoch ganz ohne Läden und ihre Fenster so klein, daß nur sehr magere Diebe hätten einsteigen können. Man sah dort verstohlene Kerzen blinken, und vertrocknete Klematisranken, die sich wie schwarze Schlangen wanden, schienen am Tore des Paradieses zu lauern. Niemand in den Häusern schien davon etwas zu ahnen, man konnte Angst für sie haben: Gaud mußte an Adam und Eva denken, die ohne Arg im Schatten des Baumes ruhten, während der Leib Satans die Äste umrankte und aus seinen roten Augen höllisches Feuer blinkte.

Sie begann sehr schnell zu gehen, und ihre Schritte hallten wie in frostklaren Nächten. In einer so tiefen Einsamkeit werden die Schallwellen gleichsam wahrnehmbar für Tastsinn und Auge; es schien ihr, daß jedesmal, wenn ihr Absatz auf den Boden klopfte, seltsame kleine Wesen aufgescheucht wurden, die ganz allein die Gäßchen hinunterzueilen begannen und einander verfolgten. Doch sie konnten sich nicht in die Lüfte erheben, denn das Stroh der Dächer, das in dichten und weichen Büscheln über deren Rand hinausragte, fing sie sofort wie in einer Falle.

Alles das ließ sich erfühlen und doch zugleich nicht fassen; es zeigte, wie sehr die Luft bewohnt war, und wie sich überall von dem unseren so verschiedenes Leben regte und seine Tänze aufführte: »Wenn die Maulwürfe sehen und die Tau-

Digitized by Google

Die Heilige Elisabeth · Vom Elisabeth-Schrein in Marburg

Digitized by Google

Digitized by Google

ben hören könnten, wären sie Könige auf Erden, und niemand könnte vor ihnen bestehen«, aber der Maulwurf hatte ein schwaches Auge und die Taube ein träges Ohr; daher tummelten sie sich in einem begrenzten Bereiche, und die Erde war harmonisch zwischen den Tieren aufgeteilt. Gott hatte auch der Wahrnehmung des Menschen Grenzen gesetzt, die dieser nicht eigenmächtig erweitern durfte; sonst stand zu befürchten, daß er bei seinem Nachbarn eindrang und dort eine große Störung hervorrief.

Gaud setzte ihren Weg fort; sie befand sich jetzt unter den Bäumen, und in dieser Luft, die das schweigende Atmen der Blätter, das Faulen des Waldbodens, das dumpfe Leben der Rinden bedrückend werden ließ, vergnügte sie sich damit, die kleinen Klangwesen zu belauschen, wie sie ihre endlosen Spiele fortsetzten.

... Sie dachte daran, wie sie neun Morgen hintereinander von den Hügeln hinabgestiegen war, um Perlen von Jesus Christus, unserem Herrn und seiner Mutter zu erbitten: der Jungfrau Maria, der schönsten und bestgekleideten Frau auf der Welt, die ein nahtloses, aus einer Wicke gefertigtes Kleid trug ...

Neun Morgen war sie hinuntergestiegen.

Und neunmal hatte sie gebetet.

An diesem Abend, der der neunte Abend war, stieg sie den Pfad wieder herauf und trug auf der Schulter einen dicken Sack voller Perlen, ein Geschenk der Verstorbenen des Hügellandes, die in den Himmel gekommen waren.

Das war die Treue der Geschlechter, wie man sie hierzulande versteht.

Aus dem Französischen übertragen von Oswalt von Nostitz

Digitized by Google

Ernst Bertram · Sprüche des Theognis

NACH DEM GRIECHISCHEN

I

An Kyrnos

Die Hoffnung bleibt allein, die Trösterin.
All andre Gottheit kehrte lang hinauf.
Treue, die mächtige, ging, und Zucht des Volks,
Und alles Holde, Freund, glitt ihnen nach.
Die starken Eide stehn nicht mehr in Ehren,
Die Ewigen scheut keine Jugend mehr.
Unter die Erde stieg, wer Gott noch anrief.
Gewissen warnt nicht mehr noch grauer Brauch –
Noch leben *wir* und schaun das hohe Licht,
Die Hoffnung laß uns ehren alter Treu,
Und opfern wir an unsres Glücks Altar:
Hoffnung sei, Kind, uns erst- und letzter Hauch.

II

An Kyrnos

Mein Kind, niemand ist schuld an Bös und Gut.
Die Götter gönnten beides, Fluch und Glück.
Was einer mühvoll webt, wem schwant es wohl,
Ob es zum Schauder, ob zum Sinn gerät?
Das Arge wob der da und schufs zum Heil,
Das Grausen wirkte, wer nur Heil gewollt.
Nicht *einem* je erfüllt sich Traum und Wunsch,
Denn ihn umbranden rings Not und Natur.
Wir, sterblich, sind auch wissend Nacht und Wahn –
Dich und das All, die Götter lenkens dort.

III

Dulde dein Leid, innerstes Herz,
Wärs auch zu schwer. Immer im Gram

Digitized by Google

Schwelgt nur der Niedre. Mehr' nicht die Not
Klagend. Du quälst heillos den Freund.
Soll denn der Feind jubeln? Entrinnt
Einer denn je göttlichem Wink?
Taucht' er hinab purpurner See
Oder wo Nacht Tartaros gähnt:
Ihn ereilts.

IV

An Kyrnos

Mein Kind, du zeige nie den tiefren Gram:
Wie wenigen er Kummer, wird dir Scham.

V

All was du sehnst, das mußt du wohl entbehren:
Halt aus mir, Herz, du sehnst dich nicht allein:
Das Schöne ist ein ewiges Begehren,
Und das bleibt dein.

VI

Wahre das innerste Herz. Auch leidend werde du gütig.
Niederer Zeichen ists, schreit verwundetes Herz.

VII

An Kyrnos

Keine Stadt fiel je, wenn adlig blieb das Volk.
Doch wenn die feile Tiefe aufbegehrt,
Volk, mißgelenkt, Recht aus dem Argen schafft,
Vorteil befiehlt und dreiste Neugewalt –
Verlaß dich, Sohn, auf was ich dir vertrau:
Nicht lang mehr dauert Friede solcher Stadt,
Ob auch in satter Ruh sie noch sich dehnt.
Aufruhr und Mord heult bald die Gassen lang:
Nie dem Tyrannen niedre sich die Stadt!

Digitized by Google

VIII

»Unzählbar grinsen Frevel rings ins Licht!«
Vergiß das Herrlich-Helfende rings mir nicht!

IX

Gelobt von allen Menschen nie
Zum Hades stieg ein Erdengast.
So wards verhängt. Du schaust ja, wie
Zeus selbst so manchem schwer verhaßt.

X

An Simonides

Zwinge keinen, Freund, in unsre Runde,
Selber stets bestimm' er Scheidens Stunde.
Weck' du nicht den Schlafenden zur Welt,
Wenn dein Wein ihn hold umfangen hält.
Wer da leuchtend steht auf innerer Wacht,
Send' ihn nicht zum Schlummer in die Nacht.
Selbst bestimmt der Edle, was er muß,
Aber wenn zu trinken ihn verlangt,
Sei der Schenk ihm nah mit Krug und Kuß.

XI

Gen Sizilien fuhr ich wohl auch und die leuchtende Sparta,
Alle begrüßten mich, froh nahm man des Gastes sich an.
Fremde Wunder welkten zu bald der wachsenden Seele:
Lieberes leuchtet zuletzt still aus der Heimat mich an.

XII

An Kyrnos

Göttin, ende die Qual, lichte die Not,
Gönn' doch zur Freude zurück spät mir den Weg!
Stille den Sturm, jenseits der Jugend gib
Froh gefaßterem Tun adliges Maß.

Digitized by Google

Bettina Seipp · Unterwegs nach Capri

AUS EINER FRÜHEN ITALIENFAHRT

Nach dem vielstündigen Verweilen im Bezirk und Bann von Jahrtausenden, im Bezirk jahrtausendealter Bauten, aus denen menschliche Geisteskraft und Empfindung unsterblich bis heute fortwirken, nach dem Erlebnis der Tempel von Pästum, in einsamer Feier, kehrten wir nach Salerno zurück.

Gegen fünf Uhr nachmittags kamen wir an und fuhren vom Bahnhof, wie geplant, mit dem am Morgen bestellten Kutscher und sämtlichen Koffern zu einer Entspannungsrast nach Amalfi, die sich auf das seither Empfangene, auf die tiefen, bedrängenden Eindrücke von Verona, Venedig, Florenz und Pästum, und auf die Fülle von Gipfelwerken der Kunst, nunmehr als unbedingt nötig erwies.

Es war ein kleines, leichtes Gefährt und auch das Tier kein ›cavallo grande‹, wie uns der Mann allzuoft betonte. Im Gegenteil! Für unsern Begriff war es durchaus ›molto piccolo‹. Noch in Salerno, inmitten der Stadt, raste das Wägelchen wiederholt so hemmungslos über die Trambahnschienen, in welche es mal hineinglitt, mal raussprang, daß es einem wohl etwas absonderlich bei diesem Geschleuder werden konnte. Kaum waren wir aus dem Ort heraus, nach einem Stück mühsam zu steigender Straße, schwang sich der Kutscher auf einmal vom Bock, und wie aus der Erde emporgetaucht stand plötzlich ein anderer Wagen da. Wir wurden ersucht, in ihn umzuwechseln, es sei der ›fratello‹ und das cavallo noch weitaus größer: ›molto robusto!‹ Das war nun wirklich ein Augenblick! Das cavallo indes schien wahrhaftig größer und auch die carrozza geräumiger. So stiegen wir denn mit dem Gepäck und sämtlichen Siebensachen um. Es war ja danach ohne Frage ein Vorteil, aber trotzdem! Der eine fängt also nach altem Brauch am Bahnhof der Stadt die Fremden ab, und übergibt sie dann später wie eine Fracht

Digitized by Google

seinem Gesellen und Helfershelfer, der natürlich niemals ein ›fratello‹ ist; was wir ihm auch ins Gesicht sagten.

In zahllosen mächtigen Windungen, zuweilen in der Nähe des Meeres, viel öfters indessen hoch darüber, wo steile Felsen zur Flut abstürzen, zieht sich die Straße mit herrlichen Blicken, Farben und Bildern, anfangs gedeckt von Riesenagaven und großen, fangarmigen Kakteen, an der berühmten Küste entlang. Häufig auch führt sie durch Ortschaften, die alle voll Leben und Tätigkeit waren. Selbst als es schon stark in den Abend ging, sah ich in offenen Schusterwerkstätten und Obstgeschäften die Männer noch arbeiten als sei es Morgen. Überhaupt sind die Menschen hier unbedingt fleißig. Jenes Schlagwort vom ›dolce far niente‹ hat an und für sich nämlich ganz und gar nichts mit dem Verhalten des einfachen Volkes, wohl aber mit seiner Sehnsucht zu tun, seiner Sehnsucht nach etwas weniger Plage. Die Behausungen waren unsagbar bescheiden, was die Durchfahrt so festzustellen gewährte. Ein Glück, daß die schützende Sonne da tagtäglich ihre Allmacht erweist.

Es gab außerdem Strecken, wo links, zum Meer zu — die schmalsten Landstreifen trefflich genutzt — sich Zitronen- und Weingärten niedersenkten und zur Rechten, auf künstlichen Erdstufen, Feigen und Reben emporklommen. Auch Granatäpfel schimmerten rosenrot. Und lackgrüne Orangen aus dichtem Laubwerk. Dazu die ersten Johannisbrotbäume, ›Garubi‹, wie die Leute hier sagen. Sie erweckten mir einen fernen Schein. Denn waren nicht diese nämlichen Bäume die Spender jener braunglänzenden, länglich flachen und dürren Dinger, süß, aber hart und schwierig zu essen, wie mit Schuppen zwischen den Zähnen stechend, und von den Eltern noch obendrein als armseliges Zeug gescholten? Wir Kinder jedoch begehrten sie trotzdem, weil sie so dunkel erregend hießen. Johannisbrot! Das Brot des Johannes? ... Aß er das damals in der Wüste, der Täufermann im Kamelhaar-

Digitized by Google

kleide ..., aß er es zu den Heuschrecken? ... Das war die kitzelnd gruselige Frage.

Immer da, wo die schwingende Steilküste einen starken Vorsprung ins Meer hinaus macht, wo die massigen Felsenklippen ausladend zu Vorgebirgen werden, steht bildhaft ein stämmiger alter Turm, mehr oder weniger zeitzerfressen. Diese Warttürme, kleine Bollwerke ehmals, der Seeräuber wegen so zahlreich errichtet, waren nicht allein Schutzstätten und scharfe, vorgeschobene Wächter, sondern sie waren auch Zeichenträger, genaue Verständiger und Vermittler. Die Schnellposten waren sie jener Tage, die immer einsatzbereiten Funker. Durch sie ward jede gewichtige Kunde mit Fahnen und Feuern von Turm zu Turm fortmeldend in die Ferne getragen und ununterbrochen weiterbefördert.

Malerische Städtchen, zum Tollwerden schön, Majori und Minori vor allem, ziehn sich die felsigen Berge hinan, zart versteckt jedoch und gebettet in gestaffelten Wein- und Zitronengärten, aus deren fruchtbarem, jubelndem Grün sie wie Perlen Arabiens hervorleuchteten. Dazwischen wieder stehn überraschend verwitterte greise Schloßgemäuer, rauhes Gestein und zerrißnes Gemäuer.

Es begegneten uns viele Gefährte. Außer Autos, namentlich Lastwagen, am meisten jene artlichen Karren mit Cavallo, Mulo und Eselchen. Und als es dunkel ward, nur noch diese. Sie zockelten aber seelenruhig und unbekümmert, genau wie wir selber übrigens, ganz ohne Laternen und Licht dahin. Und das bei den ewigen scharfen Kehren, den unübersichtlichen Schleifen der Straße! Allerdings waren einfache Winke gebräuchlich. Noch ehe die Kärrner ums Eck vorbogen, stießen sie Warnungsrufe aus, so daß der Zusammenprall unterblieb.

Endlich, es war bereits völlige Nacht, wiewohl mit herrlichem Sternenhimmel, landeten wir denn wirklich am Ziel! Doch wie labebedürftig, müde und hungrig! Seit dem Mor-

Digitized by Google

gen, dem Frühstück in Salerno, und einigen Tomaten in Pästum, die ich wie gekocht auf dem Felde pflückte, hatten wir nichts mehr zu uns genommen. Die große Hitze nur war die Erklärung, daß wir das konnten.

Noch vor dem Ort selbst, vor der Bucht von Amalfi, genau gegenüber solch einem der vielen Küstenmerkmale, solch einem Wartturm, wo sich die Fahrbahn stets etwas verbreitert, hielt der Kutscher zu unserem Erstaunen vor einer Art Festung zur Rechten an, einem bestürzend schroff aufwachsenden, aber weißwandigen, sauberen Steilgebilde, mit doppelläufigen endlosen Stufen, die empor zur Höhe des Wohnbaues führten – in einstiger Zeit unverkennbar ein Kloster. Mit dem fröhlichen Ausruf: »Ecco la Luna! Siamo arrivati Signori!« sprang der Mann zufrieden vom Bock und ohne zu zaudern an die Glocke.

Es gab keinen Zweifel mehr, das war der Platz, dahin wir gewollt, das Haus, in dem Ibsen die Nora geschrieben und das uns heute erwartete ... Eine nette Bescherung! Das Entsetzen meiner sonst mutigen Mutter im Anblick der zu bestehenden Treppen ward glücklicherweise im nächsten Nu schon ein wenig beschwichtigt durch den Wirt, der uns über die Stiegen hinunter mächtig und dickleibig von Erscheinung, jedoch ›signorile‹, im schwarzen Anzug, liebenswürdig entgegenkam und ihr auf die Klage wegen der beinahe hundert Stufen unverzüglich geschickt erklärte, für diese Beschwerde solle der »vino«, und der seines Hauses sei »più che buono«, im Pensionspreis mit inbegriffen sein.

Nur notdürftig gekämmt und gewaschen, da gleich zum Nachtmahl gerufen wurde, gingen wir in der ›Sala da pranzo‹, einem angenehm luftigen Raum, zu Tisch. Wie schmeckte das Essen nach diesem Tag! Besonders die gute, kräftige Suppe, das gebratene Huhn und der hellgoldene Wein!

Unsere Zimmer, hoch über dem Meer, mit gekachelten Böden und Laubenbogen, waren ein Traum. Eine alte Kammer-

Digitized by Google

frau diente uns. Sie zerriß sich bald, alles zum besten zu machen, und hing an unseren Augen und Lippen. Die Herzensgüte der Analphabetin kennzeichnete sie in jeder Bewegung. Noch seh ich die Sprache ihrer Gebärden, noch heute die rührend ergebene Haltung ...

Und der ›padrone‹, der Herr des Hauses, der nur nichtstuerisch stets wo herumsaß, die anderen für sich arbeiten ließ und seinen gewaltigen Körper schonte (er war nicht von selbst so beleibt geworden), ein Mann von leichter Verschlagenheit, aber doch von artigem Ehrgefühl – in jedem Zoll die besondere Mischung, das Musterbeispiel des Süditalieners –, hielt uns das, was er versprochen, genau. Die Verpflegung bei ihm war wirklich vorzüglich.

Die ›mamma‹ machte ihm großen Eindruck, in der Hoheit und Kraft ihrer Erscheinung, dem Diadem der silbernen Haare und dem Glanz und Feuer der dunkeln Augen. Wenn er sie nur von ferne sah, erhob er sich stracks und frug jedesmal: »è contenta, Signora? Si trova bene?« Auch kam er bei Tische an ihren Stuhl, zu schauen, ob ja alles mundgerecht sei. Immer wieder gelobte er würdevoll: »Per Lei tutto Signora! Tutto per Lei!«

Es waren dort oben in der ›Luna‹ ganz und gar neue und fremde Welten, die Geist und Gemüt mit Anspruch bestürmten. Es war die morgendlich menschliche Art, die noch unzerstörte des vollen Südens, die mich dort, bei der ersten Begegnung mit ihr, fordernd erfaßte und erfüllte. Das Licht, die Sonne, die Luft waren es, die Farbenpracht von Himmel und Erde, die die Sinne bis ins Geblüt durchströmten ... Es waren ins Innerste dringende, ach, glückliche, unvergeßbare Tage!

Die auf Klippenwuchs thronende hohe Lage, der berauschende Blick aus unseren Zimmern oder dem Eßsaal, von der luftigen, weißen Terrasse daneben, mit breiter, behaglicher Mauerbrüstung – ein schwindelerregender Luginsland –, und auch anstoßend, einige Schwellen empor, von

Digitized by Google

dem weinübersponnenen Garten aus, der Blick auf den Silbersaphir zu Füßen und über seinen strahlenden Glanz, die Freiheit und Weite des Meeres hinweg, zu den purpurnen Segeln in der Ferne oder, ein ganzes Stück näher zum Land, auf die blau-roten, tätigen Fischerboote, ihre Netzeinholung am frühen Morgen und ihr geisterndes Dasein in der Nacht, unter dem Feuer der südlichen Sterne, die gleitenden Lampen über dem Dunkel; dieser immer neu beschenkende Blick auf den Küstensaum und die helle Straße, auf die Bucht von Amalfi, den schmalen Strand und das rührende kleine Bagno dort unten, das ›cosidetto STABILIMENTO‹, mit dem wackeren ›bagnino‹ Alfredo, der uns nachmittags öfters segelte; auf die Piazza am Ufer und all ihr Treiben, die geduldig wartenden Eselchen, deren plötzliche, herzerschreckende Schreie voll wüstenhaft unermeßlicher Klage sich langgezogen und laut entluden und in weitem Umkreis die Luft durchschnitten; der Blick sodann, ganz ins Land hingewandt, in die tiefe Schluchteinschmiegung Amalfis, auf das felsenerklimmende Städtchen selber (einst bedeutend und reich, eh die Flut es verschlang, ein bevölkerter Freistaat, in seiner Seefahrt und seinem Seerecht wetteifernd mit Pisa und Genua!), auf dieses, trotz der heutigen Armut, im Sonnenglast selig kletternde Städtchen, mit seinem grünleuchtend verschlungenen Turm, dem lombardisch-normannischen Campanile, der flachkuppelig in das Himmelsblau steigt; der Blick schließlich auf den Hafen seitab und die weiße Mole, wo ich so gerne in der Frühe, von meinem allüberschauenden Fenster, dem Gebaren und Tuten des Dampferchens nachhing, des Postdampfers von Salerno nach Capri, bis er endlich mit mächtigem Umstand losfuhr; oder der Blick, um die nämliche Stunde, in senkrechter Steile gleich unter mir, auf den alten, zur Luna gehörenden Wartturm, davor morgens zuweilen sein Bewohner, ein Maler, tätig an der Staffelei stand, wenn er nicht ebendort in der Tiefe, was sehr neugestaltig

Digitized by Google

von oben aussah, in dem durchsichtig klaren Wasser schwimmend und mit glänzenden Armen und Beinen rudernd, wie ein plötzlich erkanntes Schöpfungswunder schwerelos durch die Flut dahinglitt — all diese Fülle der Blicke zusammen aus unserem ›hohen Schloß am Meer‹, unmittelbar über den Wellen, und dann auch die thronende Luna selber, mit ihrem geheimnisvollen Innern, den Treppen und Treppchen und Winkeln und Fluren, und im Kernpunkt des Hauses dem stillen Geviert, dem vergangenheitsträchtigen, blühenden Kreuzgang aus den Zeiten der Antonianermönche, köstlich kühl und schattengewährend, ein Labsal den Augen nach der blendenden Helle überall, diese Bilder und diese Blicke bei Tag und bei Nacht, waren schon wirklich so neue Welten, daß sie sich mir wie der Glanz der Gestirne unverwischbar ins Herz geschrieben.

Und dann, von dem nahen Atrani aus, die Wagenfahrten und Wanderungen jene steil klimmende Talschlucht empor, zu dem herrlich gelegenen Ravello, einem uralten, edlen Normannenstädtchen! Den ernst-lieblichen, südlichen Felsgrund empor, überspannt von Verbindungsbögen und durchgrünt von vielgestaffelten Gärten mit träumenden Mauern; lauter Wein- und Zitronengärten oder dichte Bestände von Orangen; verwunschene, seelenhafte Bezirke, der Boden schwellend von leuchtendem Gras, das auch auf dem formig gegliederten Fußpfad, durch die Ritze der zahllosen Steinstufen und das Kopfpflaster malerischer Steige, immer wieder hervorbrach wie süßes Geflüster ... Ein unwirklicher, ein Zaubergrund, vom Smaragdgeflitze der Eidechsen raschelnd und geheim durchgeistert von lautlosen Schlangen! ... Ein Grund mit drei Mühlen, der sich dann später, höher oben, zu Hainen von Edelkastanien weitet, um zuletzt den streng aufwärts gewanderten Gast einmünden zu lassen in die Piazza der arabisch gesichtigen Bergstadt Ravello.

O dies Ravello, dies luftumwehte! Vermögend das längst

Digitized by Google

schon Vergangene und im Zeitenstrom grausam Versunkene inniglich wieder atmen zu lassen. Und das gleich beim Kommen durch den Dom aus dem elften Jahrhundert, mit der mosaikenverherrlichten Säulenkanzel, die sechs herbe Löwen unnahbar tragen, jenem Marmor-Ambon mit dem Sinnbild des Jonas und der ehernen, östlich-frühformigen Tür, oder durch seinen inständigsten Bau, den sarazenischen Herrscherpalast. Gibt es in diesem doch einen Hof, der sich nicht mehr vergessen läßt. Ein kleiner fremdländischer Spitzbogenhof, buntzierlich verwoben wie ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht, der aber zugleich so verdichtet berührt, so durchtränkt von ehmals gelebtem Leben, daß sein Anhauch, bevor man es merkt, überwältigt und die Augen voll Tränen stehen. Denn wie in die Tiefe des Gesteins, in das innerste Mark des Gemäuers gedrungen und seit Jahrhunderten ihm verhaftet, entwehen ihm heimlich sehnsüchtige Liebesseufzer von einst ... Süße und Leid und das Geflüster glühend einander begehrender Paare.

Auch die maurischen, weltabgeschiedenen Gäßchen und die zypressendurchlohten Villen Ravellos, in ihrer immerwährenden Grüne und der nie völlig ersterbenden Pracht, beschwören das längst Vergangene wieder. Jene feierwüchsigen südlichen Villen und blühenden Parke, mit Luftsitzen, Rebengängen und Söllern in Adlershöhe über dem Meer, über dem schwingenden Lauf der Küsten, über farbigen Felsen und Ortschaften. Ins Land zu erlabt sich das Auge dagegen an dichten Wäldern von Edelkastanien und dem verklärten Schimmer und Duft hoheitsvoller Gebirgesketten. Parke und Villen freilich sind das, in deren berühmtester, mit jener Lustanlage von Blumen, die dort wie Edelsteine erblitzen, und der uneingeschränkten Ausschau über den strahlenden Spiegel der Tiefe, den entführenden Glanz der blauen See, bis weithin in die heilige Ferne von Pästum, Richard Wagner für seinen Parsifal den Zaubergarten des Klingsor fand.

Digitized by Google

Mit dem kleinen, morgens aus meinem Fenster so oft betrachteten Dampferchen ging es eines Tags in der Frühe, an der felsenleuchtenden Küste entlang (an jedem Halt wurde mit bunten Barken vom und zum Schiff aus- und eingebootet), entlang an Prajano und Positano, die beide förmlich beschüttet waren vom Purpurblühen der Bugainviglia, über das kristallene Saphirmeer. Das Wasser war so durchsichtig klar, daß man noch in Vielmetertiefe bis auf den Grund hinabsehen konnte, auf die hellen, riesigen Steine da unten, auf hohe Gewächse und Algen, die mir fast zu roten Korallen wurden ...

Schon mehr in der offenen Weite, zur Linken, auf der größten der einzeln dort aus der See sich urverloren erhebenden Klippen, sah ich den letzten Küstenwartturm. Diese drei schroffen Gesteige, ›li Galli‹, lagen sagenhaft einsam da in der endlosen, morgendlich reinen Bläue, die die Vorstellungskraft so besonders erregt. Sie raunten mir die Frühzeit des Altertums zu und die einstigen Menschen dieser Ufer, die Griechen und Römer, und rückten die heiligen Tempel herbei ..., das ferne Pästum drüben und seinen Strand, der von den gleichen Fluten bespült wird.

Plötzlich aber erwuchsen ragend, hellgesteinig und hinreißend edel die wundervollen Umrisse Capris, mit der Klippenvorhut der Faraglioni.

Rainer Maria Rilke · Ein Gedicht aus dem Nachlaß

Heute will ich dir zu Liebe Rosen
fühlen, Rosen fühlen dir zu Liebe,
dir zu Liebe heute lange lange
nicht gefühlte Rosen fühlen, Rosen.

Digitized by Google

Alle Schalen sind gefüllt; sie liegen
in sich selber jede hundert Male,
wie von Talen ausgefüllte Tale
liegen sie in sich und überwiegen.

So unsäglich wie die Nacht
überwiegen sie den Hingegebnen,
wie die Sterne über Ebnen
überstürzen sie mit Pracht.
Rosennacht Rosennacht.
Nacht aus Rosen, Nacht aus vielen vielen
hellen Rosen, helle Nacht der Rosen,
Schlaf der tausend Rosenaugenlider,
heller Rosenschlaf, ich bin dein Schläfer:
Heller Schläfer deiner Düfte, tiefer
Schläfer deiner kühlen Innigkeiten.
Wie ich mich dir schwindend überliefer
hast du jetzt mein Wesen zu bestreiten.
Sei mein Schicksal aufgelöst
in das unbegreiflichste Beruhen,
und der Trieb, sich aufzutuen,
wirke, der sich nirgends stößt.
Rosenraum, geboren in den Rosen,
in den Rosen heimlich auferzogen,
uns aus offnen Rosen zugegeben
groß wie Herzraum, daß wir auch noch draußen
fühlen dürfen in dem Raum der Rosen.

Paris, Juli 1914

Digitized by Google

Will Grohmann · Aus den Lehrjahren Paul Klees

KLEE beginnt im Oktober 1898 sein dreijähriges Studium in München und arbeitet auf Rat des Akademiedirektors Löfftz bei Knirr, von dessen Malerei und Unterricht er ebenso begeistert ist wie Knirr von ihm. Der Lehrer meint, Klee werde es nach angestrengter Arbeit zu etwas ganz Außerordentlichem bringen. Auch Franz Stuck, zu dem er im Oktober 1900 kommt, ist anfeuernd, seine Korrektur ›scharf und geistreich‹, Klee nennt ihn einen ›gottbegnadeten Künstler‹. Von einem Radierer Ziegler lernt er die Technik des Radierens. Nach Hause schreibt er selbstbewußte Briefe. Von der Azbé-Schule hält er nicht viel, und Wassily Kandinsky und Alexander von Jawlensky, die 1896 dort eintreten, lernt er erst 1911 kennen. Klee arbeitet ehrgeizig, zeichnet unverdrossen Akt, sehr gut sogar, wie die im Klee-Archiv aufbewahrten Studien beweisen, landschaftert und illustriert, obwohl er ›mehr als Illustrator‹ werden möchte. Unter den damaligen Blättern befindet sich im Archiv eine Skizze zu einem ›Nächtlichen Spuk‹ (1899), die nach Jugendstil aussieht, und eine ›Jeanne d'Arc‹, ›eine Folge sommerlicher Nachmittagshitze‹, die an Gauguin erinnert, obwohl er sicher noch nichts von dem Franzosen gesehen hat. Er hört Vorlesungen über Kunstgeschichte und über Anatomie, und seit 1900 modelliert er auch, ›um der Form willen‹. Er will sogar in die Bildhauerklasse Ruemann eintreten, nachdem er sich am 18. März 1901 von Stuck verabschiedet hat, vielleicht aus dem Gefühl, sich selber nicht genug getan zu haben, es wird jedoch nichts aus der Bildhauerei.

Die Luft in München nennt Klee inspirierend, aber Tagebuch und Briefe dieser Jahre sprechen mehr von Musik als von Malerei. Es ist erstaunlich, was er in München alles hört an Opern und Konzerten, Sängern und Dirigenten. Wagner und Richard Strauß faszinieren ihn in dieser Zeit und immer

Digitized by Google

wieder Mozart. München verführt auch zum Bummeln, und wir hören von Ausflügen, Kneipabenden, Liebeleien und ernsthafteren Liaisons. Klee will das Leben kennen lernen, sich ausprobieren, Grenzen abstecken, sich keinesfalls um Erfahrungen, auch banalere, herumdrücken. Die Frauen spielen in diesen Jahren der Entwicklung eine große Rolle, er erlebt Enttäuschungen an sich und an ihnen und betrachtet es als ein großes Glück, als er im Winter 1899 zu 1900 beim Musizieren seiner späteren Frau begegnet, Lily Stumpf, der Tochter eines Münchner Arztes. 1902 ist die Verlobung, am 15. September 1906 in Bern die Vermählung.

Die akademischen Ferien verbringt Klee, schon aus Geldmangel, in Bern bei den Eltern. Sonstige Reisen kann er sich nicht leisten, nur einmal, im Sommer 1899, fährt er über Salzburg und Innsbruck heim.

Was er an bildender Kunst jenseits des Studiums in den sechs Münchner Semestern erlebt, ist nicht allzuviel. Den Jugendstil, der sich 1897 in München mit Obrist, Endell und Eckmann durchsetzt, lernt er durch die ›Jugend‹ kennen und durch den ›Simplizissimus‹, den er die ›erste Zeitschrift auf dem Erdboden‹ nennt. ›Insel‹ und ›Pan‹ erwähnt er nicht. Von der Hodler-Ausstellung berichtet er nur, daß Adolph Menzel eine halbe Stunde regungslos vor der ›Nacht‹ gestanden habe (21. November 1898 an die Eltern).

Etwas mehr erfahren wir über seine eigene Arbeit. ›Die Malerei ist überhaupt die schwerste aller Künste‹, schreibt er 1899 nach Hause, und ins Tagebuch notiert er, daß die Voraussetzung eines Erfolgs für ihn die Arbeit an der Persönlichkeit sei, daß Sittlichkeit und Kunst ineinander aufgingen und daß er nicht dazu da sei, ›die Oberfläche zu spiegeln‹, sondern ins Innere zu dringen. ›Ich spiegle bis ins Herz hinein. Ich schreibe Worte auf die Stirn und um die Mundwinkel. Meine Menschengesichter sind wahrer als die wirklichen.‹ Und er stellt im Frühjahr 1901 folgende Rangord-

Digitized by Google

Paul Klee · Zwitschermaschine (Aquarellierte Federzeichnung)

Digitized by Google

Digitized by Google

nung auf: ›Zu oberst Kunst des Lebens, dann als ideale Kunst Dichtkunst und Philosophie, als realen Beruf die Plastik, und zuletzt in Ermangelung einer Rente die Zeichenkunst (Illustration).‹ Nach Hause berichtet er: ›Einzig im Illustrieren gehts so recht voran. Ich glaube immer, das wird noch einmal mein Heil.‹ Die Klarheit, die er über seinen Beruf gewinnt, und die Bindung an Lily beenden den etwas labilen Zustand, in dem er sich seit seiner Ankunft in München befindet.

Am 30. Juni 1901 verläßt Klee die Stadt und reist über Bern nach Italien. Er unternimmt diese Bildungsreise zusammen mit seinem Freund, dem Schweizer Bildhauer Hermann Haller. Klee geht schrittweise vor, er will festen Boden unter den Füßen haben, ehe er wie viele seiner Altersgenossen nach Paris fährt. Am 22. Oktober ist er in Mailand und bewundert in der Brera Tintoretto. Der Hafen von Genua begeistert ihn, er fährt zu Schiff nach Livorno, und am 27. Oktober ist er in Rom. Mit dem ›Cicerone‹ in der Hand besucht er die Kunststätten, geht viel ins Theater und erwähnt in Tagebuch und Briefen die Duse und Réjane, die Fuller und Sada Jaco, auch eine Meistersinger-Aufführung. Er liest von Tacitus die Kaisergeschichte, Stücke von Aristophanes und Plautus und Xenophons ›Gastmahl‹. Goethes ›Italienische Reise‹ zieht er gelegentlich zu Rate und notiert das ahnungsvolle Wort: ›Überhaupt ist Goethe der einzige erträgliche Deutsche. So deutsch möchte ich vielleicht selber ganz gern sein.‹

Es gibt auch Tage, an denen Klee nichts tut, das Leben des modernen Rom auf sich wirken läßt, an denen er wartet. Worauf? Er weiß es selbst nicht, nur daß Warten zu seiner Lebenshaltung gehört und ihm reichere Früchte verspricht als Geschäftigkeit.

Sein Urteil über die italienische Kunst ist erstaunlich reif und aktuell. Er bedauert den Verlust so vieler Werke Leonardos, ›denn von diesem Mann stammen die höchsten Leistungen

Digitized by Google

in der Malerei, das sagt mir schon jetzt mein Dämon‹ (8. November 1901 an Lily). Nächst Leonardo bewundert er die Bilder Michelangelos in der Sixtina und die Stanzen Raffaels. ›Michelangelo wirkte wie Prügel auf einen Knirr- und Stuckschüler.‹ Das Appartamento Borgia im Vatikan mit den Fresken Pinturicchios ist ihm das ›Schönste, was die Renaissance hervorgebracht hat‹, Botticellis ›Geburt der Venus‹ in Florenz ›das einfachste und vollendetste Stück der Malerei‹. Klee erwähnt auch die altchristlichen Mosaiken, aber ohne besondere Betonung; ihre Schönheit ging ihm erst bei späteren Reisen auf wie die der sarazenischen Einschläge in einzelnen Kirchen und Palästen.

Die antike Plastik läßt er nur in Auswahl gelten; ›Laokoon ist bloß in der Mache eine höchste Leistung‹ (4. Dezember 1901 an die Eltern). Die antiken Gemälde in Pompeji dagegen ergreifen ihn, ›die Silhouettenbehandlung hatte ich geahnt, die dekorative Farbe. Ich nehme das persönlich. Für mich ward es gemacht, für mich ausgegraben. Ich fühle mich gestärkt . . .‹ Das Résumé: ›Nichts nachmachen; unzeitgemäß etwas leisten zu wollen, kommt mir suspekt vor.‹ Die Folge ist Ratlosigkeit der eigenen Arbeit gegenüber, Satire. ›Vielleicht werde ich nie positiv. Jedenfalls werde ich mich wehren wie eine Bestie.‹

Ostern ist Klee in Neapel. Die Fresken Hans von Marées' in der Zoologischen Station kommen ihm ›aus dem Herzen‹, aber beinahe noch mehr fesselt ihn das Aquarium mit seinen phantastischen Tieren, eine Welt, die fast erfunden aussieht. Klee hat einen ausgeprägten Sinn für das Absonderliche und Exotische, für die Fauna und Flora der Tiefsee, er erlebt sie als ein leises Echo ferner Länder, nach denen er Sehnsucht hat, weil die Ferne ihm im Blut liegt. Beim ersten Besuch empfindet er mehr das Humorige der Überraschung; einer der Polypen sieht wie ein Kunsthändler aus und äugt vertraulich nach ihm, als wenn er ›ein neuer Böcklin‹ wäre.

Digitized by Google

Im Atelier macht Klee Figuren-Kompositionen, draußen Studien nach der Natur. ›Aus dem hohlen Ranzen arbeitet es sich freier, aber eine strengere Moral wird leicht dabei verlassen.‹ Eine seiner Arbeiten, den ›Epigon‹ (Zeichnung von 1902), beschreibt er in der Art, wie er spätere Radierungen beschriftet. Die Liniengesetze der Bäume empfindet er als denen des menschlichen Körpers verwandt. Erste Einsichten melden sich; der Wunsch, ›die Vielseitigkeit auszusprechen mit einem Wort‹, ist eine Vorahnung seiner komplexen Kunstauffassung. Er arbeitet mit Stift und in Tempera, ›mit bloßem Wasser‹, um wenigstens technisch die Schwierigkeiten zu reduzieren. In sein Werkverzeichnis nimmt er nichts von den Versuchen auf; ein kleines Aquarell ›Schwebende Grazie im pompejanischen Stil‹ scheint vor der Reise entstanden zu sein, er datiert es auf 1901 und vermerkt ›nach Vorstellung‹.

Am 2. Mai 1902 reist Klee nach Bern zurück, am 7. Mai sitzt er bereits wieder hinter der Arbeit. Er ist in den sieben Monaten reifer geworden, man merkt es an den Tagebucheintragungen, die seinen spärlichen Blättern weit voraus eilen. Die Freunde finden ihn verändert, nicht nur durch den Vollbart, den er sich hat stehen lassen, aber unverändert in seiner Kunst. Klee übernimmt nichts von den Resultaten der erlebten Werke, sondern durchdenkt, wie sie geworden sind und warum sie so aussehen, zieht Rückschlüsse auf das eigene Werk und lehnt es ab, frühreife Sachen zu machen. Er tröstet sich über die Enttäuschung, die er bereiten wird, in dem Bewußtsein, daß ihn die Echtheit des Wollens, nicht mangelndes Können oder gar mangelhafte Anlage hemmt. Er will mit dem Kleinsten anfangen, wie neugeboren sein, nichts wissen von Europa, schwunglos sein, fast Ursprung, will sich ein kleines Motiv ausdenken und mit dem Stift festhalten, ohne alle Technik, er will nicht mit Hypothesen beginnen,

Digitized by Google

sondern mit Beispielen und aus der Wiederholung kleiner, aber eigener Taten ein Werk schaffen, auf dem er weiter bauen kann. ›Aber ich denke, Bilder werden dies eine Leben reichlich ausfüllen . . . es ist weniger Wille als Schicksal‹ (Juni 1902).

Zuerst müssen die Grundlagen des Metiers vertieft werden, die Einsicht in die Gesetze. Klee hört eifrig Anatomie bei Strasser in Bern, zeichnet Akt, macht maltechnische Studien und entwirft satirische Zeichnungen, die er wieder vernichtet. Nebenbei liest er, und dieses konsequente Lesen der gesamten Weltliteratur, das jetzt beginnt, setzt er bis an sein Lebensende fort. Die Liste der Bücher wäre ein ganzer Katalog. Bis zu seiner Verheiratung 1906 sind wir durch Klees Briefe an seine Braut recht ausführlich über seine Lektüre und seine kritischen Urteile orientiert; von der Bibel bis Strindberg und Wedekind ist alles dabei, was damals gelesen wurde, Aktuelles, die russischen Erzähler, besonders Tolstoi und Dostojewski, und die französischen Romanciers, aber auch Ausgefallenes und Vergessenes wie Calderon, Schlegels ›Lucinde‹, Lenaus ›Don Juan‹, Heinses ›Ardinghello‹. Und selbstverständlich die Antike, die Tragiker und Aristophanes, dessen Satire er zu seiner Sache macht. Die Vorliebe für E. T. A. Hoffmann, Poe, Gogol und Baudelaire erklärt sich aus einer Art Geistesverwandtschaft mit ihnen in seiner damaligen zur Übersinnlichkeit und Skepsis, zur Realistik und Phantastik neigenden Verfassung. Deshalb fallen auch die Einbildungen des ›Don Quichote‹ und die Übertreibungen Rabelais' bei ihm auf fruchtbaren Boden, und Voltaires ›Candide‹ gibt ihm damals schon die Anregung zu Illustrationen, die allerdings erst mehrere Jahre später Gestalt annehmen. Ein Buch wie Goethes ›Wahlverwandtschaften‹ liest er dreimal hintereinander, die Ottilienstellen sogar sechsmal, und Hebbels ›Tagebücher‹ versieht er mit kritischen Randglossen und Selbstbespiegelungen. Auch Lily liest viel und

Digitized by Google

schickt Bücher nach Bern, Bücher, die sie gut findet und solche, die Klee verlangt. Einmal bittet er sie um einen Auszug aus Lessings ›Laokoon‹, auf den er später ablehnend Bezug nimmt (Schöpferische Konfession, Berlin 1920). Über Kunst liest er wenig, er erwähnt Jacob Burckhardt, Taine und mit Anerkennung die Monographien von Eßwein über Toulouse-Lautrec und Munch. Zolas Cézanne-Roman ›L'Oeuvre‹ ist ihm unheimlich; zum ersten Mal taucht in ihm der Wunsch auf, nach Paris zu fahren.

Und er musiziert, spielt im Berner Orchester und reist mit ihm, vertritt sogar einmal den Konzertmeister Jahn, seinen Lehrer, besucht Konzerte und fährt nach Zürich, um Richard Strauß zu hören. Die Briefe sind voll von eingehenden und sicheren musikalischen Analysen und Kritiken. Da er ein-, zweimal im Jahre zu Lily nach München reist und mit ihr Konzerte und Opern besucht, bleiben seine Maßstäbe anspruchsvoll, denn hier regiert seit 1903 Felix Mottl.

Natürlich benützt er jede Münchner Reise auch dazu, Kunst zu sehen. Im Oktober 1904 sieht er sich im Kupferstichkabinett die Graphiker an, die in der Richtung seines damaligen Skeptizismus liegen. Beardsley, auf den er oft angesprochen wird, lehnt er ab, das Hintergründige William Blakes liegt ihm sehr viel mehr, und über allem steht ihm Goya mit den ›Proverbios‹, den ›Caprichios‹ und den ›Desastres de la guerra‹. Hier fühlt Klee so etwas wie ein unerreichbares Vorbild. Aber wie wenig einseitig er ist, wie bemüht, Erkenntnisse zu sammeln, beweist eine Begegnung mit Corots Bildern auf einem Ausflug mit Lily nach Genf (August 1904); er findet, sie gehörten zum Schönsten in der neuen Malerei.

Größere Reisen hat Klee bis zu seiner Übersiedlung nach München im Jahre 1906 nicht unternommen, außer einem Ausflug mit seinen Freunden Hans Bloesch und Louis Moilliet nach Paris vom 31. Mai bis 13. Juni 1905. Die Whistler-Gesamtausstellung notiert er nur, Renoir findet er ›nah dem

Digitized by Google

Kitsch und doch so bedeutend‹, von den jüngeren Zeitgenossen sieht er nichts. Im Louvre ist es wieder Leonardo, der ihn am stärksten beeindruckt, dieser ›Bahnbrecher in der Behandlung der Tonalitäten‹, nächst ihm der späte Rembrandt und Goya. Abends Theater, Glucks ›Armida‹ in der Großen Oper und ›Barbier‹ im Théâtre Sarah Bernhard, nachts ›Bal de nuit‹ in den Hallen und ›Chez Bullier‹. Man ist überrascht, daß Klee in Paris nichts von Matisse und Derain hört und sieht, daß er keinem Cézanne begegnet. Vielleicht hat er gar nicht darnach gesucht; wie in Rom fesselt ihn das Leben, die Vergangenheit, die noch Gegenwart ist, das Fluidum der Stadt, das er auf der Straße deutlicher spürt als in den Ausstellungen. Er weiß, was er will: bei sich anfangen; kein Zeitgenosse kann ihm zum Schicksal werden.

Im April 1906 ist Klee kurz in Berlin, um Lily zu treffen und um mit dem Kritiker Heilbut über eine Ausstellung seiner Arbeiten zu sprechen. Es wird nichts daraus, die Kunsthändler lehnen ab, aber er hat wenigstens einen Verkauf. Er sieht Tschudis ›Jahrhundertausstellung‹ und das Kaiser-Friedrich-Museum, auf der Rückfahrt in Karlsruhe die Bilder von Hans Thoma, mit denen er gar nichts anfangen kann, und den einen Grünewald, in dem er so etwas wie Verwandtschaft spürt.

Max Mell · Zwei Gedichte

Sommerlicher Festtag

Dir nicht ists eine Betrübnis,
Teure! und du bist ihm nicht gram,
Dem verklingenden, eiligen Regen,
Weil er dir den lieben Tag,
Deines Namens Feier,
Die du wolkenlos wünschtest,
Überfiel!

Digitized by Google

Keiner Finsternis Bote
War er, und du stimmst ein:
Schöner wars, daß dir der Tag
Aufrauschte vom Saitenspiel,
Das dir vorm Fenster
Tausend silberne
Fingerlein anhoben;
Daß er auffunkelte
Wieder und wieder von Geistern,
Die wie auf feurigen Rößlein
Ungestüm jagten zur Schwemme;
Daß du heute den Scheitel
Leise solltest neigen,
Da die verhüllte Stimme
Anhob, gewaltige Räume
Dir zu nennen dort droben.
Ach, wer verwiese aus sich
Den schaudernden Willen,
Daß ihms auch gelte,
Dies Rufen, und er es nehmen
Dürfe furchtbar und dennoch heimatlich.

Daß dir dies den Sinn bewegte,
Sieh, das feire ich nun.
Denn was ist zu feiern,
Wenn nicht der Schauder?
Das Geschöpf, das sich stehn weiß
Vor dem Schöpfer,
Trägt die Schönheit der Welt.
O so wandle dahin!
Denn im Reihen der Wesen
Sich fühlen ist alles.
Und nimms nur immer so,
Als suche dich heimlich

Digitized by Google

Von dem Lebendigen rings,
Da es wieder ersteht,
Ein verschämtes Zeichen.
Vor deinen Fuß haben
Reinlich glitzernden Sand
Hurtig verhuschende Bächlein
Gefällig gelagert.
Überm Haupt dir beginnt
Zarte Ordnung der Himmel,
Weiße Wolke schichtet
Kühn ihre Türme ins Blau.
Künftige Süße holten
Früchte an den Spalieren
Dir aus Wind und Regen,
Und die Rose am Strauch,
Da du ihr hebst den Kopf,
Weint dir lind in die Hand.

Heimkehr im Herbst

So find ich meinen kleinen Garten wieder:
Gebeugt, geknickt hängts drinnen nieder;
Fröhlicher Wirrwarr von zerzausten Blumen,
Umhergefegten Blättern, alles sagt:
Ein übermütig Fest hat hier getagt;
Des Kelterns wohlgewohnte nackte Sohlen,
Toll tobten sie in dem Revier!
Und alles sagt zugleich: Nein, es war niemand hier,
Und nur der Sommer hat sich fortgestohlen.

Niemand war hier. Lautlos an meinem Schuh
Platzt die Kastanie, wirft mir einen Tierblick zu,
Und nebenhin am bunten Grund
Das Blatt des Nußbaums ist ein Fund.

Digitized by Google

Die Form bewegt mich, ist ein Glück.
Schön sein Gelenk und schlank sein Stiel!
Was hält mich aber, daß ich mich nicht bück?
Es liegt, daß es vergeh. Und alles ist ein Ziel.

Ein Ziel. Der wirre Glanz lischt aus,
Tret ich nun wieder in das Haus.
Mit kühlen Fliesen grüßt der Flur.
Von abgeklungenen Tagen eine Spur,
Anmutig-fremd, hier hielt sie sich verborgen!
Gut ist das Haus, und schon umschließt es fester.
Wie fühlt dies, wer des Sommers Traum erfuhr,
Den tiefen, glücklichen! — Und jeden Morgen
Legt einen goldnen Apfel mir die Schwester
Auf die Kommode vor die Uhr.

Eberhard Meckel . Winter im Osten

AUS EINER ERZÄHLUNG

». . Dann kam der Panzerangriff. Das heißt, die Russen hatten eigentlich gar nichts mehr anzugreifen, sie hatten nur noch zu erledigen, und das besorgten sie mit jener Gründlichkeit, die ihnen von uns in ›erfolgreicheren‹ Tagen gelegentlich vorgemacht worden war. In der Nacht vorher war wieder Schnee gefallen, und Schnee im Osten, nun ja, du weißt das ja *(ich nickte: Die weiße, weite Öde bei Newel . .)*, ist etwas ganz anderes als Schnee sonst. In diesem Land ist überhaupt alles ganz anders, auch wenn es so aussieht oder sich anläßt wie bei uns, und nicht einmal der Schnee wärmt oder hält die Kälte ab, wenn er sich als Last auf die Zeltbahn überm Ein- oder Zweimannloch legt. Fast jeden Morgen brauchte man den einen und andern nicht mehr zu wecken . .«
Erneutes Nicken von mir. Und: »Wem sagst du das, Roh-

Digitized by Google

rer!« Dazu das rasch und immer wieder sich einstellende Bild der ersten, eigenen Erfahrung: Im ersten Rußlandwinter, dämmrige, nebeltrübe Frühe, ich als Melder suchend unterwegs, weil die Verbindung von hinten nach vorn über Nacht abgerissen war, bis ich schließlich auf einen ganzen, schweigsamen, zugewehten Infanteriezug stieß, sinnlos abends vorgeschickt, und nun einer wie der andere von den Kameraden tot, erfroren, hingekrallt an eine winzige Bodenwelle, die aber auch keinen Schutz geboten hatte gegen den über die unermeßliche Ebene geführten gnadenlosen Eisprankenhieb des Ostwinds.

Doch Rohrer unterbrach dies Erinnern. »Ich war damals immer mit dem Kollegen von der anderen Fakultät, dem evangelischen Divisionspfarrer, Burger hieß er, zusammen, einem etwas älteren Manne als ich, verheiratet, mit mehreren Kindern, den es auch nicht hinten gehalten hatte, wenns vorne Trost oder sonstwas zu spenden galt. Aber er tats aus einem anderen Grund als ich. Wir teilten alles, bis auf das, was für mich nicht mehr zu teilen war; ich denke, er ahnte nicht, wie es um mich, seinen confrater in confessione, stand. Er war ein ganz einfach gläubiger Mensch, und die Zweifel, die er sich schuf, um in der Sache selbst desto sicherer und gewisser zu sein, behauchten nur das Wort, das er dann sozusagen mit dem Gebet um so blanker rieb. Wir mieden das theologische Gespräch, ich schon sowieso, aus begreiflichem Grund, und er, weil es ihm angesichts, ja wahrhaftig, angesichts der Dinge um uns her offenbar ebenfalls sinnlos erschien. Das Salbungsvolle, leicht Ölige, das nämliche, das in Verbindung mit der unveränderlichen römischen Liturgie immer noch hält und trägt, weils gewissermaßen dazugehört *(Na na! Mir geht das ja ein. Aber, Rohrer, du, auch wenn du nur noch das Gewand des Priesters anhast und sonst keiner mehr bist . .)*, da es sich aus dem uralten Bestand der Sprache nährt – weißt du, das ist mir bei einem protestantischen Geistlichen fast noch un-

Digitized by Google

erträglicher, weil es die geheimnisvollen Bezüge nicht hat, sondern leichter noch in Berufsgeschwätz ausartet. Verstehe bitte, was ich damit sagen will *(ein Blick zu mir her. O ja, ich verstehe):* Dieser Mann da hatte gar nichts davon; ich bin überzeugt, er besaß es einmal, aber jetzt war es von ihm abgefallen, war ihm durch die entsetzliche Wirklichkeit abgewöhnt, sein Wesen war wunderbar schlicht geläutert und zu dem gebracht, was jetzt, hier notwendig und gebraucht war. Oh, ich bewunderte ihn; er war immer, immer ganz da.«

Immer wieder Rohrers Mund, den ich ansehen mußte: ein gerader, dünner Strich. Und die Augen, einmal nah, herzlich, jetzt wieder fern, unbewegt, mit seltenem Nieder und Auf der Lider: »Du kennst das Geräusch anfahrender Panzer. Ich brauche dir nichts zu erzählen. Aber es ist doch eine der übelsten Sachen, wenn man, gedämpft von der schneeigen Unterlage, welche die bodenpressende, dumpfe Wucht der schweren Fahrzeuge mildert und sogar etwas abfängt, das reine Rasseln vernimmt. Töne, die man bei Dante liest und bei Hieronymus Bosch sieht, die hört man da, und um so deutlicher, wenn man völlig machtlos dagegen ist. Die Russen wußten natürlich auch längst, daß für die Siebenkommafünf-Pak keine Munition mehr da war, und die kleinen Fünfzentimeterdinger, die man vielleicht versucht hätte, den T-Vierunddreißigern entgegenzuspucken – danach schüttelt sich so ein Riese noch nicht einmal! Doch man versuchte es gleich gar nicht, denn wo hätte mans versuchen sollen? Nach welcher Seite und Richtung? Von überall her, von rundum das Gerassel, acht Uhr morgens, keine Wärme mehr, nichts mehr zu essen, die Waffen eingefroren, und wenn nicht eingefroren, dann die Finger erfroren, die Waffen zu bedienen. Da wars ein leichtes Spiel mit uns, sehr leicht –«

»Hör auf, Rohrer! Ich kanns mir denken!«

»Gewiß, du kannst dirs denken. Siehst du, und genau so war es auch. Ganz genau. Haargenau. So genau, daß sich im Ne-

Digitized by Google

bel, im Dämmer, jeder einzelne Schrei unterscheiden ließ. Und immer wieder, ich weiß nicht, wie er das fertig brachte, sprang mein Kamerad, mein Mitbruder in Christo *(entsetzlich, war das eine Art lautlosen Lachens um Rohrers Mundpartie, oder was wars? Jetzt wieder vorbei)*, sprang aus dem Loch, sprang hin, wenns nah war, kniete kurz nieder und gab sein Zeichen über etwas, das bereits auf andere Weise gezeichnet war, sehr irdisch gezeichnet allerdings, zu irdisch, möchte ich sagen. Und ich, mein Lieber *(zum ersten Mal: Mein Lieber!)*, ich, ich sprang nicht, keineswegs, ich blieb in meinem Loch, denn es war ein gutes Deckungsloch, soweit unter solchen Umständen von gut zu reden war; wir beide hatten es uns ausgehoben und es uns, seit die Einschließung endgültig war, darin bequem gemacht, so bequem es ging: wir konnten zeitweilig sogar beide beinahe liegen .. Aber nun besaß ich dieses Loch sozusagen für mich, der ich nicht sprang, sondern vorsichtig auslugte, wie der andere es tat, völlig sinnlos, ohne Deckung, ohne alles. Was sage ich: sinnlos? Für ihn nicht, für ihn durchaus nicht, so wie er, wie man zu sagen pflegt, gebaut war .. Und er war gut gebaut dafür, weißt du, so richtig von innen heraus, verstehe *(wieder dies Gesicht von vorhin)* — und dann, als es nichts mehr zu springen und niederzuknieen und Zeichen zu machen gab, hatten ihn ein paar der Panzer regelrecht umstellt, und einer fuhr gegen ihn vor, der aufrecht stand, das kleine Silberkreuz an der Kette, Signum seines Amtes, seiner Würde, seines Dienstes, auf die Brust gepreßt mit beiden Händen. Aber *(kurze Pause, Schweigen, wieder der gleiche Erzählton, ungerührt)* Gott half nicht, es half überhaupt keiner, und so fuhr ihn der Panzer um, wie man eben etwas Beliebiges umfährt, warum nicht?, ja, der Panzer setzte sogar nochmals zurück, wendete auf dem, was schon nichts Menschliches mehr hatte, eigentlich nur noch Schnee und Dreck und rote Farbe und ein wenig Feldgrau dazwischen, und es war ein höchst wollüsti-

Digitized by Google

ges Fahren und Drehen und Wenden in einem seltsamen Einverständnis von Maschine und Erde, auszuwalzen, was dazwischen ist. Ich habe das nie wieder so kraß, so unmittelbar wahrgenommen, ich, in meinem Loch, vielleicht schätzungsweise fünfzig Meter davon entfernt *(man täuscht sich immer)*, eiskalt und schaudernd, denn ich sah ja sozusagen zu, wie man es in Kürze auch mit mir machen würde . .«

Wieder eine Unterbrechung. Rohrer schaute nicht zu mir, ich nicht zu ihm hin. Draußen, vor den Fenstern, wurde gehackt, ein friedlicher, gärtnerischer Laut. Das Gebirge, vor den größeren, einfacheren Linien der Ferne ein näherer Streifen Walds, erst föhnig verblauend, wandelte sich allmählich ins Silberlicht des Mittags. Das hohe Pfarrzimmer, so fremd erst, gewann es nun doch vertraute Züge? Panzer, Blut, das Schreien, das Schreien, nie zu vergessen — und jetzt, eigentlich mechanisch einen Schluck aus dem Glas vor mir nehmend, schmeckte mir der Wein, zog mich mit der leicht herben, heimatlichen Süße, die er hatte, duftig an. Meine Frage, die Frage dessen, der hier sicher saß, auch herausgelangt, irgendwie, weiß ich, wenn ein Schräubchen nicht gepaßt hätte, aber es hat eben gepaßt, und nun bin ich da, ich bin da, ich bin da: »Und wie kamst du aus der ganzen Geschichte heraus, Martin.« Martin — das hatte sich mir so auf die Zunge gelegt, obwohl Rohrer immer ›der Rohrer‹ für mich gewesen war, ein Wesen ohne Vornamen. Wars die insgeheime Antwort auf ›mein Lieber‹? Ach nein, das hatte wohl nichts damit zu tun.

»Und wie kamst du aus der ganzen Geschichte heraus?« — Rohrer wiederholte nachdenklich als Gegenfrage und im gleichen Wortlaut, was ich eben gesagt hatte. Und erneut schoß mir es auf, dieses ›ich bin da, ich bin da‹, und trotzdem kam mir gelassener heraus, als ich es meinte, so sehr obenhin eigentlich, achselzuckend: »Glück, Zufall, wie man eben so Glück hatte, Schwein, richtiges, regelrechtes Schwein. Mei-

Digitized by Google

netwegen auch Zufall.« Ich langte mir nochmals das Glas, tat einen tiefen Zug, bis zum Rest. Rohrer goß gleich nach. Dieses gluckernde Geräusch, auch ein Teil vom Leben selbst, wahrhaftig.

»Glück, Zufall. Schwein, regelrechtes Schwein. Zufall.« Rohrer, im raschen Herüberblick zu mir: »Meine Antwort, mein Lieber *(nun schon zum zweiten Mal!)*, meine Antwort. Denn als nach einer Weile die inzwischen aus den Panzern ausgestiegenen Russen nachzuschauen begannen, ob in den Schützenlöchern vielleicht doch noch etwas lebte und nicht ganz tot war und es möglicherweise irgend etwas zu holen gab, was sie brauchen konnten, entdeckten sie mich und zogen mich heraus ins Freie. *(›Ins Freie‹ ist gut! Schöne Freiheit plötzlich . .)* Erst mochten sie mich für einen höheren oder gar hohen Offizier halten, angetan mit einem besonderen, ihnen nicht bekannten Orden, so eine Art besseres Ritterkreuz, für das sie zunächst das priesterliche Kreuz ansahen, das mir einer von ihnen an der unter den Kragen gelegten Kette aus der linken Brusttasche hervorholte. *(Allerdings eine Art ›besseres Ritterkreuz‹, verdammt noch mal, was für ein Ausdruck.)* Ich dünkte ihnen ein guter Fang, wie sie mich da umstanden, nicht roh, ohne Hohn, ohne Neugier, ganz sachlich, ein Objekt ihrer Blicke, die nichts preisgaben, was für ein Denken sich dahinter verbarg, ein Objekt ihrer Unterhaltung, von der ich, bis auf ein paar jedem geläufigen Brocken, so gut wie nichts begriff. Schließlich trat einer von ihnen, wohl der Kommandant der Panzergruppe, auf mich zu und fragte auf Deutsch *(. . das konnten sie alle! Hätten wir einmal so Russisch gelernt, das wäre besser für uns alle gewesen):* »Du Pope?« Ich nickte, nun ja, ich wars ja irgendwie auch, worauf er mich auf sein Fahrzeug zu klettern anwies, selbst ins Innere stieg und irgendeinen Befehl zu den Fahrern hineinsprach; die anderen blieben an der Stätte des Erfolgs und des Todes zurück, doch er fuhr mit mir weg, ich

Digitized by Google

weiß nichts mehr von der Fahrt, ich weiß auch nicht mehr, wie lange sie dauerte – auf jeden Fall, hinter einer Mulde gab es einen plötzlichen Halt, ich mußte abspringen, und der Russe zeigte auf einige, aus dem flachen Gelände schwach sich abhebende Hügelchen, kleine, verschneite Zelte, aus unseren Zeltbahnen zusammengefügt, wie ich beim Näherstapfen durch das tiefe, pulvrige Weiß erkannte *(weite, weiße, weiße Öde, irgendwo im Osten)*. Und dann, als ich, gefolgt von dem Offizier, nahe kam dorthin, wohin ich gewiesen war, und die angewehte Schneelast abschüttelnd den ersten Zelteingang freilegte, erkannte und roch ich das Grauenhafteste, das ich bis dahin je mit meinen Sinnen hatte aufnehmen müssen, ein Inferno von Gestank, Wunden, abgefrorenen Gliedern, Blut, Unrat, und mitten darin regte es sich noch unbestimmt, gurgelte hervor, röchelte da und dort zwischen letztem Schweigen – und so Zelt um Zelt, wohl zwanzig an der Zahl, angefüllt, gepfercht mit totem, verhungertem, verhungerndem, sterbendem menschlichen Inhalt, Verwundete, Kranke, die bei den Rückzugskämpfen oder, wie sich das ja im Wehrmachtsbericht besser anhörte, den ›planmäßigen Absetzbewegungen‹ oder ›Frontbegradigungen‹ *(wie hat man uns belogen. Wer ›man‹?)* zurückgelassen worden waren, weil sie ja nur die Flucht aufhielten, und die von den Russen als hoffnungslose Fälle, die man am besten sich selbst überließ *(als hätten wir es oft anders gemacht..)*, hier zusammengebracht worden waren. *(Der eine Zug auf dem Nebengleis in Osipowitschi, lauter offene Loren, Gefangenenfracht, die erfrieren mußte, und damit war man sie billig los. Selbst gesehen, Martin, selbst gesehen! Und Paule, der Berliner, stieß mich beim Vorüberfahren noch an und sagte: › Wenn det mal zurückschlächt, Mensch ..‹ Es schlug zurück ..)* Ich erkannte manches Gesicht wieder; diese Gestalten, mit und ohne Litzen – wenn die Mütter wüßten, unter welchen Umständen ihre Söhne zuweilen endeten, vielleicht hätte das überhol-

Digitized by Google

teste Schlagwort, daß es süß und ehrenvoll sei, für das Vaterland zu sterben, doch endlich einmal abgewirtschaftet. Was meinst du?«

»Laß sein, Martin. Du wirsts nicht ändern.«

»Nein, ich werde es gewiß nicht ändern, gerade solange ich und, vielleicht auch du *(kurzer Blick zu mir)* spüren, daß derjenige, zu dem die meisten Menschen rufen, es gar nicht ändern will, es gar nicht ändern kann, weils ihn ja gar nicht gibt. Und wenn, dann hätte er auf dieser heiteren Welt bald nichts mehr zu tun, falls er wirklich ändern wollte, und das wäre doch schlimm, zumal für diejenigen, die ihn sozusagen offiziell vertreten, also auch für mich, den Pfarrer, den bezahlten, bepfründeten Priester . .«

Rohrers Mund wurde noch mehr ein Strich. War das überhaupt noch ein Mund? Wars nicht eine Kerbe, vom Leben geschlagen? »Du lästerst, Martin! Ich mag das nicht, auch wenn ich dir zunächst recht gebe, obwohl die Dinge so nicht stimmen. In diesem Gewand, das du anhast: Das ist unwürdig!«

Doch da kams mit einer schneidenden Schärfe zurück, die ich nie hinter der Ruhe, der Scheinruhe freilich nur, des Gesprächs vermutet hätte: »Unwürdig? Unwürdig ist etwas anderes! Davon versteh ich mehr! *(Kurzes Atemholen, ein kurzer Griff von Rohrer zum Glas, ohne zu trinken.)* — Da! Pope! Beten! — Das sagte, nachdem ich in alle Zelte geschaut hatte, und überall das gleiche Bild, der mich begleitende Russe, und dieser Befehl war wohl derjenige, den ich am wenigsten erwartet und der mich, sonst auf alles gefaßt, am meisten traf, ausgerechnet mich. Aber es half nichts, fast drohend wiederholte sich die Aufforderung ›Beten!‹, und so beugte ich mich denn nieder, überall, in jedem Zelt, sprach noch mit manchen, die da lagen, einige, die es noch vermochten, wandten sich auch stumm ab, ach, welche Anklage, meine Brüder im Nichts!, wie war ich euch besonders nah, ihr müßt es doch gefühlt haben!, und andere, wie versuchten sie noch

Digitized by Google

Franz Marc · Drei Pferde (Bleistiftzeichnung)

Digitized by Google

Digitized by Google

mit kaum vernehmbarer Stimme nachzumurmeln, denen ich das Absolvo te gab und auf die verlauste, vereiterte, blutige Stirn strich. Und merkwürdigerweise, ich hatte plötzlich alle gekonnten Gebete, die lateinischen und die deutschen, vergessen, ich war wie vor den Kopf gehauen, kein Wunder vielleicht und begreiflich; aber ich hörte immer wieder, gleichsam im Traum und ganz, ganz von fern, meinen eigenen Mund hinflüstern den einen Satz aus dem Miserere bei Begräbnissen ›Domine, labia mea aperies et os meum annuntiabit laudem tuam‹ – Herr, öffne meine Lippen, und mein Mund wird verkünden Dein Lob .. Und das in meiner Situation, mein Lieber, nicht zu fassen! Doch denen, die es noch angehen konnte, war es mehr als Hostie und Ölung, es war der letzte Wink des Lebens vor etwas, das – ich hatte es ja erfahren – kam, indem es nicht kam .. *(Rohrer trank jetzt einen Schluck.)*

Und dann, nachdem ich auf diese Weise überall gewesen war, später jeden Zelteingang auf Geheiß des Russen wieder sorgfältig verschlossen hatte, erwartete ich eigentlich nun auch für mich das Letzte. Aber nichts dergleichen. Der Kommandant, der die ganze Zeit aufmerksam und vollkommen schweigsam bei dem, was er mir zu tun aufgetragen hatte, dabeigestanden war, ging alsdann wieder mit mir zurück, nötigte mich auf den Panzer und fuhr genau so um, wie hergekommen, doch schließlich noch ein gutes Stück über die Stätte des letzten Vernichtungskampfes hinaus, die in verlassener, zerfledderter Öde lag, da und dort ein Toter, verkrampftes Gebein, umhergestreute, aufgerissene Habseligkeiten, Waffen, alles von T-34-Spuren kreuz und quer durchpflügt, und, im raschen Vorbeirasseln gesehen, gleichsam eingeschmolzen in die zerwühlte Weiße, ein Rubin des Grauens da, was einmal ein Mensch, ein Gefäß des christlichen Worts und der Verkündigung von Liebe gewesen war, besser als ich und eher dort am Platz, wo ich vorhin hatte

Digitized by Google

knien müssen. Ja, und zum Schluß, beim endlichen Halt vor einem kleinen Wald, an dem auch die anderen russischen Panzer verhielten, bis zu diesem Punkt wohl vorgezogen und auf ihren Kommandeur wartend, das gänzlich Unbegreifliche, aber wann macht ein Russe schon das uns Begreifliche: der Offizier, ich wüßte nicht mehr, wie er aussah, sie sehen alle gleich aus, hieß mich mit einer schroffen Handbewegung absteigen, wies kurz mit dem Arm in eine Richtung: ›Da – geh – heim – du!‹ *(Rohrer sah so aus, als schaffte etwas mit Überdruck in ihm, doch er hatte sich so in der Gewalt, daß eigentlich nur eine Art leises Ausatemventil zu hören war, alles andere preßte er wieder mit Kraft in sich hinein.)* Und so ging ich denn, gewärtig der nachgesandten Kugel. Aber nichts. Nichts. Der Panzer, ich schielte nicht zur Seite, aber ich nahms doch wahr, schwenkte um und rasselte zu den anderen ab, und ich ging und ging, bis ich im menschenleeren Gelände auf irgendeine Nachhut von uns stieß und gerettet war – alles ganz unbegreiflich, ganz unbegreiflich. Hast du mir, Jahre danach, eine Erklärung dafür? Ich habe keine, weder damals noch heute. Heute noch weniger als damals..«

»Eine Erklärung? Nun, daß du offenbar . .«

».. aufgespart – das wolltest du doch wohl sagen, nicht wahr?« fuhr mir Rohrer dazwischen, ehe ich meinen Satz noch zu vollenden vermochte. »Aufgespart! Ha, nicht so billig, mein Freund, Schulkamerad von vor fünfundzwanzig, dreißig Jahren! Aufgespart! Das ist die dürftigste Auslegung von etwas, das sich eben nicht auslegen läßt. Aufgespart, weiter bis zum heutigen Tag, bis zum Jüngsten Tag, bis zu dieser Stunde, damit ich hier als Pfarrer, der ich nur noch nach außen hin bin, die Ordnung in meiner Gemeinde erhalte? Damit überhaupt die Ordnung, wenn auch mit der Lüge, aufrecht erhalten werde? *(Rohrer setzte sich breit zurecht.)* Reden wir nicht davon. Verzeih! Aber – du trinkst ja gar nicht! Komm, hier, dein Glas . .«

Digitized by Google

Noch einmal . . .

Wie war das einmal Trank und Speise
und noch von keiner Gier verkürzt:
das Wandeln einer weiten Reise,
die nicht auf rasche Ziele stürzt.

Das Feuer vor den leichten Zelten,
die Schnellen in dem Ruhn der Nacht,
und hoch ein Kreis von fernen Welten,
die keine Sehnsucht feindlich macht . . .

Der Früchte Rund auf fremden Fluren,
der Mühlen Gang im Trieb der Flut,
der stumme Takt der Sonnenuhren,
das Licht, in dem die Traube ruht.

Wie war dies einmal Durst und Nahrung;
und keine Stätte *nahm* von dir . . .
Noch einmal schritt der Gott zur Paarung
und kam als Wolke, Schwan und Stier.

Noch einmal trat aus Born und Quelle
die Nymphe mit betautem Haupt,
und Artemis in kurzem Felle
stand hell, von sanftem Grün umlaubt.

Der Gipfel Traum, die klaren Buchten,
die Städte – weiß auf braunem Grund,
des Meeres ungehemmte Fluchten,
der Inseln frei gefügter Bund . . .

Digitized by Google

Wie war das alles Lustgebärde!
Und tiefer doch als je gewußt
trank das verspielte Kind der Erde
sich Seele an aus dieser Brust.

Wer hält dich . . .

Wer hält dich in den Armen?
Und wen hältst du? –
Das Hier hat sein Erbarmen.
Ein Wind trägt es dir zu.

Ein Wind hat es genommen.
Hier – ist ein flüchtiger Ort.
Das Feuer, kaum entglommen,
verflüstert, wie ein Wort.

Ein Wort . . . Laß es dem Winde.
Vielleicht kennt der ein Dort.
So gib dich hin. Und schwinde.
Und – dauere fort . . .

Der alte Garten (Muzot)

Folge mir in den Garten . . .
Er grünt um das alte Haus;
das sieht aus Fenstern und Scharten
in das Tal der Rhône hinaus.

Efeu hält seine Flanken.
Klematis und wilder Wein
tasten in zögernden Ranken
über verwitterten Stein.

Digitized by Google

Eidechse funkelt am Felsen;
kehlenauf schlägt ihr das Herz.
Malven mit hohen Hälsen
recken sich sonnenwärts.

Dort unter schattendem Laube
fächelt ein freundlicher West,
rührt an der hängenden Traube,
rüttelt am Birnengeäst.

Wie die pastell-blauen Bälle
der Kugeldisteln im Wind
schwanken, als ob sie von schnellen
Händen geworfen sind!

Höre, wie der Mäander
des Bachs durch die Wiesen schlurft,
bis er, gestaut, auseinander-
schäumend die Weide kurvt . . .

Lausche am Tore dem leisen
Strahl aus dem Brunnenrohr,
wie er in zitternden Kreisen
rasch sich ins Schweigen verlor.

Schon hat der Oleander
die schwankenden Sinne versöhnt
und der Wasser Gewander
mit stillem Duft übertönt.

Hörtest du Schritte nicht eben?
Laß zu den Rosen uns gehn,
hügelan nun durch die Reben
das Kommen der Nacht zu sehn . . .

Digitized by Google

Dort auf die schmale Terrasse,
die Garten und Weinberg grenzt,
stützt sie das Kinn in die blassen
Hände. Ihr Auge glänzt.

Sie trinkt aus den Rosenbüschen,
bis sich um Strauch und Baum
Duft und Dunkel vermischen,
und sinkt in Traum . . .

Jacob Burckhardt . Briefe aus Paris

Als der junge Basler diese Briefe schreibt, ist er fünfundzwanzig Jahre alt.

AN GOTTFRIED KINKEL

Paris 16 Juny 1843.

Vieltausendmalgeliebter Urmau!
Ich bin den 8ten hujus hier angelangt und habe mir Paris 8 Tage lang schmecken lassen; jeden Morgen im Louvre und in den Kirchen; jeden Abend auf den Boulevards und im Theater. Damit du aber siehest, wie zuverlässig ich bin, so wisse, daß ich den 1ten hujus von Rotterdam aus eine Recension deiner Gedichte an die Köllner Zeitung schickte, welche angekommen sein muß, da ich sie frankierte; aber die Schlingel haben sie noch nicht abgedruckt . . .
Sobald ich Briefe von Euch habe, schreibe ich Euch wieder, und dann mehr. Gestern bin ich zum ersten Mal auf der bibliothèque royale gewesen; mit dem was dort ist, kann ich schon fertig werden; für meinen Zweck brauche ich dort etwa 130—140 Stunden Arbeit, also 2 Monate. Am 15ten August wird die bibliothèque geschlossen, dann arbeite ich in den Bibliotheken vom Arsenal und von Ste. Geneviève bis gegen den Oktober hin. —

Digitized by Google

Ich habe Hugo's Burggrafen gesehn. Die Intentionen sind hie und da höchst grandios, aber am Ende überwiegt doch der Unsinn. Beauvallet in seinen guten Momenten erinnerte an das, was ich von Ludwig Devrient habe erzählen hören. Der Alexandriner ist aber ein unleidlicher Vers, selbst auf dem Théâtre français. — Im Odéon hörte ich ein kleines Ding von Molière, welches köstlich war; darauf begann Racine's Andromaque, wo ich denn freilich nach dem ersten Akte auf und davon lief. Den Racine halt' ich nicht mehr aus. — Was sagst du zu der Idee eines kleinen Stückes: la fille de Figaro, welches im Théâtre du palais royal gegeben wird — es ist ein weiblicher Figaro, d. h. eine Gelegenheitsmacherinn und Allerweltsmädchen, die zwei Liebende durch alle möglichen Intriguen protegiert. Ist der Gedanke nicht glücklich? — Der Figaro des Beaumarchais ist doch am Ende ein Halunke und was er thut, thut er um des Geldes willen, während diese fille de Figaro (die weiter mit Figaro nichts zu thun hat) aus Gutherzigkeit das Ihre thut. — Es ist übrigens merkwürdig mit dem französischen Theater; selten trifft man ein großes Talent, aber ein mittelmäßiger französischer Schauspieler ist immer *mittelgut*, ein mittelmäßiger deutscher Schauspieler aber in der Regel *mittelschlecht*. Daher ist auch in den kleinen Winkeltheatern von Paris *immer ein Ensemble* und der Dichter kann seine Freude daran haben. Freilich kann sich's kein Mensch verhehlen, daß das französische Drama, besonders das Trauerspiel, auf gottlosen Abwegen ist...

Nun Addio, herzlieber Urmau. Ich sehne mich bitterlich nach Euch und gehe alle 2 Tage auf die Post, um nach Briefen poste restante zu fragen, obschon ich zum Voraus weiß, daß ich nichts vorfinde. Addio, dich küßt dein getreuer

Eminus.

Digitized by Google

Geliebter Balder! Paris 19 Juny 1843.

Endlich bin ich hier (seit dem achten Junius) und wohne Rue Marsollier N° 13. Seid mir tausendmal gegrüßt.

Soll ich dir's gestehen oder nicht, daß man in Paris Heimweh nach Berlin haben kann? d. h. nach Berlin selbst nicht, aber nach dem was darinnen ist, d. h. nach Euch. Du machst dir gar keine Idee davon, wie einsam man hier leben kann mitten unter dem Mordlärm und ewigen Spektakel. Aber wart nur, ich will schon Bekanntschaften machen! — Freilich, einen Berliner Winter 1842/3 erlebe ich auch nicht wieder, das weiß ich schon. — Gestern war es in Paris furchtbar heiß und schwül; die Straßen wogten voll Menschen, weil es Sonntag war; da machte ich mich hinaus nach S. Denis, um eine historisch-elegische Erquickung von erster Sorte zu nehmen. Es war 3 Uhr, als ich in die schöne, kühle alte Abteikirche trat, an die sich alle Erinnerungen des ehemaligen Frankreichs knüpfen. Eine Menge Menschen drängten sich nach der Königsgruft, während die Orgel sich in donnernden Akkorden erging. Die Särge sind jetzt freilich leer, aber die Knochen liegen allesammt in der großen Gruft in der Mitte, welche Napoleon für sich selbst hatte zurichten lassen. Da wird man nun binnen einer Viertelstunde durchgejagt, von Chlodwig und Carl Martell bis zu Ludwig XVI und den Überresten Marie-Antoinettens. An einer Wand sieht man die barbarische Mosaikgestalt Fredegundens, von ihrem Grabe. Und wenn man dann wieder in die Kirche hinaufsteigt, so glänzen einem Napoleon und Louis-Philippe in großen Glasgemälden entgegen. Kurz, es ist zum toll werden. Über dem Hochaltar schwebt noch die alte Oriflamme, welche Philipp-August in Palæstina mit sich führte. — Das weiß ich jetzt; wenn ich mich einmal erholen will, so fahre ich eines Morgens nach S. Denis, spendiere ein paar Franken dran und lasse mich in die Königsgruft einschließen. —

Digitized by Google

Was Paris selbst betrifft, so macht es lange nicht den historischen Eindruck, den man davon erwartet. Trotz aller Affenliebe der Pariser Kunst und der Pariser Société für das Mittelalter und die Renaissance, sucht doch ein Jeder ganz ängstlich das modernste was er hat, herauszukehren, und an den klassischen Hauptstellen der Stadt überschreien 100 mannshohe Affichen jede Erinnerung. Von der ersten Revolution hat man im Allgemeinen nur ganz mythische Begriffe; über der Stadt schwebt im Ganzen vielmehr eine bange Sorge für die Zukunft, als eine Erinnerung des Vergangenen, obwohl der speziellen Denkmäler eine Legion ist. Ich glaube, es kann nicht mehr sehr lange dauern bis zu einer neuen Explosion. Einstweilen lebt Alles in den Tag hinein, das ist der vorherrschende Eindruck. —

Ich würde jetzt noch nicht schreiben, wenn mir nicht so viel daran läge, daß ihr meine Adresse wisset. Dem Torstrick schreib ich erst, wenn ich etwas wahrhaft Neues weiß; ich glaube, wär' er hier, so würde ich Paris ganz anders genießen. So ohne allen Umgang, Tag für Tag bald dieß bald jenes mitzunehmen, verwirrt nur; ich habe mich schon mehr als einmal ganz dumm geloffen. Aber schön ist dieß Paris doch; wenn ich jene Aussicht vom Berliner Marienthurm auf trostlose Häuserreihen und trostlosere Haiden und Steppen mit der ganz majestätischen Aussicht vom Arc de l'Etoile vergleiche, so weiß ich, daß zu himmlischem Amusement nur Ihr und die Bonner mir fehlt...

Vor einigen Tagen verlangte ich beim Portier eine Flasche Wasser. Er sagte: Monsieur, Sie trinken zu viel von unserm Pariser Wasser, das giebt Fieber; — hier trinken Wir immer Wein darunter. — Ich lief voll Schrecken in die nächste Kneipe und schaffte mir einen Flaschenkeller an, bestehend in einer Flasche Mâcon, welche ich alle 2 Tage erneuere. Man kann hier vor lauter Vernunft ein Süffel werden, wie ich merke...

Digitized by Google

Aber sehr zart und gebrechlich ist jegliches Saitenspiel
Und tief verwundbar sind die empfindlichen Stimmen –
Weh, auf den Straßen der Zeit
Irren verstörte Gesänge,
Umnachtete Lieder fallen den Wanderer an,
Und zersprungene Glocken
Wehklagen wirres Gebet –
Es unholdet in den Wäldern der lieblichen Musen
Von den Gesichten des Grauns,
Und vom Gespenst der totenblassen Verzweiflung.

O gönnt doch, Freunde, gönnt dieser armen Welt
Doch wieder das Labsal eines lichten Gesanges,
Daß ihr die Finsternis tröstet und selbst mit geretteter [Stimme
Die Morgenröte erreicht,
Die zartverheißende, die gesegnete Stunde –
O tröstet die Finsternis zu ihr hin,
Sonst schrecken die Seelen
Ins Mitternächt'ge zurück,
Die Weisung der frommen Sterne
Wird unerkennbar,
Und am erzürnten Himmel erscheinen wieder
Die Fahnen der wilden Kometen.

Digitized by Google

BÜCHER

AUS DEM INSEL-VERLAG

Wie herrlich

wäre es um die Literatur bestellt,

wenn sie nicht der Mode unterworfen wäre

und wenn die wenigen Menschen,

für die sie bestimmt ist,

sich freundlichst um sie kümmerten!

STENDHAL

Digitized by Google

Der Preis bezieht sich, wo nichts anderes angegeben ist, auf den in Leinen gebundenen Band.

BERENSON, BERNARD: ENTWURF ZU EINEM SELBSTBILDNIS: Aus dem Englischen übertragen von Hanna Kiel. 208 Seiten. Mit 6 Bildtafeln. Etwa M 15.–.
Der betagte Gelehrte, als Kenner der klassischen Malerei weit über den Kreis der Fachleute hinaus berühmt, gibt in dieser philosophischen Studie eine Art literarisches Seitenstück zu den unerbittlichen Altersporträts der ihm so wohl vertrauten Meister. Die Bildbeigaben des zuvor in Amerika, England und Italien erschienenen Buches zeigen den Verfasser und seinen über Florenz gelegenen Wohnsitz.

BÜCHNER, GEORG: WERKE UND BRIEFE. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Sechste Auflage. 408 Seiten. Dünndruckausgabe im schmiegsamen Leinenband. M 9.–.
Der Insel-Büchner ist in der Forschung ein Begriff geworden: dem Text liegt der handschriftliche Nachlaß zugrunde, der vom Insel-Verlag erworben und später dem Goethe-Schiller-Archiv übereignet wurde. Die Briefe von und an Büchner und die hier vereinigten Lebenszeugnisse geben ein Bild des geistigen Deutschland zur Zeit des frühvollendeten genialen Dichters.

COMMON, JACK: GLÜCK IST TRUMPF. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Peter Dülberg. 300 Seiten. M 12.80.
Wie der Held seines Romans ist Jack Common als Sohn eines Lokomotivführers in Newcastle-on-Tyne im Jahre 1903 geboren. Indem er von einer Kindheit im Arbeiterviertel der englischen Industriestadt erzählt, ist er weit davon entfernt, sich selbst zu bemitleiden: er sieht durch alles Trübe des Alltags hindurch die Chance des Lebens, die man Glück nennt. Als das Buch in England erschien, schrieb New York Herald Tribune: Erinnert an die frühen Romane des jungen D. H. Lawrence – nur erzählt Common mit viel mehr Humor und Sachlichkeit.

GOETHE: GEDICHTE UND DRAMEN. Zwei Bände. XXXVI, 670 und 720 Seiten. M 12.–.
Die beiden Bände, dem ersten und zweiten Band des zur Zeit vergriffenen ›Volks-Goethe‹ entsprechend, bringen Erich Schmidts

Digitized by Google

klassischen Lebenslauf Goethes, eine umfassende Auswahl der Gedichte, Faust I und II vollständig und fünfzehn Dramen, von der ›Laune des Verliebten‹ bis ›Pandora‹. Der Anhang der Bände bietet ausführliche Einführungen und Erläuterungen.

KÄSTNER, ERHART: ÖLBERGE / WEINBERGE. Ein Griechenlandbuch. Mit Zeichnungen von Helmut Kaulbach. 272 Seiten. M 9.80.
Ehe das ›Zeltbuch von Tumilad‹ den Namen seines Verfassers weithin bekannt machte, kannten viele Erhart Kästners Griechenlandbuch. Das jetzt erscheinende Werk hat mit ihm nicht viel mehr als den Schauplatz gemein, der freilich wiederum und jetzt nach starken neuen Eindrücken in farbigen Szenen lebendig geschildert wird. Das besondere Anliegen des Autors aber ist es, nicht zu beschreiben, sondern das Erlebnis der Landschaft und der mit ihr verbundenen Elemente unserer geistigen Welt zu spiegeln, wie es sich für den Menschen dieser Zeit ergibt.

MAURIAC, FRANÇOIS: DIE EINÖDE DER LIEBE. Roman. Aus dem Französischen übertragen von G. Cramer. 176 Seiten. M 7.80.
Das Werk des Nobelpreisträgers von 1952, vor Jahren schon mit dem Großen Preis der Französischen Akademie ausgezeichnet, ist ein Meisterstück psychologischer Menschenschilderung. Vater und Sohn lieben, ohne von einander zu wissen, dieselbe Frau; keiner erreicht sie. Mit überlegener Sicherheit ist ein Roman geschaffen, dessen menschlicher Gehalt das bürgerliche Milieu seiner Handlung weit überragt.

RILKE, RAINER MARIA: GEDICHTE 1906 BIS 1926. Sammlung der verstreuten und nachgelassenen Gedichte aus den mittleren und späteren Jahren. Herausgegeben vom Rilke-Archiv in Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke. Besorgt durch Ernst Zinn. 694 Seiten. M 27.–.
Der umfangreiche Band, im altgewohnten Format der Werke Rilkes, enthält alles das, was im angegebenen Zeitraum neben den von Rilke selbst in Buchform veröffentlichten Gedichten entstanden ist, darunter viele hier zum ersten Mal nach der Handschrift gedruckte Gedichte. Die Sammlung ist die wichtigste Rilke-Publikation seit der Werk-Ausgabe von 1927.

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE AN FRAU GUDI NÖLKE. Herausgegeben von Paul Obermüller. 200 Seiten. Mit 4 Bildtafeln. M 12.–.
Die Briefe aus den ersten Jahren von Rilkes Leben in der Schweiz

Digitized by Google

zeigen den Dichter in der Wirklichkeit seines Alltags als helfenden Freund. Wertvolle Beigabe ist der Bericht von Frau Wunderly-Volkart über Rilkes letzte Tage. In den Anmerkungen findet man die sehr anschaulichen Berichte Schweizer Zeitungen über Rilkes Vorlesungen.

Wohlfeile Insel-Ausgaben

Mit dieser Reihe wird die Tradition des Insel-Verlags wieder aufgenommen, bewährte Werke zeitgenössischer Dichter in schönen preiswerten Ausgaben vorzulegen.

CLAES, ERNEST: FLACHSKOPF. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Mit Vorwort und Zeichnungen von Felix Timmermans. 232 Seiten. M 5.80.
Über diese Geschichte einer fröhlichen Dorfjugend in Flandern schrieb Hermann Hesse beim ersten Erscheinen: Inmitten einer völlig problematisch gewordenen Literatur kann das Harmlose, wo es irgend dichterisch angefaßt ist, Wunder tun – man denke an Jammes, an Timmermans. Nun kommt noch einer, dieser Claes mit seinem Lausbuben Flachskopf. Es gibt Seelen, in denen noch alle Kindheit lacht.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE MAGDEBURGISCHE HOCHZEIT. Roman. 244 Seiten. M 5.80.
Nur eine Dichterin von hohem Rang konnte so selbstverständlich das private Schicksal einer jungen Magdeburgerin mit den politischen Geschehnissen der Zeit verbinden. Aus dem Untergang der Stadt, in Flugblättern ›Magdeburgische Hochzeit‹ genannt, erhebt sich das Ewige in reiner Herrlichkeit.

SILLANPÄÄ, FRANS EEMIL: SILJA, DIE MAGD. Roman. Aus dem Finnischen übertragen von Rita Öhquist. 320 Seiten. M 6.80.
Mitten in einer harten Bauernwelt, die der Dichter mit kräftigem Realismus schildert, entfaltet sich die zarte Blüte des jungen schönen Landmädchens, um alsbald wieder zu verwelken, licht und hoffnungsvoll bis zum letzten Atemzug. Schon um dieser einen bezaubernden Gestalt willen hätte der finnische Dichter den Nobelpreis verdient, der ihm 1939 zugesprochen wurde.

Digitized by Google

BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Zweiter Band: Studienaufenthalt in Paris. Erste Dozentenjahre und Redaktionstätigkeit in Basel. Juni 1843 bis März 1846. 328 Seiten. Mit 10 Bildtafeln. M 18.–.
Unter den großen Briefschreibern des 19. Jahrhunderts steht Jacob Burckhardt in vorderster Reihe. Die kritische Gesamtausgabe ist mit ihren umfangreichen sorgfältigen Anmerkungen ein wertvoller Beitrag für die Kenntnis von Burckhardt und seiner Zeit.

CAROSSA, HANS: GESAMMELTE WERKE. Zwei Bände. 720 und 690 Seiten. In Leder M 60.–. (Vergriffen.)
Von der im Jahre 1949 erschienenen Ausgabe wurden hundert Exemplare auf besonderes Papier gedruckt und in Leder nach Einbandentwurf von Walter Tiemann gebunden. Die Ausgabe ist vergriffen.

GOETHES WERKE. Im Auftrag der Goethe-Gesellschaft herausgegeben. (Volks-Goethe.)
Sechster (letzter) Band: Vermischte Schriften. Unter Teilnahme von Andreas B. Wachsmuth besorgt von Hans-J. Weitz. 800 Seiten. Subskr.-Preis M 7.50. (Der Subskriptionspreis ist erloschen. Eine neue Auflage der sechs Bände erscheint im Herbst 1953.)
Mit dem völlig neu gestalteten sechsten Band ist die neue Ausgabe des Volks-Goethe zum Abschluß gebracht.

GOETHE: FAUST · WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgaben auf Dünndruckpapier. In Leder je M 27.50.
Neben der lieferbaren Leinenausgabe (je M 14.–) gibt es beide Bände jetzt auch in rotem Leder, in der Art der alten Insel-Klassiker.

HAGELSTANGE, RUDOLF: BALLADE VOM VERSCHÜTTETEN LEBEN. 72 Seiten. Gebunden M 6.80.
Hagelstanges jüngste Dichtung wurde mit dem Literaturpreis 1951/52 der deutschen Kritiker ausgezeichnet.
»Das Gedicht hat Tiefe und Wahrhaftigkeit, ja echte Volkstümlichkeit. Man kann es vorlesen! In seiner Aussage wird festgehalten – entgegen der gefährlichen Vergeßlichkeit und Selbstbetäu-

Digitized by Google

bung unserer hektischen Jahre –, was das Jahr 1945 gewesen ist: ein Wegweiser der Wirklichkeit unseres verschütteten Lebens.«

Karl Korn in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung

INSEL-ALMANACH 1952. 192 Seiten. 8 Tafeln. Kartoniert M 2.50.
Der erste Insel-Almanach nach einer Pause von zwölf Jahren enthält unveröffentlichte Beiträge von Autoren des Verlages und Stücke aus neuen Büchern, außerdem ein vollständiges Verzeichnis aller 1945 bis 1952 in Wiesbaden erschienenen Bücher des Insel-Verlags.

DIE JUGEND GROSSER DEUTSCHER. Von ihnen selbst erzählt. Herausgegeben von Rudolf K. Goldschmit-Jentner. Neue Ausgabe mit 8 Bildtafeln. 484 Seiten. M 14.80.
Die in diesem Band vereinigten Jugenderinnerungen sind erfüllt von dem Zauber jener Jahre, die nach Jean Pauls schönem Wort als verlorenes Paradies in unserem Herzen weiterleben. Das Werk ist in besonderem Maße geeignet, ein Lesebuch für junge Menschen zu sein, die an den Schicksalen der Vergangenheit ihr eigenes Suchen und Streben messen mögen. Die Jugendbildnisse, die der neuen Auflage beigegeben wurden, machen den Band zu einem Geschenk von besonderem Reiz.

KIPPENBERG, ANTON: REDEN UND SCHRIFTEN. 320 Seiten. Mit 18 Bildtafeln. In Leinen M 12.50.
Persönliche Erinnerungen ›Aus den Lehr- und Wanderjahren eines Verlegers‹ leiten die Auswahl der Beiträge ein, die Anton Kippenberg als Verleger, Sammler und Präsident der Goethe-Gesellschaft zur Geschichte des deutschen Geistes gegeben hat. Für die große Zahl derer, die als Gleichstrebende die erste Hälfte unseres Jahrhunderts miterlebt haben, ist das Buch reich an Erinnerung. Aber auch ein jüngeres Geschlecht wird mit Gewinn in dem Buch lesen, um zu erfahren, was es heißt, im deutschen Sinne ein Weltbürger zu sein.

MELL, MAX: GEDICHTE. 88 Seiten. Liebhaberdruck in Halbpergament M 10.–.
Max Mell, der am 10. November 1952 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, bescherte den Freunden seiner Kunst eine Ausgabe der gesammelten Gedichte. In der großen Tradition der österreichischen Lyrik stehend, antwortet der Dichter in unverwechselbar eigener Melodie dem Anruf der heilenden Kräfte und

Digitized by Google

dämonischen Mächte des Daseins mit einem Lobgesang auf das Leben.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: EIN LEBEN IN BRIEFEN. Herausgegeben von Margareta Morgenstern. 536 Seiten. 8 Bildtafeln. M 20.–.
Die Briefe Christian Morgensterns geben das geschlossene Bild der Entwicklung eines bedeutenden Dichters und Denkers, der sich unbestechlich höchster Verantwortung der Menschheit und sich selbst gegenüber bewußt ist. In der Vielfalt seiner menschlichen und sachlichen Bindungen spiegelt der umfangreiche Band die Welt des Geistes in dem Zeitraum vom Ende der achtziger Jahre bis zum Frühling 1914.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

MUNK, GEORG: AM LEBENDIGEN WASSER. Roman. 660 Seiten. M 19.50.
Seit langem wieder einmal erscheint hier ein Buch, das den großen Atem der echten Erzähler spüren läßt, ein figurenreicher Roman, noch vor den Weltkriegen spielend und doch ganz zeitnahe im Schicksal der Frau, die nach kurzer glücklicher Ehe auf die Heimkehr des verschollenen Mannes wartend ihr Leben meistert.
»Ein Buch von Frauen, denen Liebe noch Geheimnis ist, von Männern, die sich durch sinnvolles Leben ihren Frauen verbunden wissen – ein geheimnisvoll zauberhaftes Buch vom Menschen, als dichterisches Gleichnis von nachhaltiger Wirkung.«
E. H. Lucas

PORCHÉ, WLADIMIR: LIEBE IM VALLESPIR. Aus dem Französischen übertragen von Hedwig Andertann. 248 Seiten. M 11.50.
»Ein ganzes Buch voll junger Liebe ... und eine literarische Kostbarkeit dazu. In den äußeren, sich wie von selbst ergebenden Handlungsfällen gibt es der neugierigen Spannung, was nur verlangt werden könnte, klug und deutlich erhellt es den seelischen Standort der Geschilderten. Aber vor allem: ein Mann mit Herz und dichterischem Atem hat es geschrieben.« Die Neue Zeitung

RILKE, RAINER MARIA: BRIEFE ÜBER CÉZANNE. Herausgegeben von Clara Rilke. Mit 8 Bildtafeln. 56 Seiten. Großoktav. In Halbpergament M 12.–.
Cézannes Bilder wurden Rilke zu einem entscheidenden Erlebnis und des Malers rastloses, entsagungsvolles Ringen um letzte

Digitized by Google

Vollendung ein verpflichtendes Vorbild für das eigene Schaffen. Die von Rilke beschriebenen Bilder, deren Reproduktionen aus aller Welt zusammengetragen wurden, sind dem Band beigegeben. *Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.*

SCHILLER, FRIEDRICH: WERKE IN DREI BÄNDEN. Herausgegeben von Reinhard Buchwald. Drei Leinenbände (2364 Seiten) in Schuber M 45.–.
Im ›Volks-Schiller‹ erscheinen die Werke des Dichters nach den drei großen Epochen seines Lebens geordnet. Innerhalb einer Entwicklungsstufe wechseln Dramen, Gedichte und Aufsätze in lebendiger Folge. Der erste Band bietet die revolutionären Jugenddramen, philosophische Briefe und die Vorlesungen über die Schaubühne. Der zweite Band umfaßt die Gedichte und als Ergebnis der Gedankenarbeit eines Jahrzehnts die geistigen und dichterischen Grundlagen für die Meisterdramen, die im dritten Band enthalten sind.

SCHNEIDER, REINHOLD: INNOZENZ UND FRANZISKUS. 284 Seiten. M 12.–.
Eine Schicksalswende des Mittelalters – die päpstliche Macht erreicht mit Innozenz III. ihren Gipfel, während Franziskus bedingungslos Absage an alle weltliche Gewalt fordert – in großen historischen Szenen gestaltend, stellt die neue Dichtung den Lebenden die Frage: Wie soll der Christ die Macht verwalten?

TIMMERMANS, FELIX: DIE UNSICHTBARE HAND. Märchen und Geschichten. Mit Zeichnungen des Dichters. 232 Seiten. M 9.80.
»Erzähl uns, Pa, aus der Zeit, als du klein warst« – und dann erzählt Timmermans seinen Kindern von der Räuberbande oder vom Meerweibchen Perlamuna oder auch Besinnliches wie die schöne Legende ›Die Flucht nach Ägypten‹. Dieses Buch ist ein willkommenes Geschenk für jugendliche Leser, für die große Gemeinde des Dichters eine liebenswerte Ergänzung zu den Romanen.

TIMMERMANS, LIA: MEIN VATER. Ein Buch der Erinnerung an Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Karl Jacobs. Mit 16 Abbildungen. 208 Seiten. M 12.–.
Eine der Töchter des Dichters erzählt in der schönen, schlichten Art, die wir an ihm so liebten, von seinem Leben. Oft läßt die Tochter den Vater zu Wort kommen, und schon darum werden

Digitized by Google

Freunde des Dichters das Buch zu seinen Werken stellen. Vieles erfährt man hier über die Entstehung der einzelnen Bücher und über das Werk des Malers Timmermans. Tief ergreifen die letzten Abschnitte über ›Adriaan Brouwer‹, ›Adagio‹ und das Ende des Dichters.

In Verlagsgemeinschaft mit Max Niehans, Zürich, erschien:

RAINER MARIA RILKE UND LOU ANDREAS-SALOMÉ: BRIEFWECHSEL. Herausgegeben von Ernst Pfeiffer. 651 Seiten. Mit 6 Bildtafeln. M 25.70.

Welche wichtige Rolle Lou Andreas-Salomé im Leben Rilkes gespielt hat, weiß man aus ihrem Buch über Rilke und dem seit einem Jahr vorliegenden ›Lebensrückblick‹. Aber ein vollkommenes Bild ergibt erst dieses Briefgespräch. In der hier zum ersten Male mitklingenden Antwort der Frau werden ergreifende Töne laut, Worte des Verstehens und des Wissens um ›die tiefe Angst, die allem Schaffen beigegeben.‹

Die Drucke der Trajanus-Presse

Die 1951 gegründete Trajanus-Presse hat sich die Aufgabe gestellt, in der Zeit des Massenbuches sowohl technisch wie ästhetisch ausgereifte, in der Auflage begrenzte Drucke herauszugeben, die den Schrift- und Bücherfreund erfreuen. Die Auslieferung der Drucke der Trajanus-Presse übernahm der Insel-Verlag. Die Bücher sind durchweg numeriert und mit der Hand gebunden. Bisher liegen vor:

TRILUSSA: DIE BEKEHRTE SCHLANGE und siebenundzwanzig andere Fabeln. Aus dem römischen Volksdialekt übertragen von Hans von Hülsen. Illustriert von Werner vom Scheidt. Zweifarbiger Druck. In bibliophilem Geschenkeinband M 16.50.

FEDER UND STICHEL. Alphabete und Schriftblätter von Hermann Zapf. In Metall geschnitten von August Rosenberger. Mit einem Textanhang über die historische Entwicklung der abendländischen Schrift. In Halbpergament-Handeinband M 28.–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

GERTRUD VON LE FORT: PLUS ULTRA. Erzählung. Mit freundlicher Genehmigung der Dichterin veranstaltete Liebhaberausgabe. In Halbpergament-Handeinband M 23.–.

Digitized by Google

Insel-Bücherei

In farbigem Einband je M 2.–.

NEUE BÄNDE UND NEUE AUSGABEN IM FRÜHJAHR 1953

568 CLAES, ERNEST: DAS LEBEN UND DER TOD DES VICTALIS VAN GILLE. Erzählung. Übertragen von Bruno Loets.
Eine Erzählung voll kräftiger Farben und drohender Dunkelheiten, denen helle Lichter tapferen Humors aufgesetzt sind.

250 DÜRER, ALBRECHT: DIE KLEINE PASSION. Eine Holzschnittfolge. Geleitwort von Emil Waldmann.
Der neuen Ausgabe liegen Abzüge des Berliner Kupferstichkabinetts zugrunde, die in Originalgröße wiedergegeben sind.

487 GOETHES SCHÖNSTE BRIEFE
Eine Auswahl aus jenen brieflichen Lebenszeugnissen, in denen man das starke Gefühl, die herzliche Teilnahme, die menschliche Wärme Goethes spürt.

493 GOETHE, JOHANN WOLFGANG: DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHERS. Urfassung von 1774. Mit einem Kupfer von Daniel Chodowiecki.

384 LAWRENCE, DAVID HERBERT: DER FUCHS. Erzählung.
In seinen Erzählungen schildert der Engländer Lawrence (1885 bis 1930) immer wieder den Kampf von Trieb und Hemmung, der die Geschlechter unlöslich verbindet. Diese Novelle gehört zu seinen besten Werken.

566 LORCA, FEDERICO GARCIA: ZIGEUNER-ROMANZEN. Deutsch von Enrique Beck.
Lorca hat den überkommenen Formen der spanischen Volksdichtung einen neuen unverwechselbaren Ton gegeben.

567 MARC, FRANZ: TIERSTUDIEN. 36 Handzeichnungen.
»Ich habe gar nie das Verlangen, die Tiere zu malen, wie ich sie ansehe, sondern wie sie sind, wie sie selbst die Welt ansehen und ihr Sein fühlen.« Franz Marc
Erscheint voraussichtlich im Juni.

564 PESTALOZZI: ENTFALTUNG DER MENSCHLICHKEIT. Gedanken aus seinen Werken. Auswahl und Nachwort von Otto Müller.
Die von dem Schweizer Pädagogen Otto Müller geschaffene Auswahl fügt Worte aus den Werken zu innerlich verbundenen Kapiteln zusammen, so daß der Leser die Gedanken Pestalozzis in gestraffter Folge nach-denken kann.

Digitized by Google

288 BENÉT, STEPHEN VINZENT: DES BISCHOFS BETTLER. Erzählung. Übertragen von Paridam von dem Knesebeck

154 BERTRAM, ERNST: GEDICHTE UND SPRÜCHE in Auswahl

183 DUMPFE TROMMEL UND BERAUSCHTES GONG. Nachdichtungen chinesischer Kriegslyrik von Klabund

224 EICHENDORFF, JOSEPH VON: AUS DEM LEBEN EINES TAUGENICHTS

412 GÄNG, RICHARD: DIE HEIMFAHRT DES ANDREAS KUMLIN. Novelle

49 HERAKLIT: URWORTE DER PHILOSOPHIE. Griechisch und Deutsch
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1952 ausgezeichnet.

502 HESSE, HERMANN: KLINGSORS LETZTER SOMMER. Erzählung

427 HOERNER, HERBERT VON: DIE LETZTE KUGEL. Erzählung

110 KASSNER, RUDOLF: VON DER EITELKEIT: Zwei Essays

169 DER KÖNIG UND DER BETTLER. Indische Märchen

562 LORCA, FEDERICO GARCIA: BLUTHOCHZEIT. Lyrische Tragödie

342 RÜCKERT, FRIEDRICH: GEDICHTE UND SPRÜCHE

486 SCHNEIDER, REINHOLD: DIE TARNKAPPE. Ein Nibelungen-Drama

Illustrierte Bände:

561 APULEJUS: AMOR UND PSYCHE. Aus dem Lateinischen übersetzt von August Rode. Mit 6 Bildern

463 BRENTANO, CLEMENS: BARON HÜPFENSTICH. Ein Märchen. Mit 8 ganzseitigen Zeichnungen von Hanna Preetorius

333 EMANUEL GEIBEL / PAUL HEYSE: SPANISCHES LIEDERBUCH. Auswahl von Florian Stern. Titelzeichnung von Adolph Menzel

308 TIMMERMANS, FELIX: DIE SEHR SCHÖNEN STUNDEN JUNGFER SYMFOROSAS, DES BEGINCHENS. Mit Zeichnungen des Dichters

Bildbände:

495 DER BORDESHOLMER ALTAR MEISTER BRÜGGEMANNS. 48 Bildtafeln

294 KLEE, PAUL: 40 HANDZEICHNUNGEN

433 MASEREEL, FRANS: GESCHICHTE OHNE WORTE. Ein Roman in Bildern. Mit einem Nachwort von Hermann Hesse

545 TILMAN RIEMENSCHNEIDER IM TAUBERTAL. 48 Bilder

Digitized by Google

Früher erschienen:

ACKERKNECHT, ERWIN: GOTTFRIED KELLER. Geschichte seines Lebens. 14. Tausend. 395 Seiten. Gebunden M 3.–.

BARLACH IM GESPRÄCH. Aufgezeichnet von Friedrich Schult. Liebhaberdruck auf handgeschöpftem Bütten. 22 Seiten. Mit Lichtbild Barlachs. M 2.–.

BERTRAM, ERNST: AUS DEN AUFZEICHNUNGEN DES HERZOGS VON MALEBOLGE. 60 Seiten. Gedruckt in 500 Exemplaren, von denen 300 in den Handel kamen. Kartoniert M 7.50.

– KONRADSTEIN. Erzählung. 120 Seiten. M 7.–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

BILLINGER, RICHARD: SICHEL AM HIMMEL. Gedichte. 5. Tausend. 168 Seiten. Gebunden M 5.50.

DIE BLÜMLEIN DES HEILIGEN FRANZISKUS VON ASSISI. Übertragen von Rudolf G. Binding. Kapitel-Initialen von Carl Weidemeyer-Worpswede. 32. Tausend. 238 Seiten. Gebunden M 7.50.

BUCHWALD, REINHARD: DAS VERMÄCHTNIS DER DEUTSCHEN KLASSIKER. 20. Tausend. 192 Seiten. Kartoniert M 2.–.

BÜRGER, GOTTFRIED AUGUST: WUNDERBARE REISEN ZU WASSER UND ZU LANDE, Feldzüge und lustige Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen, wie er dieselben bei der Flasche im Zirkel seiner Freunde selbst zu erzählen pflegte. Mit 37 Bildern von Fritz Kredel. 109 Seiten. Gebunden M 4.80.

BURCKHARDT, JACOB: BRIEFE. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses hergestellt von Max Burckhardt. Vorgesehen sind zehn Bände. – Band 1: Jugend und Schulzeit, erste Reisen nach Italien, Studium in Neuenburg, Basel, Berlin und Bonn (1818–1843). 376 Seiten. 16 Abbildungen. M 17.–.

CAROSSA, HANS: AUFZEICHNUNGEN AUS ITALIEN. 11.–16. Tausend. 205 Seiten. Gebunden M 6.–. In Leinen M 8.50.

– DAS JAHR DER SCHÖNEN TÄUSCHUNGEN. 152. Tausend. 320 Seiten. M 11.50.

– DER ARZT GION. 106. Tausend. 282 Seiten. M 10.80.

– GEHEIMNISSE DES REIFEN LEBENS. Aus den Aufzeichnungen Angermanns. 102. Tausend. 237 Seiten. M 9.80.

Digitized by Google

CAROSSA, HANS: GESAMMELTE GEDICHTE. 51. Tausend. 186 Seiten. M 7.–.

– RUMÄNISCHES TAGEBUCH. 96. Tausend. 166 Seiten. M 9.–.

– UNGLEICHE WELTEN. 18. Tausend. 342 Seiten. M 12.80.

GRUSS DER INSEL AN HANS CAROSSA. Dem 15. Dezember 1948. 258 Seiten. Gebunden in Roma-Bütten M 4.80.

CLAES, ERNEST: JUGEND. Aus dem Flämischen übertragen von Bruno Loets. 18. Tausend. 291 Seiten. In Halbleinen M 4.80.

COOLEN, ANTON: AUS DER KLEINEN WELT. Erzählung. Aus dem Niederländischen übertragen von Bruno Loets. 195 Seiten. M 4.80.

– BRABANTER VOLK. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Elisabeth und Felix Augustin. 25. Tausend. 250 Seiten. M 9.–.

COOPER, DUFF: TALLEYRAND. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. 53. Tausend. 482 Seiten. Mit sechs Bildtafeln. M 15.–.

DACQUÉ, EDGAR: DIE URGESTALT. Der Schöpfungsmythus neu erzählt. 244 Seiten. M 11.50.

DEUTSCHE ERZÄHLER. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Zwei Bände. 45. Tausend. 1007 Seiten. In Halbleinen M 15.–.

DEUTSCHE GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 181. Tausend. 143 Seiten. Gebunden M 2.50.

DEUTSCHE WEIHNACHTSLIEDER. Zweistimmig gesetzt von Helmut Walcha. In zweifarbigem Druck mit Vignetten von Willi Harwerth. 140. Tausend. 64 Seiten. In farbigem Einband M 3.–.

EISHERZ UND EDELJASPIS ODER DIE GESCHICHTE EINER GLÜCKLICHEN GATTENWAHL. Ein Roman aus der Ming-Zeit. Mit 26 Holzschnitten einer alten chinesischen Ausgabe. Übersetzt von Franz Kuhn. 36. Tausend. 369 Seiten. M 9.80.

FISCHER, EDWIN: MUSIKALISCHE BETRACHTUNGEN. 13. Tausend. 67 Seiten. Gebunden M 4.–.

GOETHE: FAUST. Gesamtausgabe. 225. Tausend. 648 Seiten. Dünndruckpapier. M 14.–. In Leder M 27.50.

– GESPRÄCHE OHNE DIE GESPRÄCHE MIT ECKERMANN. In Auswahl herausgegeben von Flodoard Freiherr von Biedermann. 792 Seiten. In Alkor gebunden M 14.–.

Digitized by Google

GOETHES WERKE IN SECHS BÄNDEN (Der Volks-Goethe). Jeder Band 700–750 Seiten. In Leinen Band 1–6 M 50.–.

Band 1: Goethes Leben. – Gedichte. Faust.

Band 2: Dramen.

Band 3: Die Leiden des jungen Werthers. Wilhelm Meisters Lehrjahre. Das Märchen.

Band 4: Die Wahlverwandtschaften. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Novelle. Vers-Epen.

Band 5: Dichtung und Wahrheit.

Band 6: Vermischte Schriften: Biographisches. Zur Literatur, Kunst und Naturwissenschaft. Sprüche.

– WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Gesamtausgabe. Herausgegeben von Hans-J. Weitz. 618 Seiten mit einer Landkarte. Auf Dünndruckpapier. M 14.–. In Leder M 27.50.

– WEST-ÖSTLICHER DIVAN. Kleine Ausgabe (ohne die Noten zum Divan). 128 Seiten. Kartoniert M 2.–.

CHRONIK VON GOETHES LEBEN. Mit Verzeichnis der Erstausgaben, Personen- und Ortsregister. Herausgegeben von Franz Götting. In Format und Ausstattung des Volks-Goethe. 196 Seiten. M 6.–.

HAGELSTANGE, RUDOLF: VENEZIANISCHES CREDO. 25. Tausend. 48 Seiten. Kartoniert M 2.25.

– STROM DER ZEIT. Gedichte. 76 Seiten. Kartoniert M 2.50.

HARDT, ERNST: DON HJALMAR. Bericht über vier Tage und eine Nacht. Roman. 10. Tausend. 176 Seiten. Gebunden M 3.50.

– ERZÄHLUNGEN. 144 Seiten. Gebunden M 2.–.

HIOB: DAS GEDICHT VON HIOB UND SEINEN DREI FREUNDEN. Übersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Gustav Hölscher. 128 Seiten. Gebunden M 2.–.

HOFMANNSTHAL, HUGO VON: BUCH DER FREUNDE. Tagebuch-Aufzeichnungen. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. 112 Seiten. M 6.50.

– DIE GEDICHTE UND KLEINEN DRAMEN. 61. Tausend. 312 Seiten. M 10.–.

– DAS SALZBURGER GROSSE WELTTHEATER. 19. Tausend. 100 Seiten. Gebunden M 4.–.

Digitized by Google

HUCH, RICARDA: HERBSTFEUER. Gedichte. 25. Tausend. 76 Seiten. Kartoniert M 2.50.

— LUTHERS GLAUBE. Briefe an einen Freund. 29. Tausend. 264 Seiten. M 10.—.

KASSNER, RUDOLF: DIE NACHT DES UNGEBORGENEN LEBENS. Aus den Schriften. (Auswahl aus den Essays und Gleichnissen.) 248 Seiten. Gebunden M 9.50.

— PHYSIOGNOMIK. 224 Seiten und 47 Abbildungen auf Tafeln. M 16.50.

KÄSTNER, ERHART: ZELTBUCH VON TUMILAD. 10. Tausend. 264 Seiten. M 9.50.

KIN PING MEH ODER DIE ABENTEUERLICHE GESCHICHTE VON HSI MEN UND SEINEN SECHS FRAUEN. Roman. 29. Tausend. Aus dem Chinesischen übersetzt von Franz Kuhn. 920 Seiten. Dünndruckpapier. M 25.—.

KIPPENBERG, ANTON: GESCHICHTEN AUS EINER ALTEN HANSESTADT. 88. Tausend. 216 Seiten. M 7.—.

KIPPENBERG, KATHARINA: RAINER MARIA RILKE. Ein Beitrag (Biographie). 20. Tausend. 384 Seiten. Gebunden M 8.50.

— RAINER MARIA RILKES DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 8. Tausend. 200 Seiten. Gebunden M 6.50.

— KLEINE SCHRIFTEN. 142 Seiten. Gebunden M 8.—.

KOCH, RUDOLF: DAS ABC-BÜCHLEIN. Zeichnungen von Rudolf Koch und Berthold Wolpe in Holz- und Metallschnitten von Fritz Kredel und Gustav Eichenauer. Gebunden M 6.—.

LAWRENCE, DAVID HERBERT: SÖHNE UND LIEBHABER. Roman. Aus dem Englischen übertragen von Georg Goyert. 558 Seiten. Gebunden M 4.80.

LE FORT, GERTRUD VON: DIE TOCHTER FARINATAS. Vier Erzählungen. 204 Seiten. M 8.—.

— UNSER WEG DURCH DIE NACHT. Worte an meine Schweizer Freunde. 20 Seiten. M —.60.

MAUROIS, ANDRÉ: ARIEL ODER DAS LEBEN SHELLEYS. Aus dem Französischen übertragen von Karl Lerbs. 280 Seiten und 12 Bildtafeln. M 6.80.

MECKEL, EBERHARD: GESAMMELTE GEDICHTE. 192 Seiten. In Halbleinen M 6.—.

Digitized by Google

MENDELSSOHN, ARNOLD: GOTT, WELT UND KUNST. Aufzeichnungen. Mit einem Bildnis. 388 Seiten. In Halbleinen M 3.–.

MOMBERT, ALFRED: DER HIMMLISCHE ZECHER. In sieben Büchern. Große Ausgabe. 344 Seiten. M 18.–.

MORGENSTERN, CHRISTIAN: ALLE GALGENLIEDER. 169. Tausend. 333 Seiten. M 9.80.

MOY, JOHANNES: DAS KUGELSPIEL. Erzählungen. 15. Tausend. 188 Seiten. Kartoniert M 1.60.

MÜHLBERGER, JOSEF: DIE KNABEN UND DER FLUSS. Erzählung. 8. Tausend. 108 Seiten. Kartoniert M 1.20.

– GEDICHTE. 240 Seiten. Gebunden M 6.–.

NOSTITZ, HELENE VON: AUS DEM ALTEN EUROPA. Erinnerungen an Menschen und Städte. Mit acht Bildtafeln. 200 Seiten. M 11.50.

PRANG, HELMUT: JOHANN HEINRICH MERCK. Ein Leben für andere. Mit einem farbigen Porträt. 332 Seiten. M 14.–.

RENKER, ARMIN: DAS BUCH VOM PAPIER. Eine Darstellung vom Werden und Wesen des Papiers. 12. Tausend. 230 Seiten Großoktav. Mit 46 Abbildungen auf Lichtdrucktafeln, zwei Landkarten, Proben von Papyrus, Pergament, verschiedenen Papiersorten und Wasserzeichen. Gedruckt auf Zerkall-Bütten. In Halbleinen M 22.–.
Als eins der schönsten Bücher des Jahres 1951 ausgezeichnet.

RILKE, RAINER MARIA: AUSGEWÄHLTE WERKE. Zwei Bände. 61. Tausend. 840 Seiten. M 30.–.

– AUGUSTE RODIN. 75. Tausend. 124 Seiten und 97 Bilder auf Tafeln. M 14.–.

– BRIEFE. Zwei Bände. 1180 Seiten. M 30.–.

– BRIEFE AN SEINEN VERLEGER. 1906–1926. Neue erweiterte Ausgabe. 560 Seiten. Zwei Bände. M 14.–.

– DAS BUCH DER BILDER. Gedichte. 46. Tausend. 178 Seiten. M 8.50.

– DAS MARIEN-LEBEN. 146. Tausend. 28 Seiten. Kartoniert M 2.–. Vorzugsausgabe auf Büttenpapier in Halbpergament gebunden M 10.–.

– DAS STUNDEN-BUCH. 198. Tausend. 108 Seiten. In Halbleinen M 5.–.

– DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. Roman. 52. Tausend. 305 Seiten. M 10.–.

Digitized by Google

RILKE, RAINER MARIA: DUINESER ELEGIEN UND SONETTE AN ORPHEUS. 112 Seiten. Gebunden M 6.50.

— GEDICHTE IN FRANZÖSISCHER SPRACHE. Gesamtausgabe. 156 Seiten. M 8.–.

— GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 68. Tausend. 186 Seiten. M 8.–.

— NEUE GEDICHTE. 40. Tausend. 276 Seiten. M 8.50.

AUS RAINER MARIA RILKES NACHLASS. Erschienen sind:

— AUS DEM NACHLASS DES GRAFEN C. W. Ein Gedichtkreis. 42 Seiten. Gebunden M 4.50.

— BRIEFWECHSEL IN GEDICHTEN MIT ERIKA MITTERER. 64 Seiten. Gebunden M 5.–.

— AUS TASCHEN-BÜCHERN UND MERK-BLÄTTERN. Gedichte. 88 Seiten. Gebunden M 6.–.

— DIE BRIEFE AN GRÄFIN SIZZO. 92 Seiten. Gebunden M 6.–.

SALMINEN, SALLY: KATRINA. Roman. Übertragen von Edzard Schaper. 116. Tausend. 424 Seiten. M 14.–.

SCHAEFFER, ALBRECHT: ELLI. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 288 Seiten. M 9.–.

— GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Erzählung. 208 Seiten. Gebunden M 2.–.

SCHILLER: GEDICHTE. Ausgewählt von Katharina Kippenberg. 128 Seiten. Kartoniert M 1.50.

SCHNEIDER, REINHOLD: DER GROSSE VERZICHT. Szenen aus dem 13. Jahrhundert. Dramatische Dichtung. 280 Seiten. M 11.50.

— DER TRAUM DES EROBERERS / ZAR ALEXANDER. 184 Seiten. Gebunden M 12.50.

— DIE NEUEN TÜRME. Sonette. 10. Tausend. 56 Seiten. Kartoniert M 1.50.

— LAS CASAS VOR KARL V. Szenen aus der Konquistadorenzeit. 45. Tausend. 206 Seiten. M 9.80.

— PORTUGAL. Ein Reisetagebuch. 152 Seiten. Gebunden M 6.50.

SCHULT, FRIEDRICH: HERKUNFT UND LANDSCHAFT. 176 Seiten. Kartoniert M 2.–.

SILLANPÄÄ, FRANS EEMIL: SCHÖNHEIT UND ELEND DES LEBENS. Roman. 224 Seiten. Gebunden M 6.50.

Digitized by Google

Skutsch, Karl Ludwig: Dichterische Weisung. Gedichte. 144 Seiten. Kartoniert M 5.–.

– Europäische Legende. Roman. 186 Seiten. Gebunden M 6.–.

Spranger, Eduard: Goethes Weltanschauung. 13. Tausend. 256 Seiten. In Halbleinen M 8.50.

Stendhal: Rot und Schwarz. Zeitbild von 1830. Übertragen von Arthur Schurig. 712 Seiten. Dünndruckausgabe. M 8.50.

Taube, Otto Freiherr von: Vom Ufer, da wir abgestossen. Gedichte. 72 Seiten. Kartoniert M 1.80.

Terry, Charles Sanford: Johann Sebastian Bach. Eine Lebensgeschichte. 17. Tausend. 250 Seiten und 33 Bilder. M 7.50.

Timmermans, Felix: Adagio. Gedichte. Flämisch und deutsch. Übertragen von Georg Hermanowski. 72 Seiten. Gebunden M 4.–.

– Adriaan Brouwer. Roman. Übertragen von Bruno Loets. 188 Seiten. In Leinen M 9.80.

– Franziskus. Übertragen von Peter Mertens. 288 Seiten. Mit Zeichnungen des Dichters. In Leinen M 12.–.

– Das Jesuskind in Flandern. Übertragen von Anton Kippenberg. Mit Zeichnungen des Dichters. 79. Tausend. 232 Seiten. In Leinen M 8.50.

– Pieter Bruegel. Übertragen von Peter Mertens. Mit Zeichnungen des Dichters. 61. Tausend. 324 Seiten. M 12.–.

Der Traum der roten Kammer. Ein Roman aus der Tsing-Zeit. Übersetzt von Franz Kuhn. 24. Tausend. 800 Seiten. Dünndruckausgabe. M 20.–.

Uhde-Bernays, Hermann: Im Lichte der Freiheit. Erinnerungen aus den Jahren 1880–1914. 536 Seiten. In Halbleinen M 15.–.

Valéry, Paul: Gedichte. Übertragen von Rainer Maria Rilke. 72 Seiten. Gebunden M 8.–.

– Herr Teste. Übertragen von Max Rychner. 124 Seiten. Gebunden M 5.–.

Venesis, Ilias: Äolische Erde. Roman. Aus dem Neugriechischen übertragen von Roland Hampe. 308 Seiten. M 9.80.

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. 97. Tausend. 372 Seiten. M 12.–.

– Das Jahr des Herrn. Roman. 85. Tausend. 292 Seiten. M 11.50.

– Mütter. Roman. 41. Tausend. 298 Seiten. M 11.50.

Digitized by Google

WEISZ, JOSEF: ALPENBLUMEN. Zwei vielfarbige Blätter in Mappe. M 6.–.

– DER GESTIRNTE HIMMEL. Die Sternbilder der Alten in 42 Holzschnitten. Mit einem Geleitwort von Thassilo von Scheffer. Handpressendruck des Künstlers in 300 Exemplaren auf eigens gefertigtem Hahnemühle-Büttenpapier. Als Blockbuch in Halbpergament gebunden. In Schatulle M 80.–.

In Gemeinschaft mit dem Verlag Max Niehans, Zürich:

ANDREAS-SALOMÉ, LOU: LEBENSRÜCKBLICK. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Ernst Pfeiffer. 386 Seiten mit 17 Abbildungen. M 18.70.

RILKE, RAINER MARIA UND MARIE VON THURN UND TAXIS: BRIEFWECHSEL. 1071 Seiten und 8 Bildtafeln. Zwei Bände. M 34.–.

In Gemeinschaft mit dem Henry Tschudy Verlag, St. Gallen:

HAGELSTANGE, RUDOLF: BALTHASAR. Erzählung. Mit acht Holzschnitten von Frans Masereel. 600 numerierte, vom Dichter und vom Künstler signierte Exemplare. Gebunden M 16.–.

Über die lieferbaren Bände der Insel-Bücherei unterrichtet ein besonderes Verzeichnis. Die Bücher des Insel-Verlags werden nur durch Buchhandlungen geliefert.

Digitized by Google

Inhalt

Marc Aurel: Vorspruch 5

Klopstock: Die Frühlingsfeier 7

Reinhard Buchwald: Schillers Klopstock-Erlebnis 11
Aus dem ersten Band der kommenden neuen Ausgabe der Schiller-Biographie

Katharina Kippenberg und Rainer Maria Rilke: Briefwechsel 24
Aus der künftig erscheinenden Ausgabe

Hans Carossa: Erste Begegnung mit der Insel 33

Reinhold Schneider: Rouen 38

Federico García Lorca: Zigeuner-Romanzen 48
Aus dem neuen Band 566 der Insel-Bücherei

Oliver J. G. Welch: Mirabeau und Sophie 54
Aus der künftig erscheinenden Biographie des englischen Historikers

Juan Ramón Jiménez: Platero und ich 69
Aus dem in der Insel-Bücherei erscheinenden Werk des spanischen Dichters

Albrecht Schaeffer: Der Auswanderer 75

Karl Scheffler: Der Bürger Liebermann 79
Aus der künftig erscheinenden neuen Ausgabe der Monographie

Jack Common: Der Pfandleih-Zyklus 85
Aus dem Roman ‚Glück ist Trumpf'

Christian Morgenstern: Das Mondschaf 100
Sechs Galgenlieder, deutsch und englisch

Erhart Kästner: Maria aus Magdala 106
Aus dem Griechenlandbuch ‚Ölberge, Weinberge'

Josef Mühlberger: Vier Gedichte 110

Carl A. Willemsen: Der Kaiserkopf von Capua 112
Aus dem demnächst erscheinenden Werk ‚Kaiser Friedrichs II. Triumphtor zu Capua'

Jean Paul: Maximen und Reflexionen 122

Bernard Berenson: Zweifel am Wort 127
Aus dem ‚Entwurf zu einem Selbstbildnis'

Anne de Tourville: Die Perlen der Toten 135
Aus dem mit dem Prix Femina ausgezeichneten Roman ‚Jabadao', dessen deutsche Ausgabe im Herbst erscheinen wird

Digitized by Google

Ernst Bertram: Sprüche des Theognis 146
Bettina Seipp: Unterwegs nach Capri 149
Rainer Maria Rilke: Ein Gedicht aus dem Nachlaß 157
Aus dem Band ‚Gedichte 1906 bis 1926'
Will Grohmann: Aus den Lehrjahren Paul Klees 159
Max Mell: Zwei Gedichte 166
Aus dem Band ‚Gedichte'
Eberhard Meckel: Winter im Osten 169
Rudolf Hagelstange: Gedichte 179
Aus einer demnächst erscheinenden Sammlung
Jacob Burckhardt: Briefe aus Paris 182
Aus dem zweiten Band der ‚Briefe'
Gertrud von le Fort: O tröstet die Finsternis 186
Bücher aus dem Insel-Verlag 187

VERZEICHNIS DER BILDTAFELN

Vor Seite
Rilkes Arbeitszimmer in Soglio 33
Aus den ‚Briefen an Frau Gudi Nölke'
Federico García Lorca. Bildnis von Mareno Villa 49
Max Liebermann: Selbstbildnis 81
Aus Karl Schefflers Liebermann-Buch
Fritz Kredel: Holzschnitt zu Aucassin und Nicolette 97
Aus der neuen Ausgabe des Bandes 14 der Insel-Bücherei
Bildnis Friedrichs II. von Hohenstaufen 113
Nach einer Gemme
Bernard Berensons Villa über Florenz 129
Aus dem ‚Entwurf zu einem Selbstbildnis'
Die Heilige Elisabeth 145
Aus dem in der Insel-Bücherei erscheinenden Band über den Elisabeth-Schrein in Marburg
Paul Klee: Zwitschermaschine 161
Aus der Monographie ‚Paul Klee' von Will Grohmann
Franz Marc: Drei Pferde 177
Bleistiftzeichnung aus Band 567 der Insel-Bücherei: Franz Marc ‚Tierstudien'

Digitized by Google

33

Zeichnung des Umschlages von Fritz Kredel
Gedruckt von Ludwig Oehms, Frankfurt am Main
Schrift: Linotype-Janson

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google